



3 1761 07132308 3

# RELIGIÖSE STRÖMUNGEN IM JUDENTUM

mit besonderer Berücksichtigung des Chassidismus

VON

DR. S. A. HORODEZKY

1920

---

ERNST BIRCHER VERLAG IN BERN UND LEIPZIG





Digitized by the Internet Archive  
in 2010 with funding from  
University of Toronto









# RELIGIÖSE STRÖMUNGEN IM JUDENTUM

Mit besonderer Berücksichtigung des Chassidismus

VON

DR. S. A. HORODEZKY

1920

---

ERSNT BIRCHER VERLAG IN BERN UND LEIPZIG

BM  
157  
H6

Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung, vorbehalten  
Copyright by Ernst Bircher Verlag in Bern 1920



Herrn Professor Dr.

KARL MARTI

in tiefster Verehrung zugeeignet



## VORWORT.

Vorliegendes Buch enthält eine Sammlung von Aufsätzen, von denen jeder für sich ein Ganzes darstellt; deshalb wird der Leser hie und da auf Wiederholungen stossen, die aber der Vollständigkeit des einzelnen Aufsatzes wegen nicht gut weggelassen werden konnten. Jeder Aufsatz jedoch bildet eine Fortsetzung und Ergänzung des vorangegangenen, sodass das ganze Werk einen einheitlichen Zusammenhang aufweist.

Das Buch ist grösstenteils der grossen religiös - mystischen Strömung im Judentum, genannt Chassidismus, gewidmet, die Hunderttausende von Anhängern zählt. Diese beinahe zwei Jahrhunderte alte jüdische Romantik hat im Judentum tiefe Wurzeln geschlagen und ungefähr die gleichen Phasen durchgemacht wie ihre Verwandte, die Kabbala. Wie diese, begegnete auch sie vielen Verfolgungen und grossem Unverständnis. In den letzten Jahrzehnten jedoch erlebte der Chassidismus eine Wiedergeburt und gelangte zu neuem Ansehen. Wie in Russland, der Wiege des Chassidismus, so ist er nunmehr auch in Deutschland Gegenstand literarischer Erzeugnisse von angesehenen Schriftstellern und Denkern geworden, anstelle der Verspottung und Verachtung ist eine ruhige und ernsthafte Forschung getreten und hat schon vieles zur besseren Kenntnis dieser interessanten religiösen Bewegung im Judentum beigetragen. In der letzten Zeit allerdings wurde der Chassidismus viel zuviel interpretiert, statt von innen heraus, wie er ist, beleuchtet und erforscht zu werden. Ich habe mich deshalb hier bemüht, den Chassidismus rein als solchen zu erforschen und darzustellen, indem ich mich auf seine ersten Quellen und die Werke seiner Urheber und Begründer stütze. Im Zusammenhang mit dem Chassidismus habe ich versucht, auch das

Leben seiner Anhänger, der Chassidim, zu schildern auf Grund eigener langjähriger Beobachtungen und Erlebnisse, da ich selbst einmal zu ihrer Gemeinschaft gehörte und ihre Gesinnung und ihr Leben teilte.

BERN, im September 1919.

*S. A. H.*



# INHALT.

	Seite
Vorwort . . . . .	VII—VIII
Zwei Richtungen Im Judentum . . . . .	1—35
<p>Religiöse Gesetze und religiöse Gefühle. Der Unterschied zwischen denselben. Gesetzesjudentum und Gefühlsjudentum. Der Kampf zwischen beiden. Die Propheten und ihre religiösen Anschauungen. Ihr Kampf gegen das Gesetzesjudentum. Judentum und Christentum. Die ersten Talmudisten und ihr Kampf für das Gesetz. Ueberhäufung der Gesetze durch dieselben. Die Essener als Träger der prophetischen Ideale. Hillel, sein Leben und seine ethischen Anschauungen. Elischa b. Abuah. R. Akiba. Die Halacha und die Aggada. Die letztere als Trägerin des Gefühlsjudentums. Ihr Kampf gegen die Halacha, die Trägerin des Gesetzesjudentums. Die Gaonim. Die Karäer. Moses Maimonides und sein Werk „Mischne Thora“. Der Messianismus. Serene und Sabbatai Zewi. Die Kabbala und ihr Kampf gegen das Gesetz. Der Sohar. R. Abraham Abulaffia. Das Buch Hakanah. Der Chassidismus und seine Spuren bei Bachaja Ibn Pakuda und Isaak Abuab der erste. R. Israel Baal-Schem. Sein Kampf gegen die Rabbiner. Das Wesen des Chassidismus. Seine Anschauungen über Gott, Welt, Mensch und ihr Verhältnis zueinander. Die Demut. Das Gebet. Das Denken. Die Liebe zu Gott, zur Thora und zu Israel. Der Zaddik und sein Wesen. Der Unterschied zwischen „Zaddik“ und „Rabbi“. Rabbinismus und Chassidismus und ihr Unterschied.</p>	
Der Zaddik . . . . .	36—47
<p>Der Zaddik und der Talmid Chacham und ihr Unterschied. Das Alte Testament kennt keinen Personenkultus. Jeder Mensch ist fehlbar. Der Messias als absolute Vollkommenheit. Der Zaddik als Stellvertreter Gottes. Seine absolute Vollkommenheit. Er steht über der Thora. Der Zaddik im Talmud. R. Chanina b. Dosso. R. Simon b. Jochai und sein Sohn Eleasar. R. Pinchas b. Jair. Der Zaddik in der Kabbala. R. Abraham Abulaffia. Salomo Molcho. R. Isaak Lurja. Der Zaddik im Chassidismus. R. Israel Baal-Schem.</p>	
Der Gaon von Wilna und der Baal-Schem . . . . .	48—67
<p>Der Gaon R. Elija von Wilna. Sein einsames zurückgezogenes Leben. Einer der grössten Rabbiner des achtzehnten Jahrhunderts. Der Gaon als Pessimist. Kein Erneuerer religiöser Ideen. Der Gaon als Fortsetzer des Althergebrachten. Als typischer Vertreter des Gesetzesjudentums. Der Gaon und der Baal-Schem. Ihr Unterschied. Der Gaon und der Chassidismus. Gaons Kampf gegen den Chassidismus. Gaons Bann gegen Chassidim und Chassidismus.</p>	

R. Israel Baal-Schem. Sein Wanderleben. Seine Liebe zur Natur. Seine Gotteserkenntnis. Als Optimist. Seine Lebensanschauung. Baal-Schem und der Wilnaer Gaon. Baal-Schem als typischer Vertreter des mystischen Gefühlsjudentums. Sein Kampf gegen den Rabbinismus. Die reine Gesinnung und die Liebe als Grundlagen im Gottesdienst. Die Vereinigung des Menschen mit Gott. Der Zaddik als Vermittler zwischen Gott und Mensch. Gottesdienst. Die Anhänger des Bescht.

## Die Blütezeit des Chassidismus . . . . . 68—144

R. Beer von Medsirtsch, der Nachfolger des Bescht. Seine Jugendzeit. R. Beer als lurjanischer Kabbalist. Sein vieles Fasten und seine Kasteiung. Sein erster Besuch Beschts. Er bekehrt sich zu ihm. Bescht selber wählt ihn zu seinem Nachfolger. Er reorganisiert die Chassidim. Er schickt Missionare aus für den Chassidismus. Tausende von Chassidim pilgern zu ihm. Seine vielen Schüler. Ihr Verhältnis zu ihm. Salomon Maimon über R. Beer. Seine Lehre im Chassidismus. R. Beers Tod. Weitere Verfolgungen der Chassidim. 300 litauische Chassidim mit R. Mendel Witebsker an ihrer Spitze wandern nach Palästina aus. R. Mendel macht Palästina zum Zentrum des Chassidismus. Die spanischen Juden und die deutschen Juden in Palästina. Ihr Verhältnis zueinander vor und nach der Ankunft der Chassidim in Palästina. Die Verfolger der Chassidim senden den Bann mit einem Sonderboten nach Palästina nach. Die verzweifelte Lage des Chassidismus nach dem Tode R. Beers. Seine Schüler gründen verschiedene Zentren für den Chassidismus. Ihre Mühe und ihr Kampf von Erfolg gekrönt. Der erste chassidische Schriftsteller R. Jakob Joseph Hakohen von Polone. Der älteste Schüler Beschts. Sein Buch Toldot Jakob Joseph, das erste chassidische Werk. Dieses Buch verfolgt mit grösster Schärfe die Rabbiner und ihre Lehre und ist voll Begeisterung für Bescht. Die erste klare Darstellung der Lehre des Bescht. Dies Buch gibt Ursache zur Erneuerung des Bannes gegen den Chassidismus. Die grossen Verfechter des Chassidismus in der Ukraine. R. Nachum von Tschernobyl. R. Levi Jizchak von Berditschew. R. Pinchas von Korez. R. Abraham Malach. R. Leib Sores. Der Chassidismus in Litauen, Chabad. Ihr Führer R. Schneur Salmen von Lady. Der Unterschied zwischen dem litauischen und dem ukrainischen Chassidismus. R. Ahron Streliker. R. Nachman von Brazlaw.

## Vom Gemeinschaftsleben der Chassidim . . . . . 145—181

Drei Judentypen: Der litauisch-rationalistisch-talmudische Jude, der ukrainisch-mystische Jude und der rationalistisch-mystisch-polnische Jude. Der grosse Riss zwischen diesen. Der Chassidismus sucht sie zu versöhnen und zu vereinigen. Der Versuch ist im grossen ganzen gelungen. Der Chassidismus als geeigneter Vermittler. „Zusammenschluss der Genossen“ und „Liebe“ als



Grundlage des Chassidismus. Die Essener und die Chassidim. Ihre Ideen und Lebensverwandtschaft. Die Chassidim unter sich. Ihr Zusammenhalten. Ihre Zusammengehörigkeit mit ihrem Oberhaupt, dem Zaddik. Aehnlichkeit zwischen Christus und dem Zaddik. Das Leben des Zaddik. Sein „Hof“. Sein Verhältnis zu den Chassidim. Die Dynastie des Zaddik. Der Zaddik nach seinem Tode. Die Brazlawer Chassidim. Ihre eigenartige Lebensweise. Ihre Verfolgung von seiten anderer Chassidim. Die litauischen Chassidim. Ihre besondere Lebensweise. Die polnisch-galizischen Chassidim und ihre Lebensart.

## Die jüdische Frau im Chassidismus . . . . . 182—190

Die Stellung der jüdischen Frau im Rabbinismus. Keine innige Verbindung zwischen dem religiösen Leben und der jüdischen Frau. Emanzipierung der jüdischen Frau auf dem Gebiete der Religion im Gefühlsjudentum. Die Prophetinnen Debora und Chulda. Stellung der jüdischen Frau in der Kabbala und in der messianischen Bewegung. Die jüdische Frau im Chassidismus. Ihre Wallfahrt zum Zaddik. Ihre Gespräche mit dem Zaddik. Die Frau als Zaddik. Die Tochter des Baal-Schem und andere. Die Wallfahrten der Chassidim zu ihnen. Die Wallfahrer empfangen ihren Segen. Sie lauschen ihrer Thora. Die Jungfrau von Ladumir. Ihr Leben. Die „Jungfrau“ als Zaddik. Ihr eigenes Bethaus. Wallfahrt der Chassidim zur Zaddik-Jungfrau. Ihre Thora und ihre Wunder.

## Die Sadagorer Dynastie . . . . . 191—247

Die Entwicklung der Chassidischen Dynastien. Ihre Ursachen. Der Sohn des Zaddik als „Gottes Sohn“. Der Anfang der Sadagorer Dynastie. Israel von Ruzhin, Urenkel des R. Beer von Medsiritsch. Sein Leben und seine Lehre. Sein grosser Einfluss auf Juden und Nichtjuden. Die Dynastie von Tschernobyl. Die „Höfe“ von Ruzhin und Tschernobyl. Kampf zwischen den Anhängern beider Dynastien. Die Verhaftung R. Israels und dessen Flucht aus Russland. R. Israel in Sadagora. Seine Wirksamkeit in Galizien. Seine letzten Jahre. Die Nachfolger des R. Israel. Die Messias-Ansprüche dieser Dynastie. Verzweigung der Dynastie von Sadagora. Ein „Abtrünniger“: der mittlere Sohn R. Israels, R. Beer, der Zaddik von Loew. Sein Auftreten gegen das Gesetzesjudentum. Er wird mit Gewalt zu seinem älteren Bruder gebracht. Die jüdischen Gebildeten von Czernowitz nehmen sich seiner an. Das Eingreifen des Staatsanwalts. R. Beer in Czernowitz. Sein Manifest an die Juden gegen das Gesetzesjudentum. Dieses ruft einen Sturm der Entrüstung im Judentum hervor. Der Zaddik R. Chaim von Sandz und sein Auftreten gegen die ganze Sadagorer Dynastie und den Abtrünnigen. Um ihn sammeln sich viele Rabbiner. Das Gesetzesjudentum in Gefahr. Die Chassidim von Sadagora nehmen den Abtrünnigen in Schutz.

Sie deuten seine Taten in mystischem Sinn. R. Beer als schwacher Charakter. Er kehrt zu seinem Bruder in Sadagora zurück. Sein neues Manifest. Reue über das erstverfasste Manifest. Seine letzten Tage.

Anmerkungen . . . . . 249—260

## ZWEI RICHTUNGEN IM JUDENTUM.

**R**eligiöse Gesetze und religiöse Gefühle — zwischen diesen beiden herrscht keine Eintracht. Während die Gesetze durch die religiösen Gefühle bedingt sind — denn ohne die innere religiöse Seele wären die Gesetze nur ein dürres Gerippe ohne Lebensgeist —, während die Gesetze nach dem Gefühle verlangen, weil sie nur darin ihr Ziel und ihren Bestand finden können, sind im Gegenteil die religiösen Gefühle den vielen Gesetzen abhold und bäumen sich immer wieder gegen sie auf.

In der Tat ist zwischen dem religiösen Gesetze und dem religiösen Gefühle ein tiefer Unterschied nicht zu verkennen. Das Gefühl ist frei, im Herzen begründet und kennt keine Grenzen. Das religiöse Gefühl ist gut und nachsichtig und kennt keine Pedanterie, während das religiöse Gesetz wie eine Last auf den Geist drückt und seine Freiheit beschränkt. Das Gesetz befiehlt, streng und herrisch verfährt es, ohne Erbarmen; das religiöse Gefühl ist volkstümlich: in jedermanns Herzen kann es eine Stätte finden; es ist aufrichtig ohne äusseren Zwang, weder verheisst es, noch straft es, aus reiner aufrichtiger Liebe ist es Gott ergeben und nicht aus Hoffnung auf Lohn. Dem religiösen Gesetze dagegen kann nicht jedermann in gleichem Maße nachkommen, obschon es für das gesamte Volk ist und der Gesetzgeber keinen Unterschied unter den Menschen machen wollte. Das Gesetz schmuggelt sich hinein, indem es dem Menschen alles Schöne im Diesseits und im Jenseits für die Uebung guter Taten verspricht; dem Gesetze zufolge wird der Gottesdienst aus Furcht oder aus Hoffnung auf Lohn ausgeübt. Das religiöse Gefühl ist frisch, blühend, lebendig; es folgt immer der Entwicklung des Menschen und der Zeit. Das Gesetz aber ist ver mummt und versteinert; allmählich wird es auch seines religiösen Gefühles bar, denn das Gefühl schreitet vorwärts und das Gesetz bleibt zurück, leer und hohl wie ein seelenloser Körper.



Das religiöse Gefühl offenbart sich als eine emporsteigende Bewegung. Es kommt weder von aussen, noch drückt es von oben herab, es entwickelt sich in der Form einer volkstümlichen, freien und inneren Bewegung. Zwar nimmt diese Bewegung sogleich die Gestalt des äusseren Gottesdienstes an, aber eines Gottesdienstes, der mit dem inneren Geiste des Volkes übereinstimmt. Das Gesetz dagegen offenbart sich als eine Strömung, die von oben herabkommt: gelehrte Gesetzgeber scheuen keine Mühe, um Propaganda unter dem Volke zu machen und es durch ihre Autorität zu zwingen, ihre Meinungen und ihre Gesetze anzunehmen.

Die religiösen Gesetze und die religiösen Gefühle sind zwei Grundlinien, die sich in den verschiedenen Epochen der Geschichte Israels kennzeichnen: zwei Richtungen, die, seitdem das jüdische Volk besteht, sich in seiner Geschichte verfolgen lassen. Die eine stammt aus dem Bestreben, die religiösen Gesetze und die religiösen Lehren zu entwickeln; die andere aus dem Wunsche, das religiöse Gefühl, den Glauben und die Lehre des Herzens zu vervollständigen. Die erste offenbart sich als die Wirkung der Beamten und Bureaukraten, der Verstandesmänner und Gelehrten, wie Gesetzgeber, Priester und Rabbiner; die andere als Kundgebung der Mehrzahl des Volkes, das an der Verfassung des religiösen Kodex keinen Anteil nimmt, ja dem die vielen Gesetze nur zur Last sind, weil es nach freiem Gottesdienste, nach dem Glauben des Herzens und Gefühls sich sehnt. An der Spitze dieser Mehrzahl standen die Propheten, die Agadisten, der Messianismus, die Kabbalisten und zuletzt die Schöpfer des Chassidismus.

In der Tat ist das jüdische Volk kein „Volk des Buches“, des religiösen Buches und der religiösen Gesetze, wie es von verschiedenen Seiten behauptet wurde; es ist vielmehr ein Volk des Gefühls. Ein Volk, bei dem die Mystik sein ganzes Dasein umfasst und das sein Schaffen der Mysterien niemals eingestellt hat: im Buche Moses, bei den Propheten, in den Apokalyptischen Büchern, in den Agaden, in der Kabbala und im Chassidismus; ein Volk, das das Prophetentum erzeugt und den Messiasgedanken entwickelt hat — ein solches Volk kann kein „Volk des Buches“ genannt

werden, des längst zurecht gelegten Buches, in dem religiöse Gesetze für jede Einzelheit des Lebens, des Denkens und des Glaubens im voraus bestimmt sind. Die Religion eines solchen Volkes ist vielmehr in ihrem innersten Kerne frei, denn sie kommt aus dem Herzen und hat ihre Begründung im Gefühl. Die ganze Geschichte Israels bewegt sich fast nur um diesen einen Zentralpunkt: Hervorragende Männer der Nation kämpfen im Namen des Gefühls und der Freiheit des Herzens gegen alles Bestehende, gegen alles Angenommene und Zurechtgelegte.

### I.

Die Propheten waren die ersten, die das Judentum auf das Gefühl und auf den Glauben des Herzens begründeten; sie waren auch die ersten, die ihm die Moral und die Sittenlehre zur Grundlage gaben. Mit aller Energie protestierten sie und lehnten sich gegen bestimmte Gesetze auf, die den religiösen Geist des Volkes verschrumpfen und versteinern. Allerdings finden sich bereits in den Büchern Moses sittliche Anschauungen, die bis heute als Muster gelten können, aber in diesen Büchern sind die Dinge noch untereinander vermengt, und neben erhabenen Aussagen wie: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“<sup>1)</sup> und „Einerlei Recht soll unter Euch gelten für den Fremden wie für den Landeseingeborenen“<sup>2)</sup> findet sich darin auch folgende Aussage: „Auge um Auge, Zahn um Zahn“<sup>3)</sup>. Einerseits das Kapitel „Und heilig sollt Ihr sein“<sup>4)</sup>, an das fast „alle Grundsätze der Bibel sich anschliessen“<sup>5)</sup>, andererseits die „Verdammung“<sup>6)</sup> und das Kapitel des „Fluches“<sup>7)</sup>. Nur in den Büchern der Propheten gewahren wir ein grosses unvermengtes und geklärtes Licht; in der Religion der Propheten vernehmen wir Ideen der absoluten Moral und Gerechtigkeit, die mit der Liebe zum allgemeinen Leben verknüpft sind. Hier sehen wir die wahre Religion des alten Testaments, die vollkommene und vollendete, von deren Macht und Stärke bis auf die Gegenwart die Welt erfüllt ist<sup>8)</sup>. Nicht allzu leicht fiel es den Propheten, durch ihre Lehre, die eine Lehre des Herzens ist, auf das Volk zu wirken; das Volk war in Gesetzen und äusserlichen Traditionen versunken, und diese Gesetze erdrückten seinen inneren Geist. Deshalb er-



scheinen die grössten der Propheten einerseits als Zerstörer, andererseits als Inauguratoren: mit den Gesetzen und Traditionen, die im Volke ihre Wurzeln schlugen, ohne einen moralischen Nutzen auszuüben, wollen sie aufräumen; dagegen lehren sie einen neuen und richtigen Weg, den das Volk, um nicht zu irren, einschlagen soll. Sie sind kühn genug, um sogar gegen bestimmte Gesetze, die in den Büchern Moses enthalten sind, zu protestieren<sup>9)</sup>. Dem gegenüber sind sie unablässig bemüht, das Volk zu höherer Gesinnung, zur Reinheit der Moral und der Sitten zu erziehen, indem sie ihm wiederholt einschärfen, dass nur auf diese die Religion begründet sei. Der Prophet Hosea mahnt die Priester: „Von der Sünde meines Volkes nähren sie sich und nach seiner Verschuldung steht ihr Verlangen“ — und was verlangt sein Gott? „denn an Liebe habe ich Wohlgefallen und nicht an Schlachtopfern, an Gottes Erkenntnis und nicht an Brandopfern“. <sup>10)</sup> Der Prophet Micha fragt: „Gefallen Jahve etwa Tausende von Böcken, unzählige Bäche Oels?“ — Und er antwortet: „Er hat dir gesagt, o Mensch, was frommt; und was fordert Jahve von dir ausser recht zu tun, dich der Liebe zu befleissigen und demütig zu wandeln vor deinem Gott.“ <sup>11)</sup> Der Prophet Jesaja ruft im Namen Gottes: „Ich bin satt der Widderbrandopfer und des Fettes der Mastkälber, und an dem Blute von Farren, Lämmern und Böcken habe ich kein Gefallen.“ „Eure Neumonde und Feste mag ich nicht; sie sind mir zur Last geworden, ich bin es müde, sie zu tragen.“ — Dagegen predigt er: „Lernt Gutes tun! Trachtet nach Recht! Bringt die Gewalttätigen zurecht! Verschafft den Waisen ihr Recht! Führt die Sachen der Witwen.“ <sup>12)</sup> — Und der Gott des Tritojesaja fordert: „Ungerechte Fesseln abnehmen, die Bande des Joches lösen, Zerschlagene frei ausgehen lassen und jegliches Joch sprengen, dass du dem Hungrigen dein Brot brichst und umherirrende Elende ins Haus hineinführst, dass, wenn du einen Nackenden siehst, du ihn bekleidest und deinem Fleische dich nicht entziehst.“ <sup>13)</sup>

Die Propheten pflegten mit den Gesetzen sparsam zu verfahren, ja sie liebten es überhaupt nicht, sich mit dem Aufstellen von Gesetzen zu beschäftigen. Die meisten Propheten sahen den wichtigsten



Bestandteil ihrer Religion nicht in den Gesetzen. Nicht sie waren es, die sich geäußert haben: „Denn wahrlich ich sage Euch, bis der Himmel und die Erde vergehen, soll auch nicht ein Jota oder ein Häkchen vom Gesetze vergehen, bis alles wird geschehen sein.“<sup>14)</sup> Nicht sie meinten: „Denn wer das ganze Gesetz hält, aber in einem Stücke fehlt, der ist es ganz schuldig geworden“<sup>15)</sup>. Für die Propheten ist das Grundprinzip der Religion die Gesinnung: Reinheit des Herzens und der Sitten, Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit<sup>16)</sup>. Die Propheten rufen ihrem Volke und allen andern Völkern zu, die Fahne dieser geklärten und erhabenen Religion hochzuhalten.

Die Propheten waren nicht engherzig; sie wollten ihre Religion der ganzen Menschheit mitteilen; das „Gottesreich“ der Propheten ist für alle. Nicht das Christentum hat zum ersten Male das Wort verkündet: „Es ist hie kein Unterschied unter Juden und Griechen, es ist aller zumal ein Herr reich über alle, die ihn anrufen“<sup>17)</sup>, sondern schon 700 Jahre vor ihm predigten die Propheten diesen Gedanken. „An jenem Tage“, heisst es im Buche Jesaja, „wird Israel der Dritte sein nach Aegypten und Assyrien, ein Segen inmitten der Erde. Gesegnet hat es der Herr Zebaoth also: Gesegnet sei mein Volk Aegypten und meiner Hände Werk Assur und mein Erbgut Israel<sup>18)</sup>. „Ich wandle den Völkern ihre Sprache“, ruft ein anderer Prophet, „in eine lautere, dass sie allesamt den Namen des Herrn anzurufen wissen, ihm einmütig zu dienen.“<sup>19)</sup> „Der Ewige wird König sein über die ganze Erde. An jenem Tage wird der Ewige einzig sein und sein Name einzig.“<sup>20)</sup> Im Buche Jesaja, in den erhabenen Visionen über den Weltfrieden, wird nicht nur zum Volke Israel, sondern zu allen Völkern gesprochen. „Kein Volk erhebt mehr gegen das andere das Schwert, nicht lernen sie fürder Krieg.“ „Da werden sie ihre Schwerter zu Sensen schmieden, ihre Speere zu Winzermessern.“<sup>21)</sup> Auch die Messiasidee, die durch die Propheten so erhaben entwickelt worden, ist für die ganze Menschheit gedacht<sup>22)</sup>.

Es ist wahr, wir hören da und dort bei den Propheten, dass das Volk der Israeliten eine zentrale Rolle unter den Völkern spiele; aber dies widerspricht nicht ihrem religiösen Universalismus. Israel gilt nur für das geistige Zentrum, von dem die wahre Religion nach

allen Seiten hin ausstrahlt. Wenn aber dereinst alle fremden Völker das Heidentum abwerfen, wird der Gott der Propheten Ein Gott sein für alle Völker<sup>23)</sup> und „Gottes Haus wird Ein Gebethaus für alle Völker sein“. „Auch wenn ein Fremder, der nicht von deinem Volke Israel ist, aus fernen Landen kommt, um deines grossen Namens, deiner mächtigen Hand und deines ausgestreckten Armes willen, und in diesem Hause betet, so höre auf ihn vom Himmel, dem Sitze deiner Wohnung und tue alles, was er von Dir erfleht“<sup>24)</sup> usw. Ja, Gott ist sogar bereit, aus den fremden Völkern seine Priester und Leviten zu wählen. „Auch von ihnen nehme ich mir Priester und Leviten“, spricht der Herr.<sup>25)</sup>

Und wahrlich nicht vergebens erscholl ihr Ruf: ins Herz aller Völker drang er und fand dort seinen Widerhall. Bereits fünfhundert Jahre vor der Geburt Christi, während die Exilierung der Juden nach Babylonien erfolgte, begann das Judentum sich in allen Ländern der Diaspora durch die dorthin kommenden Juden zu verbreiten<sup>26)</sup>. Zu Ende des Zeitalters des zweiten Tempels machte das Judentum enorme Eroberungen; den grössten geistigen Triumph aber feierte es über Rom, über die stolze Besiegerin des jüdischen Volkes, die ihm grausam seine Freiheit geraubt hatte; auch sie musste stillschweigend ihr Haupt vor dem Judentum beugen<sup>27)</sup>. Das war ein grosser majestätischer Moment in der Geschichte Israels. Grosse, gewaltige Möglichkeiten boten sich damals dem Judentum, und wären damals an seiner Spitze Männer gestanden, die den Gang der Geschichte gehörig verstanden hätten — das Judentum hätte dann die ganze Welt erobern können. Und wie grundverschieden hätte sich alsdann der Gang der allgemeinen menschlichen Geschichte und derjenige des Judentums gestaltet! Leider fanden sich damals solche Männer nicht; ja es wurde zu jener Zeit überhaupt eine Reaktion im geistigen Leben des Judentums fühlbar. Die Lichtstrahlen der Propheten fingen allmählich zu erlöschen an, der volkstümliche, freiheitsliebende Gott der Propheten verschwand; und an dessen Stelle trat der Gott der Gelehrten, ein Gott der Gesetze und der Umzäunungen. Und als am Ende des Zeitalters des zweiten Tempels und ungefähr zweihundert Jahre nach dessen



Zerstörung die Völker in einer Uebergangsperiode lebten, ihre Götter verloren hatten und nach dem Gotte Israels verlangten, nach dem Gotte der absoluten Moral, der Gerechtigkeit und der Gesinnung — da stiessen die Häupter des Judentums die Völker von sich. „Am selben Tage stellten sie 18 Verbote auf“<sup>28)</sup> und errichteten damit neue Umzäunungen um das Judentum. Es ist nun begreiflich, dass andere Völker dem umzäunten und umgrenzten Judentum sich nicht anschliessen konnten. Wenn auch hie und da eine Aeusserung fiel, die den Völkern die Annahme des Judentums zu erleichtern schien, ihnen den Uebergang durch das Tauchbad allein ohne Beschneidung gestattete<sup>29)</sup>, so verlor sich eine derartige Aeusserung in dem Wust der erschwerenden Urtheile über die Aufnahme der Proselyten. Da kam das Christentum, das sich eben die Lehren der Propheten angeeignet, denen es aber heidnische Elemente hinzugefügt<sup>30)</sup>, um sich dem Geschmacke derjenigen Völker anzupassen, die sich von der Last ihrer Erbschaft noch nicht vollständig frei gemacht hatten, und erbte das reine geklärte Judentum. Wohl drangen die sittlichen Ideale und Anschauungen des Judentums der Propheten durch das Christentum in das sittliche Leben der Völker ein und verursachten darin eine Umwälzung, die bis zu unserer Zeit besteht. Diese Ideale und Anschauungen aber verloren ihre ursprüngliche Bedeutung, sie nahmen nun eine fremde Umhüllung an, die mit dem Geiste und dem Wesen des ursprünglichen Judentums nicht mehr übereinstimmte.

## II.

Zu gleicher Zeit, als dem Judentum von Seiten des Hellenismus Vernichtung drohte und es nur durch die Makkabäer davor bewahrt wurde, ward es auch innerlich von Gefahren, die sein Wesen erschütterten, heimgesucht. Mit den durch die Schriftgelehrten herausgegebenen übertriebenen Gesetzen wurden die tiefempfundene Religiösität im Judentum und die grossen Ideale der Propheten gefährdet.

Zu dieser Zeit sonderten sich von der Gesamtheit der Juden eine kleine Schar, ungefähr viertausend, ab und bildeten sich zu einer Sekte heran, die Essener genannt. Die meisten verliessen

die Städte und schlugen ihre Wohnsitze in Dörfern auf. Dort führten sie ihr eigenes Dasein und religiöses Leben. Sie bemühten sich, die grossen Ideale der Propheten im eigenen Leben zu verwirklichen.

Sie bezogen den grossen Gedanken der Propheten von dem „Zurückkehrenden Rest“ auf sich: Jahve bestraft sein Volk, weil es ihm nicht gehorchen und treu sein will und verwirft es; aber „einen Rest“ von diesem widerspenstigen Volke behält er. Dieser Rest wird den echten Gottesgeist an sich offenbaren, er wird geläutert und geheiligt sein und alle Ideale der Propheten verwirklichen. Er wird durch die vollendete Herrschaft Gottes, durch das himmlische Reich beherrscht, und von ihm aus werden die Verheissungen Jahves, die Strahlen des heiligen Lichtes, für alle Menschen ausstrahlen und sie beleuchten.

Drei Grundideen findet Philo bei den Essenern: Liebe zu Gott, Liebe zu guten Taten und Liebe zum Nächsten. Ihre Liebe zu Gott zeigten sie dadurch, dass sie ihr ganzes Leben mit Gott vereinigt waren, immer dachten sie an ihn und immer fühlten sie ihn. Um diese Vereinigung zu erreichen, heiligten sie sich; sie verabscheuten die Lüge, selbst den geringsten Schein einer Lüge und überhaupt alles, was sich gegen Gottes Willen richtet. Ihre Liebe zu guten Taten offenbarte sich in vollständiger Enthaltung von Luxus und Vergnügen. Sie heirateten nicht und blieben jeder Lustbarkeit fern, sie begnügten sich nur mit dem Notwendigsten und liebten die Ordnung und ein geregeltes Leben. Ihre Liebe zum Nächsten kam in der Gleichberechtigung aller zum Ausdruck. Es gab bei ihnen weder Reiche noch Arme, sie hatten Gütergemeinschaft. „Es gibt keinen Sklaven unter ihnen — erzählt Philo — jeder ist frei, indem sie gegenseitig für einander arbeiten.“ Sie haben das Sklaventum verworfen, wie Philo berichtet, nicht nur deshalb, weil das Sklaventum gegen die absolute Gleichheit und Gerechtigkeit ist, sondern auch deshalb, weil es die freie Entwicklung der Naturgesetze hemmt. Denn die Natur ist die Mutter aller Menschen, alle sind darin gleich.

Die Essener kehrten zur Natur zurück und nur aus inniger Liebe zu derselben haben sie die Sklaverei, den Eid, das Oelsalben



und anderen Luxus abgeschafft, nur mit dem Einfachsten, Notwendigsten haben sie sich begnügt. „Wer geistige Reichtümer besitzt, braucht keinen äusseren Reichtum. Wer nach idealem Leben Verlangen hat, muss dem materiellen Leben entsagen“, äusserten sich die Essener, nach Philo. Und von diesem Standpunkt aus haben sie Handel und Geschäfte verpönt, weil sie zu Habsucht führten. Ihre Hauptbeschäftigung war Ackerbau, aber sie vernachlässigten auch die Gewerbe nicht. Die Anfertigung von Kriegswerkzeug und Geräten, welche den Menschen Schaden zufügen könnten, verabscheuten sie. Durch ihre Liebe zur Natur und dem immerwährenden Zusammenhang mit derselben fühlten sie sich in direkter Verbindung mit Gott, ohne andere Vermittlung, nicht durch Opfer, die damals als Bindeglied zwischen Menschen und Gott dienten. Und auch damit waren die Essener die ersten, welche das Ideal der Propheten, die Verwerfung der Opfer, verwirklichten. Dafür wurden sie vom Tempel in Jerusalem ausgeschlossen. Nur aus Liebe zur Natur haben die meisten von ihnen das Dorf zur Wohnstätte gewählt, und sie hatten einen Greuel vor dem unmoralischen Stadtleben. „Wie die schlechte Luft die gesunden Menschen verpestet, so verderben auch die sündigen Menschen die Seele der Guten“, sagten die Essener, nach Philo.

Das Verhältnis des Menschen zu Gott ist eben bei den Essenern nicht auf Gesetzen, die zu ihrer Zeit durch die Gelehrten so viel vermehrt wurden, basiert. Die Essener haben ihr Verhältnis zu Gott auf zwei Grundlagen gegründet: Auf die Lebensheiligung und Gotteserkenntnis. Diese Lebensheiligung haben sie durch die früher erwähnte Lebensart erwiesen, zu ihrer Gotteserkenntnis bedienten sie sich ausser der Natur auch der Bücher, die sie studierten und in die sie sich vertieften. Zwar verherrlichten sie Moses und die Gesetze, sie beobachteten am Samstag absolute Ruhe, aber nur die Grundlagen des Judentums, seine Hauptgesetze haben sie innegehalten, nicht aber diejenigen Gesetze, welche tagtäglich durch die Gelehrten angehäuft wurden. Ja, sogar das Gesetz Moses wagten sie anzutasten, wenn es sich gegen ihre moralische Ueberzeugung richtete: sie verwarfen die Opfer.

So finden wir die Grundsätze der Prophetie in einer kleinen jüdischen Sekte, inmitten einer von den Idealen der Propheten fernstehenden Umgebung, verwirklicht.

Die Pharisäer, welche den grössten Einfluss auf das Volk hatten, haben auf die Essener mit Spott und Hohn herabgesehen. Sie, die Pharisäer, waren Opportunisten, sie hassten jedes Extrem, und deshalb verlachten sie die Essener. Der Essener war in ihren Augen „ein frommer Narr, der die Welt vernichten will“. Sie, die so viele Gesetze schufen, konnten selbstverständlich die Ideale der Essener nicht unterstützen. Deshalb suchten sie, sie mit Schweigen zu übergehen und ihren Namen gar nicht zu erwähnen, um sie damit der Vergessenheit anheimfallen zu lassen, trotzdem sie selber vieles von ihnen aufgenommen hatten, ohne ihren Namen zu erwähnen.

In jener Epoche stieg aus dem Volke ein leuchtender Stern empor, der als der echte Erbe der Propheten angesehen werden kann — das war der „alte“ Hillel (Zeitgenosse Christi). Aus Babylonien kam er nach Palästina, um sich den heiligen Lehren zu widmen. Als er aber den Geist gewahr wurde, der unter den Gelehrten herrschte, als er merkte, dass den Lehren der Propheten durch sie Gefahr drohe, dass deren Beschäftigung darin bestehe, den Turm der Gesetze zu vergrössern und immer neue hinzuzufügen, unternahm er es, das schwere Joch zu erleichtern. Unter sein Banner traten viele Jünger, die wie er bemüht waren, die Last der Erschwerungen zugunsten der Allgemeinheit zu verringern. Aber nicht bloss in dieser Hinsicht war Hillel der echte Nachfolger der Propheten, sondern auch in Bezug auf sein Verhältnis zu den Völkern, die beim geistigen Judentum ihre Zuflucht suchten. Als eines Tages zu ihm ein Fremder trat und ihm erklärte, er wolle das Judentum annehmen, da äusserte sich Hillel kurz und bündig: der Zweck des Judentums sei die Liebe, und die Erfüllung der Gesetze seien nur Mittel zu diesem Zweck. „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst — in diesem Gebote seien alle Lehren der Bibel enthalten, alles übrige sei bloss Kommentar dazu.“ <sup>31)</sup> Hillel forderte die Reinheit der Moral und der Sitten: „Du sollst den Frieden lieben und nach ihm streben, sollst die Menschen lieben



und sie in die Gotteslehre einzuweihen suchen.“<sup>32)</sup> Er selber war ein Muster der Tugend und der Bescheidenheit. Ueber seine Wohltätigkeit und seine Freigebigkeit bildeten sich die verschiedenartigsten, wunderbarsten Legenden. So lautet eine: „Ein verarmter Adeliger wurde von Hillel in sein Haus aufgenommen, und es war nun Hillels Bestreben, ihm all den Aufwand zu verschaffen, den der Adelige im Hause seines Vaters genossen hatte, damit dieser nichts vermisste. Auch ein kostbares Ross kaufte er für seinen Schützling und einen Knecht stellte er ihm zur Verfügung, der vor ihm herlaufen sollte. Eines Tages ging der Knecht aus und der Adelige wollte nun spazieren fahren, da unternahm es Hillel, die Stelle des Knechtes zu vertreten und lief vor dem reitenden Günstling drei Meilen zu Fuss.“<sup>33)</sup>

Ueber Hillel lautet die Sage: „Alle seine Taten waren zu Ehren Gottes.“<sup>34)</sup> Er war ein Liebling des Volkes. Seine Sprichwörter und Aussagen waren allgemein bekannt. Viele der Fremden kamen, um die Lehren Israels beim alten Hillel kennen zu lernen. Liebenswürdig empfing sie dieser und bekehrte sie ohne Schwierigkeiten zum Judentum — diese Bekehrten wurden vom Volke „die Bekehrten Hillels“<sup>35)</sup> genannt — während sie Schammai, einer der an der Spitze stehenden Pedanten und Gesetzanhänger, grimmig abgestossen hatte.<sup>36)</sup> Man kann sich wohl die Erbitterung der pedantischen Partei gegen Hillel und gegen seine Beziehungen zu den Interessen des Judentums leicht vorstellen. Aber die Persönlichkeit Hillels, seine sittlichen Handlungen und seine ausserordentliche Bescheidenheit dienten als Schutz gegen die Anfälle der Gegner. Denn das Volk glaubte, „dass Hillel ebenso wie Moses würdig sei, der Offenbarung teilhaftig zu werden, nur dass das Zeitalter es nicht verdiene.“<sup>37)</sup>

Anders gestaltete sich das Verhältnis der Pedanten zu einem anderen grossen Manne — Elischah b. Abuah — (135 n. Chr.), der es wagte, gegen ihre Lehren und Gesetze in den eifrigsten Kampf zu treten. Leider ist es uns nicht möglich, die wahre geistige Gestalt dieses hervorragenden Mannes ins richtige Licht zu rücken; seine Gegner hatten es darauf abgesehen, ihn zu diskreditieren, und die meisten seiner Schriften wurden durch sie vernichtet. Durch dieses Vorgehen

sind uns alle Quellen zu seiner Biographie wie überhaupt zu allen Zeugnissen seiner Anhänger verschlossen. Wir wissen nur, dass er kühn und unerschrocken gegen die Anhäufung der Gesetze auftrat. Auf die Legenden aber, die die Gegner dieses Mannes zu seinen Lebzeiten wie nach seinem Tode verbreiteten, ist nicht viel Gewicht zu legen. Die Tatsache allein, dass ein Gelehrter wie der R a b b i M e ë r, der „seinesgleichen in seinem Zeitalter nicht hatte“, der „den Sinn der Gelehrten im Gesetze aufklärte“<sup>38)</sup>, zu den Jüngern dieses Mannes gehörte und sein Anhänger blieb, auch nachdem letzterer zum „Abtrünnigen“ wurde — diese Tatsache allein zeigt ebenso die Grösse des Mannes wie die Stärke und Bedeutung seines Einflusses. Elischah b. Abuah begann seine Tätigkeit mit der energischen Bekämpfung der Lehren und Gesetze seiner gelehrten Zeitgenossen. Er sah ein, dass diese Gelehrten nur Kasuistik trieben und dabei das Volk mit einer Menge der nur für den Gesetzgeber erwünschten Gesetze überschütteten und empörte sich dagegen. Nun nahm er den Kampf auf. In die Talmudschulen pflegte er zu kommen und die jungen Leute, die ihre Tage damit zubrachten, Kasuistik zu treiben, suchte er zu überzeugen, dass sie ihre Zeit nur umsonst vergeuden, zu Müssiggängern herangezogen werden und besser täten, eine Tätigkeit zu wählen, die sie zu ernähren imstande wäre<sup>39)</sup>. Und seine Worte fanden Anklang. Elischah b. Abuah begnügte sich aber nicht mit blossen Protesten gegen seine Zeitgenossen. Was er theoretisch lehrte, führte er praktisch durch. Im Widerspruch zu den Anschauungen der Religionslehrer störte er die Sabbatruhe, indem er auf seinem Esel ritt, das tat er sogar am Versöhnungstag, der zugleich ein Sabbat war<sup>40)</sup>. Diese Tat erschütterte die Gemüter. Ein solches Wagnis, einen solchen Protest hatten auch seine Gegner nicht erwartet. Hätte er nur theoretisch gegen sie polemisiert, sie würden dann vielleicht keinen Anstoss an seinen Theorien genommen haben. Er aber beging eine Tat: er widerlegte ihre Lehren öffentlich. Da konnten sie nicht mehr stillschweigend vorübergehen. Sie erdichteten nun allerhand unglaubliche und frevelhafte Geschichten, die zu ihrem Träger Elischah hatten, z. B. er habe Talmudisten gemordet, er habe Prostituierte angesprochen, er



habe die Römer überredet, die Juden zu zwingen, am Sabbat Arbeiten zu verrichten<sup>41)</sup>. Ausserdem bemühten sie sich, seinen Namen vergessen zu machen — sie nannten ihn „Acher“<sup>42)</sup> — ein Anderer — und seine Lehren zu vernichten. So verfuhr der talmudistische Synod mit einem seiner grössten Mitglieder.

Es gelang diesem Synod aber doch nicht, den Geist seiner Gegner zu unterdrücken; schliesslich brach er doch durch — nämlich in der Agada. In der Agada ertönt der Widerhall der Propheten, in ihr erlebt der Geist des Prophetentums seine Auferstehung; durch sie vernehmen wir wiederum ein lebendiges vom Herzen strömendes Wort, das den Geist belebt und ermuntert. Nur die Agadisten sind die geistigen Erben der Propheten. Einerseits führen sie wie die Propheten den Kampf gegen die Versteinerung der Gesetze und ihre unendliche Anhäufung, anderseits suchen sie wie ihre Vorbilder den Geist aufzumuntern und das Gefühl zu steigern. Die Agada ist die Seele des Volkes. Sie gewährt ihm Trost und Mut in Kampf und Leid. An den Sabat- und Feiertagen wie an den Fasttagen, während das Volk in den Synagogen versammelt war, pflegte der Agadist hinzukommen und dem Volke die Gotteslehre und Moral zu predigen. Seine Predigten pflegte er mit allerlei Beispielen und Märchen, mit Anspielungen und mit verschiedenen Deutungen der Bibel zu vermengen und sie mit Humor und Witz auszustatten. Es war nicht die Art des Agadisten, religiöse Gesetze seinen Zuhörern vorzutragen<sup>43)</sup>, sondern er pflegte, wie der Prophet ehemals, die Liebe zum Nächsten und zum Volke, die Liebe zur Wahrheit wie auch andere gute Sitten, die den Geist des Menschen erheben, seinen Zuhörern einzupflanzen. Der Agadist appellierte an das Gefühl des Volkes, ermunterte und ermutigte seinen Geist; und das Volk fand auch immer Gefallen am Agadisten und hörte aufmerksam seinen Predigten zu. Pflegte ein Agadist eine Stadt zu besuchen, so strömte das Volk von überall her, um ihn zu hören, kam aber ein Halachist, da besuchten ihn nur einzelne, die Gelehrten<sup>44)</sup>, wohlbegreiflich, denn der Agadist war dem Volk nahe und mit ihm geistig verwandt. Wie ein Vater mit seinem Kinde pflegte der Agadist mit dem Volke umzugehen. Die Macht der Agada war

so gross, dass sie auch auf die fremde Literatur einen Einfluss übte: ihre Spuren sind bei den Häuptern der Kirchenliteratur und in den Lehren Mohammeds anzutreffen<sup>45)</sup>.

Die Agada im allgemeinen war gegen die Halacha im Talmud. Während die Halacha das Judentum nur auf das Studium und auf das Gesetz begründete, stellte es im Gegenteil die Agada lediglich auf das religiöse Gefühl und auf den Glauben des Herzens ab. Ihr Sprichwort lautet: „Der Barmherzige (Gott) wünscht das Herz.“<sup>46)</sup> Während die „Halachisten“ im „Obergemach“<sup>47)</sup> sich einzusperren pflegten, um dort Gesetze fürs Volk aufzustellen, scheuten sich ihre Zeitgenossen, die Agadisten, nicht, Kritik an Moses selber zu üben<sup>48)</sup>. Und nicht allein die Persönlichkeit Moses wird von der Agada einer Kritik unterzogen, sondern auch seine Bücher. Zu diesem Zwecke legte die Agada ihre Kritik dem Gegner Moses in den Mund: Korach, der nach den Aussagen der Bibel ein Zeitgenosse Moses und ein Zeuge all der „Wundertaten“, der Offenbarung Gottes auf dem Berge Sinai war und der trotzdem über Moses murrte; für diesen Zweck der Agada der allergeeignetste Mann. Die Agada benutzt ihn tatsächlich und schreibt ihm ihre Worte zu. Korach wäre nach den Agadisten der erste, der gegen die Gesetze Moses auftrat und in ihnen einen Schaden fürs Volk sah. Er habe Moses angeklagt, dieser hätte nur zu seinen und seiner Familie Gunsten Gesetze aufgestellt. „Als man uns die zehn Gebote gab, spricht der Agadist im Namen Korachs, da hatte sie jeder direkt vom Berge Sinai vernommen — nur die zehn Gebote waren da und weder Gebote über „Opferkuchen“, noch Priestergeschenke, noch Quasten haben wir vernommen. Nur um die Herrschaft an sich zu reißen und seinem Bruder Aron Ehre zuteil werden zu lassen, hat er dies alles hinzugefügt.“ Besonders scharf spricht der Agadist im Namen Korachs über das Gesetz „Priestergeschenk“. So erzählt er: „Eines Tages kam eine Witwe und zwei Waisen, die ein Feld besaßen, und wollten das Feld ackern, da sagte Moses: „Du sollst nicht Ochse und Esel zusammen zum Pflügen verwenden“<sup>49)</sup>; als sie säen wollten, sagte er: „Du sollst nicht dein Feld mit zweierlei Arten (von Samen) besäen“<sup>50)</sup>; als sie ernten wollten, sagte er: „Eine Nachlese sollt ihr



lassen“<sup>51</sup>). Als sie eine Scheuer machen wollten, sagte er: „Priestergeschenk, ersten Zehnten und zweiten Zehnten sollt ihr geben“<sup>52</sup>). Es blieb nun der Witwe nichts übrig als das Feld zu verkaufen. Sie tat es und kaufte zwei Lämmer, um aus ihnen einen Nutzen zu ziehen und sich mit deren Wolle zu bekleiden; als die Lämmer gebaren, kam Aron und forderte: „Die Erstlinge sollt ihr mir als Lohn geben, denn so befahl Jahve: „Jedes Erstgeborne usw.“<sup>53</sup>). Und als die Zeit eintraf, da sie die Lämmer zu scheren hatte, sagte er: „Das Vorzüglichste von der Schur deiner Schafe hast Du ihm zu geben“<sup>54</sup>). Da konnte die Witwe nicht mehr diesen Forderungen nachkommen und beschloss, die Lämmer zu schlachten und sie zu verzehren. Als sie aber schlachtete, da sagte Aron: „Das Vorderbein, die beiden Kinnbacken und den Magen sollt ihr mir geben.“<sup>55</sup>) Da klagte die Witwe: „Habe ich auch die Lämmer geschlachtet, den Mann werde ich doch nicht los. Die Lämmer sind für mich im Banne.“ Aron aber erwiderte: „Da sind sie also ganz mein, denn so sprach Jahve: „Alles Gebannte soll dir gehören“.<sup>56</sup>) Und er nahm die Lämmer und ging davon und liess die Witwe und die Weisen klagend zurück. So verfuhrten sie mit diesen Elenden, indem sie sich auf Jahve beriefen.“<sup>57</sup>)

Die ungeheure Wirkung, die diese Schilderung des Agadisten in allen ihren Einzelheiten auf das Volk machte, ist leicht begreiflich. Allerdings fügt der Agadist zu dieser Erzählung hinzu: „Korach wäre ein Spötter gewesen“, durch diese Aeusserung schwächte er aber nicht im mindesten den Eindruck ab, den die Erzählung selbst machte, und es ist zweifelhaft, ob es seine Absicht war, ihn zu verringern. Und dass der Agadist tatsächlich sich kritisch den Gesetzen gegenüber verhält und ihr ewiges Bestehen leugnet, ist auch daraus zu schliessen, dass er ausdrücklich betont, „in der Zukunft werden die Gesetze aufgehoben, selbst dasjenige der verbotenen Speisen“<sup>58</sup>).

Die Halachisten konnten wohl mit den Agadisten nicht übereinstimmen, denn letztere erschienen ihnen als gefährliche Feinde. Deshalb weigerten sie sich, ihnen den Titel „Rabbi“ zu verleihen, und nannten sie „Agadisten“<sup>59</sup>). Es half aber nichts: das Volk war

der Agada zugeneigt. Und als die Halachisten sich davon überzeugten, versuchte mancher unter ihnen, sich auf dem Gebiete der Agada zu betätigen, um dadurch die Gunst des Volkes zu gewinnen. Sie versuchten im Geiste des Volkes und seinen Gefühlen gemäss zu sprechen; da vernehmen wir Worte, die im Munde der Halachisten sonderbar klingen. Auch Rabbi Aschai, der Redakteur des Talmuds, und seine Jünger versuchten, nachdem sie sich überzeugt hatten, dass die Agada beim Volke beliebt und die Halacha ihm zur Last sei, die Agada und Halacha untereinander zu mengen, um durch die Agada auch die Halacha beim Volke beliebt zu machen.

Allein die agadistischen Reden der Halachisten konnten keinen Anklang im Herzen des Volkes finden. Dem Volke war es nur zu wohlbekannt, dass der Halachist, sobald er das Katheder verlassen hat, von dem er soeben agadistische Vorträge hielt, sofort zu den Disputationen zurückkehren und seine Beschäftigung — Gesetze anzuhäufen — fortsetzen würde. Die Talmudisten selbst äusserten sich in ähnlicher Weise über einen der grössten Halachisten — Rabbi Akiba —, der nebenbei auch agadistische Vorträge zu halten pflegte: „Akiba<sup>60)</sup>, wie kommst du zur Agada? Kehre zu N'gaïm und Ohaloth zurück“<sup>61)</sup>, d. h. nur dort ist dein eigentlicher Platz.

Bemerkenswert ist es, dass auch Rabbi Akiba, das Herz der Halachisten, ebenso erklärt hatte: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst“, das sei ein wichtiger Grundsatz der Bibel<sup>62)</sup>. Allerdings ist der Ursprung dieser Idee bereits in der Antwort Hillels an den Bekehrten anzutreffen, nur dass sie bei Rabbi Akiba, der ein ausgesprochener Halachist war, eine ganz andere Form annimmt. Nämlich anstatt wie Hillel zu sagen: „Du sollst deinen Nächsten lieben“ usw.: das sei der Inbegriff des ganzen Judentums — sagt Rabbi Akiba, das sei nur ein „Grundsatz“, d. h. einer der vielen wichtigen Grundsätze des Judentums. Wohlbegreiflich, denn die Absicht Hillels war, die Grundlage des Judentums ins Herz zu verlegen, d. h. das Judentum auf die Liebe zu begründen, während Rabbi Akiba seinerseits sich eben nicht anders ausdrücken konnte, als er es in Wirklichkeit tat; denn ihm war die Hauptsache im Judentum das Gesetz und die religiöse Handlung, die Liebe dagegen nur



ein Grundsatz des Judentums, wenn auch einer der hauptsächlichsten. Diese letztere Anschauung über den Wert der Sitten war offenbar die der meisten Halachisten, selbst in ihrer vorübergehenden agadistischen Periode. Deswegen verfehlten auch ihre agadistischen Reden, die allerdings sittlich und erhaben waren, den Zweck, den sie verfolgten. Sie übten, weil sie nicht ins Herz drangen, keinen Einfluss aus.

Anders gestaltete sich die Wirkung, die von denjenigen Agadisten ausging, welche sich ausschliesslich der Agada widmeten. Sie kannten das Volk und scheuten keine Mühe, um die Gestaltung seiner Sitten und die Bereicherung seines seelischen Lebens zu fördern. Sie kannten den Geist des Volkes und seine Bestrebungen und wussten mit ihm eins zu sein. Und das Volk kannte sie ebenfalls und liebte ihre verlockenden und anziehenden Predigten. Solche Agadisten traten im Zeitalter der ersten und der letzten Tanaiten, insbesondere im Zeitalter der Amoraiten auf. Das Verfahren der Halachisten, die nur Kasuistik pflegten und sich in Disputationen ergingen, empörte die Agadisten und sie sagten das klipp und klar heraus. Rabbi Simlai, einer der bedeutendsten unter ihnen, der in seinen öffentlichen Predigten die Halachisten wegen der Beschwörung der Gesetze auf das Volk angriff, war der erste, der gegen das Verbot „Oel der Heiden“<sup>63)</sup> Einspruch erhob und den Nasi Rabbi Jehuda zu überreden suchte, das „Brot der Heiden“<sup>64)</sup> zu gestatten. Und der Nasi würde auch diesem Verlangen Folge geleistet haben, wenn ihn nicht die Angst vor den Halachisten zurückgehalten hätte. Dieser Rabbi erklärte dem Volke: „613 Gebote sind Moses überliefert worden, David führte sie auf 11, Jesaja auf 6, Micha auf 3, Amos auf ein einziges zurück, nämlich auf das: „Strebe nach Gottes Erkenntnis und lebe darin.“<sup>65)</sup> Er protestierte gegen diejenigen, die das Judentum bloss auf das Gesetz allein zu begründen suchten. Ihm gilt das Judentum als eine Lehre des Herzens, die „ihren Anfang und ihr Ziel in der Wohltat sieht.“<sup>66)</sup> Kein Wunder, dass ein Mann wie dieser im Lager der Halachisten verleumdet wurde; überall hiess es, Rabbi Simlai erfülle nicht alle Gebote und Gesetze. Raw liess folgendes Urteil über ihn fallen:

„Rabbi Simlai sei aus Ludai und die Ludaier verhalten sich gering-schätzig zu den Gesetzen der Gelehrten.“<sup>67)</sup>

### III.

Der Talmud war abgeschlossen (um 400 n. Chr.), die äusseren Gesetze und die Manifestationen des Gefühls — die Halacha und die Agada — waren nun in einem Buche vereinigt. Der letzte der Amoraiten war hingeschieden und die Gaonim sollten nun ihre Erbschaft antreten, d. h. dem Volke Wegweiser werden.

Welch dringendes Bedürfnis machte sich beim Volke, namentlich zu jener Zeit, nach verständnisvolleren Lehrern geltend, die seinen Geist zu ermuntern verständen, die ihm in seiner geistigen Niedergeschlagenheit hätten eine Stütze sein und ihm die Hoffnung auf eine freudigere Zukunft wachrufen können! Welch Bedürfnis nach gefühlvollen Lehrern, die den Geist der Propheten und die Seele der Agadisten besässen! Nur solche Lehrer wären imstande, ihm den betäubten schattenvollen Weg des Exils zu erhellen und die Pein seines Lebens zu lindern. Aber solche Lehrer vermisste das Volk. Solange der Talmud nicht abgeschlossen war, waren noch Spuren des geistigen Lebens im Volke vorhanden. Es tobte der Kampf zwischen den Halachisten und den Agadisten, frohe jubelnde Agadastrahlen blickten durch die bewölkte Ernsthaftigkeit der Halacha empor, frische muntere Töne erschollen. Nach dem Abschlusse des Talmuds aber, im Zeitalter der Gaonim und der „Vorsitzenden der Talmudschulen“, der Häupter der „Yeschiboth“ (jüdische Hochschule), die der Agada den Rücken zugewandt und die als die einzigen Nachfolger der Halacha ihr Amt verrichteten, änderten sich die Dinge von Grund auf. Es wurde dem Volke durch alle erdenklichen Mittel nur die Halacha aufgedrängt, der die Gaonim noch verschiedene Umzäunungen, Gesetze und Gebote beifügten.

Und das Volk war von allen Seiten bedrängt. Aeusserlich umgaben es Hass und Verleumdungen, innerlich Gesetze und Verbote. Nur die kategorisch befehlende Stimme der Gaonim und Halachisten war vorwiegend: „Handle so, so und nicht anders!“ Sie behaupteten,



„ihre Lehren stammten von Gott und auch aus der Schule des Hauptes der Propheten — Moses — würden sie nicht verstossen sein, ihre Lehren und ihre Kasuistik seien diejenigen, die Gott Moses verkündet hätten . . . und wer gegen ihre Lehren streite, sei einem Häretiker gleich, der an Gott und seiner Thora zweifelt“. <sup>68)</sup> Damit nun alle diese Gesetze und Gebote nicht aus dem Gedächtnis verwischt würden, unternahmen es Rabbi Achai aus Schabach, Rabbi Schimon aus Kairo und Rabbi Jehuda Gaon, für ihr Bestehen und ihre Verbreitung zu sorgen. Ersterer verfasste ein Sammelbuch „Sch'iltoth“, in dem alle Gesetze des Talmuds enthalten sind, die letzteren fügten in ihrem Buche „Halachoth Gedoloth“ auch noch diejenigen Gesetze hinzu, die von ihren Vorgängern (den Gaonen) aufgestellt worden waren; auf diese Weise sollten alle Gesetze zu „unübertretbaren“ für das Volk werden, das sie weder geschaffen hatte, noch seinem Geist und seinen inneren Neigungen entsprechend empfinden konnte.

Zu dieser Zeit entstand das Karaitentum (761); mit dem schärfsten Protest gegen die halachistischen Lehren und Gesetze des Talmuds, sowie der rabbinistischen Literatur trat es auf. Der Eindruck war enorm. Und das Karaitentum hätte zweifellos einen Sieg davon getragen, wenn es innerhalb des traditionellen Judentums geblieben wäre und sich nur auf sein negatives Auftreten inbezug auf die überflüssigen Gesetze beschränkt hätte, wenn es auf demjenigen geistigen Standpunkt beharrt hätte, von dem es mit Recht sagen konnte, er „weiche von dem der Propheten nicht ab“. <sup>69)</sup> Aber es entfernte sich selber vom Lager und gründete eine eigene Schule, um nun statt der bekämpften rabbinistischen Lehren und Gesetze andere aufzustellen. Seine Schule ähnelte also im Grunde genommen dem von ihm bekämpften „Rabbinismus“. Durch dieses Verfahren verringerte es selbst allmählich den Einfluss, den es anfänglich ausgeübt hat: nur wenige Juden verfielen ihm. Dagegen befestigte sich der Rabbinismus immer mehr, indem er, den inneren Feind ahnend, nach Mitteln sann, ihm zuvorzukommen. Diese Mittel wusste er in nichts anderem zu finden, als in dem Befehl über die Pflicht des Talmudstudiums wie über die Erfüllung der verschiedenen Gesetze,

denen bei dieser Gelegenheit auch neue hinzuzufügen er sich nicht versagen konnte.

So nahmen die Gesetze in jeder Periode immer mehr zu. Sie waren aber überall zerstreut, bis Maimonides (g. 1204) sie alle in sein Werk „Mischneh Thora“ sammelte. Zwar wurde bereits vor ihm durch Rabbi Isaak Alfassi (1013) zu diesem Zwecke ein ähnliches Werk verfasst, aber das Werk des Alfassi war nur ein „gekürzter Talmud“: es enthielt meistens die im Talmud festgestellten Gesetze mit Auslassung der Verhandlungen und Diskussionen, weshalb es auch „der kleine Talmud“ genannt wurde. Maimonides Werk „Mischneh Thora“ aber enthält „alle Gesetze, Gebote und Gebräuche, die der Tradition zufolge seit Moses hinzugefügt worden sind“. <sup>70)</sup>

Man kann sich kaum einen klaren Begriff von der gewaltigen Wirkung machen, die dieses Werk ausgeübt hat. Man bedenke nur: alle die seit Moses bis Maimonides von verschiedenen Männern in verschiedenen Zeiten aufgestellten Gesetze und Gebote, die durch allerhand innere und äussere Umstände hervorgerufen worden waren, auch solche, die bloss zu dem Zweck in den Talmud aufgenommen worden waren, um dem Ritus und den Bräuchen der fremden Religionen gegenüber dem jüdischen Volke Direktiven zu bieten; ferner solche, die lediglich zur Illustrierung im kasuistischen Streit, nicht aber als an sich berechtigt, aufgestellt worden waren — alle diese durch Maimonides in ein einziges Buch gesammelt und zu ewigen unveränderlichen Gesetzen gestempelt! Dabei glaubte Maimonides etwas Grosses für sein Volk geschaffen zu haben, wie er es selbst rühmt: „Ich habe heftig für Jahve den Gott Zebaot ge-eifert, indem ich das Volk ohne Gesetzbuch sah.“ <sup>71)</sup> Weder Rabbi Salomon Ibn Gebirol noch Rabbi Jehuda Halevi noch Rabbi Abraham Ibn Esra hätten ein solches Werk verfassen können. Denn sie, die vom nationalen Gefühl beseelt waren und den Geist des Volkes, seine tiefsten Gefühle zu schätzen wussten, hätten sich nicht damit abgeben können, Gesetze in ein Sammelbuch zu bringen, um sie dem Volke aufzuerlegen — sie waren zu sehr davon überzeugt, dass das Judentum keine Religion der Gesetze sei. Nur Maimonides, der treue Schüler der griechischen Philosophie, die sich um den



„Pöbel“ — die Masse — wenig kümmerte: er allein konnte ein solches Werk verfassen. Er, der eine tiefe Kluft zog zwischen Männern des Verstandes, den Gelehrten, und der Masse, welch letzterer er sogar die Seele absprach und deren Ueberwachung durch Gott er leugnete <sup>72)</sup>, nur er konnte sagen: „den Königspalast wird sie — die Masse — nicht erblicken“, <sup>73)</sup> und wenn sie auch alle Gesetze und Gebote erfüllen wird.

Zwar hat Rabbi Abraham Ben David (Rabad) durch seine Kritik einen Einbruch in das religiöse Gebäude Maimonides zu verursachen und den Einfluss des letzteren zu erschüttern vermocht, aber schliesslich behielt doch die „Mischneh Thora“ ihre Autorität und diente als neues Objekt zu Disputationen und Grübeleien, als Anlass zu neuen Gesetzen, so dass Rabbi Jakob Ben Ascher (1280) sich genötigt glaubte, diese neuen mit den alten zu vereinen und ein neues Sammelbuch der religiösen Gesetze zu verfassen, nämlich das Buch „Turim“. Dieses Buch übertraf selbst das des Maimonides, indem es viele Gesetze enthielt, die bloss auf Zahlen, auf Kabbala und Mystik begründet waren. Und auch dieses Sammelbuch bildete den Ausgangspunkt zu vielen andern Büchern und Kommentaren, Fragen und Erörterungen, Gesetzen und Geboten, bis Rabbi Josef Karah (1488), nach ihm Rabbi Moses Isserles es wiederum für nötig fanden, die neuen Gesetze und Bräuche zusammen mit den alten in ein neues Sammelbuch aufzunehmen, das „Schulchan Aruch“ betitelt wurde, nach dem das Volk in allen seinen physischen und geistigen Handlungen sich richten müsse und an dem „nichts wie an der Thora Moses zu ändern sei“. <sup>74)</sup>

Aber selbst in dieser Epoche der unendlichen Gesetze brach sich das religiöse Gefühl Bahn, um eben mit diesen ihm widerstrebenden Gesetzen in den Kampf zu treten. Die Ueberzeugung findet auch hier ihre Bestätigung: wo der Geist des Prophetentums auf irgend eine Art sich geltend macht, da treten gleichzeitig auch seine Folgen zutage, nämlich die Emanzipationen von den überflüssigen Gesetzen. Die Messiasidee, die Kabbala und der Chassidismus sind nach der Agada die eigentlichen volkstümlichen Bewegungen, die im Judentum während seines Exils

entstanden sind. Bezeichnend ist es, dass jede dieser drei Bewegungen mit der Bekämpfung der Halacha und der Gesetze begonnen hat, um deren Macht und Wirkung zu schwächen.

#### IV.

Die Messiasidee, jenes erhabene Ideal, erschien nicht bloss als Erlöserin Israels von physischer und politischer Unterwerfung, es sollte sie auch von geistiger Knechtschaft, von der Last der unnützen Gesetze befreien. Das ist der Grund, weshalb jeder angebliche Messias zunächst das Joch der Gesetze zu erleichtern suchte, wie es die Propheten ihrerzeit taten. Als Beweis dafür, wie sehr das Volk im allgemeinen all diesen überflüssigen Gesetzen innerlich fremd gegenübersteht, kann auch die Tatsache dienen, dass es stets leichten Herzens die Gesetze aufzugeben pflegte, an die es seit Jahrhunderten gewöhnt war, sobald der als Messias Auftretende nur seine Zuneigung zu gewinnen und seinen Glauben zu erwecken vermochte. Es leuchtet also ein, dass die Gesetze von jeher dem Volke als aufgebürdete Last erschienen, denen es sich nur aus Zwang fügte. Es ist hier nicht der Ort, von all den „Messiassen“ zu sprechen, die im jüdischen Volke aufstanden und die alle samt und sonders gegen die Halacha und die Gesetze aufgetreten sind. Es soll hier nur auf zwei derselben hingewiesen werden, die als die einflussreichsten unter den „Pseudomessiassen“ gelten: Serenus und Sabbataï Zewi.

Serenus (720), der sich als Messias ausgab und die Juden versicherte, er werde ihnen Palästina wiedergeben, eroberte Tausende Judenherzen und übte einen gewaltigen Einfluss nicht allein auf die in Arabien unter der despotischen Herrschaft des Kalifs Omar des II. (717—720) wohnenden Juden aus, die in Not und Elend ihr Leben fristeten, sondern auch auf die in Spanien in Wohlstand lebenden. Auch unter diesen fanden sich viele, die sich für bereit erklärten, alle ihre erworbenen Güter zu verlassen und Serenus zu folgen. Dieser „Pseudomessias“ — der erste unter denen des Exils — zerstörte selbst viele Gesetze des Talmuds, und das Volk, dessen Glauben an ihn fest war, folgte ihm. Rabbi Natrunoi Gaon, ein



Zeitgenosse dieses „Messias“, erzählt folgendes: „Viele, durch ihn irregeführt, sind der Ketzerei verfallen, sie pflegten nicht zu beten, verbotene Speisen zu geniessen, verbotene Getränke und „Wein der Heiden“ zu gebrauchen, am zweiten Festtage Handel zu treiben“ usw.<sup>75)</sup>

Der einflussreichste und bedeutendste Pseudomessias des Exils aber, der den gewaltigsten Eindruck sowohl auf die Juden als auf die andern Völker ausübte, war Sabbataï Zewi (1626—1676).

Fast die ganze jüdische Welt eroberte er. Seine Wirkung erstreckte sich bis Arabien, Palästina, die Westländer und Polen. In London, Hamburg, Wien, Venedig usw. finden sich jüdische Gemeinden, die sich ihm zugewandt haben. Grosse Rabbiner und Gelehrte huldigten ihm und pflegten ihm Briefe zu schreiben, in denen sie bekundeten: er, Sabbataï Zewi, sei der Auserwählte Gottes, dem die Mission des Erlösers zukomme. Der Einfluss dieses Pseudomessias nahm täglich grössere Dimensionen an. Ueberall rüsteten sich die Juden, auf Sabbataï Zewi vertrauend, nach Palästina zurückzukehren. Der Verkehr des jüdischen Handels wurde eingestellt, da sie täglich den Abmarsch nach Palästina gewärtigten. Selbst der Glaube der Christen an Sabbataï Zewi wurde allmählich geweckt, ja selbst die Aufmerksamkeit des grössten der rationalistischen Philosophen — Spinoza — wurde auf ihn gelenkt. Dieser einflussreiche „Messias“ vernichtete ohne weiteres alle Gesetze des Talmuds, kein einziges liess er bestehen. Und merkwürdig genug, dasselbe Volk mit vielen seiner Rabbiner und Gelehrten, das scheinbar so sehr im Gesetze vertieft war und das soeben ein neues Gesetzbuch, den „Schulchan Aruch“ angenommen hatte — dasselbe Volk nimmt jetzt keinen Anstand, all diese Gesetze öffentlich zu überschreiten! Der Sohn des Rabbi David Levi und der Enkel des Rabbi Joël Sirkis, zweier grosser Halachisten, begrüsst im Namen ihrer Väter den Messias, denselben, der eben ihre Lehren und Gesetze widerlegt hatte, und kehrten dann ruhig und zufrieden in ihre Heimatstadt Lemberg zurück mit Geschenken und einem Brief vom „Messias“ selber an den alten Rabbi David, in dem sich Sabbataï Zewi „David Ben Ischai“ (David, Sohn des Ischai) unterzeichnet.<sup>76)</sup> Auch aus diesem Falle also ist zu schliessen, dass das Volk die Gesetze stets

nur als Last empfunden und sie lediglich aus Zwang erfüllt hatte, bei jeder sich anbietenden Gelegenheit aber dieses Joch abzuschütteln suchte.

Zweifellos hat der Pseudomessianismus im allgemeinen dem jüdischen Volke grossen Schaden zugefügt, denn nachdem der Moment der Zuversicht mit seinem festen Glauben an die ersehnte Erlösung vorüber war, musste unvermeidlich Enttäuschung und Verzweiflung eintreten; in gewisser Hinsicht aber wirkte der Pseudomessianismus auch wohltuend, indem gerade in den Zeiten, wo das Volk unter der Last der Gesetze zusammenzubrechen drohte, zuweilen ein solcher Mann als Zerstörer der Gesetze auftrat. So erschien Serenus im Zeitalter der Gaonim, die durch die rituellen Gebote eine unbeschränkte Gewalt auf das Volk ausgeübt hatten, um ihren Einfluss und ihre Macht einigermaßen zu schwächen. So trat Sabbataï Zewi auf, dessen heilsame Wirkung darin bestand, dass er das Rabbinertum zu erschüttern und seinen gewaltigen Einfluss zu verringern vermochte, gerade zur Zeit, wo der „Schulchan Aruch“ sich zu verbreiten begann, um im Judentum seine unbeschränkte Gewalt auszuüben.

Die gleichen Vorteile und Nachteile, die der Einfluss des Pseudomessianismus zutage förderte, bewirkte auch die Kabbala.

## V.

Zur Zeit, als der Rabbinismus mit seinem Gesetzes-Rigorismus festen Fuss fasste, nahm die Kabbala ihren Kampf mit ihm auf.

Allerdings gab es auch Momente, wo die Kabbala und die Halacha in scheinbarem Frieden nebeneinander bestanden. Als die Halacha aber ihre Grenzen allmählich auszudehnen und ihre Gesetze täglich zu vermehren suchte, da trat der Bruch ein. Es war in der Natur der Dinge begründet, dass die Kabbala, deren Wesen das Gefühl des Herzens und die Reinheit der Gesinnung ausmachte, sich gegen die Versteinerung der Halacha und ihre Gesetze auflehnen musste.

Sie unternahm diesen Kampf mit aller ihr zu Gebote stehenden Macht und Energie, und es gelang ihr auch tatsächlich viel. Der



erste Kabbalist, der in den Kampf gegen die Halacha eintrat, war Rabbi Abraham Abulaffia (1240), er war zugleich Kabbalist und Pseudomessias. Ueber die Rabbiner seines Zeitalters äusserte er sich folgendermassen: „Diese heillose Partei besteht aus den meisten zeitgenössischen Talmudisten, denen ihre eigene Gelehrtheit der Inbegriff aller Weisheit ist.“ Als wahrer Mensch erscheint ihm nur der Kabbalist, die Talmudisten dagegen seien „den Affen ähnlich“. Er führt nun den Kampf gegen die traditionellen Lehren im allgemeinen, namentlich aber gegen die Gesetze. „Die traditionellen Lehren seien für die Dummköpfe“, sagte er, „die geheime Lehre für die Gescheiten“, oder: „das Erfüllen der Gesetze ihrer Tradition gemäss sei für die Unzivilisierten und Profanen“.77)

Mit derselben scharfen, schneidenden Kritik über den Talmud und seine Gesetze trat auch der Sohar, die Bibel der Kabbalisten, auf, dessen Verfasser und zeitliches Entstehen an dieser Stelle nicht in Betracht kommt. Die Halacha ist für den Sohar „die Magd und die Kabbala die Herrin“, er versichert, dass die Juden durch die Kabbala aus dem Exil befreit und alle Gebote und Gesetze sodann aufgehoben würden. Er kommentiert die Bibelstelle im Exodus in folgender Weise: „Sie verbittern ihr Leben — das bedeutete die talmudischen Fragen — mit Lehm — das bedeutet die talmudische Schlussweise vom Leichterem auf das Schwerere — mit Ziegeln — das bedeutet das Lernen der Halachah — und mit jeglicher Feldarbeit — das bedeutet die Boraitha — die sie im Frondienst leisten — das bedeutet die unentschiedenen Fragen.“78)

Solche Aeusserungen verfehlten natürlich nicht ihre Wirkung: der Eindruck war gross, und seit dieser Zeit entbrannte der Kampf zwischen der Kabbala und der Halacha immer mehr. Die Halacha erkannte bald in der Kabbala ihre alte Gegnerin — die Agada — in neuer Umhüllung und bekam nun von dieser noch viel schärfere Reden zu hören, als sie es von der Agada gewöhnt war. Nun aber rüstete sie sich zum Kampf; sie begann mit der Verleumdung ihrer Feinde, sprach über sie ihr Anathema aus und gedachte sie im Volke gänzlich zu verdrängen. Die Kabbala ihrerseits beugte sich nicht stillschweigend vor der Feindin; die späteren Kabbalisten übten ihre

schärfste Kritik an der Halacha und äusserten sich über ihre Lehren: „Widersinnige Dinge machen sie als am Berge Sinai von Moses verkündete Gesetze geltend.“<sup>79)</sup> „Die Kabbalisten seien viel bedeutender als die Halachisten“, äusserte sich ein anderer Kabbalist<sup>80)</sup>. So trat der vollständige Bruch der Kabbalisten und der Halachisten ein. Jeder von ihnen vervollkommnete sich auf seinem Gebiete, bis der Kabbalist schliesslich einen ganz besonderen, vom „Gelehrten“ und „Kenner“ durchaus verschiedenen Typus annahm. Insbesondere grenzten sich die Kabbalisten im Zeitalter des Luria ab, und es entstand damals in Safet eine Reihe von hervorragenden Kabbalisten: Isaak Luria (1522—1570), Mose Corduero, Chaim Wital, Salomo Alkabez, Elisa Galico, Israel Sarok u. a., die hauptsächlich „Kabbalisten“ waren. Damals erreichte der innere Widerspruch zwischen der Kabbala und Halacha seinen Höhepunkt. Zwar fanden sich Leute ein, die die beiden in Frieden zu vereinigen suchten, damit die Kabbala und ihre Mysterien mit der Halacha und ihren Gesetzen verbunden würden, aber der Chassidismus des Bescht<sup>81)</sup> (1698—1760) kam und zerstörte dieses Unternehmen.

## VI.

Der Chassidismus, in volkstümlicherer Kleidung auftretend als die seine Grundlage ausmachende Kabbala, unternahm den Kampf mit dem Rabbinismus und seinen Gesetzen gleich nach seinem Auftreten unter dem Volk; kühn und unerschrocken erklärt er: nicht das Studium sei die Hauptsache, das Judentum bestehe weder aus Kasuistik und Gesetzen der Rabbiner, noch führe die pedantische Erfüllung derselben zum erwünschten Ziel. Vielmehr wird der Zweck durch den Glauben des Herzens und durch das religiöse Gefühl erreicht; durch Liebe zu Gott und dem Volke und durch die reine Gesinnung.

Der Chassidismus ist eine natürliche Folge des neuen Rabbinismus, wie die Kabbala als Folge des mittelalterlichen Rabbinismus und die Agada als Folge der Halacha zu betrachten ist. Genau so wie ein gemeinsamer Geist die Gesetze des Moses, die Halacha und den Rabbinismus beherrscht, genau so liegt auch ein gemein-



samer Geist dem Prophetentum, der Agada, dem Messianismus, der Kabbala und dem Chassidismus zugrunde. Der Chassidismus ist nicht als eine ganz neue Bewegung im Judentum zu betrachten, er ist eher ein Glied in der grossen Kette der mannigfachen Schöpfungen, in denen sich der jüdische Geist offenbart und deren Entstehung im Gefühl und im Glauben des Herzens zu suchen ist. Freilich unterscheidet sich eine jede derartige Schöpfung, ihrer äusseren Form nach, nach dem Orte und der Zeit ihrer Entstehung.

Die Spuren des Chassidismus sind bereits 700 Jahre vor der Erscheinung desselben im Buche „Chobath Ha-Lebaboht“ von Bachaja Ibn Pakuda (1050) anzutreffen. Bachaja war der erste jüdische Gelehrte im Mittelalter, der über „Herzenspflichten“ predigte, der erste, der diese Pflicht höher einschätzte als die äusseren Pflichten, die die trockenen Gesetze darstellen. Er war auch der erste, der gegen die Art und Weise des damaligen Studiums und gegen die allgemein eingeführten Lehren Protest erhob: „Nur aus Eitelkeit, um Ansehen zu erwerben, bemühen sie sich, die Lehren der Talmudisten zu ergründen und ihre Probleme zu lösen“, behauptete er, „während ihnen Herzenspflichten fremd sind; sie vergeuden ihre Tage mit dem Studium der fernliegendsten Angelegenheiten, nämlich der Gesetze und ihrer Entstehung, während sie sich von denjenigen Dingen, die ihnen das Notwendigste sind, abwenden, nämlich von ihren Herzenspflichten.“

Er erzählt dann, dass ein Gelehrter (Anspielung auf seine Person), um das Gesetz der Ehescheidung befragt, dem Betreffenden folgende Antwort gab: „Sollten wir auch den Gegenstand, den deine Frage betrifft, nicht kennen, so wird uns diese Unkenntnis nicht zum Nachteil gereichen. Du sollst lieber all die Gesetze kennen lernen, an denen du dich nicht vergehen darfst, und dich nicht mit fernliegenden Fragen beschäftigen, die weder zur Vervollkommnung deines Glaubens, noch zu deiner inneren Wohlfahrt beitragen können.“ Bachaja war also der erste, der das innere Licht der Thora, ihr sittliches Ziel, zu schätzen wusste. Und dieses hervorragende Buch, das vom wahren Begreifen des Judentums und des jüdischen Geistes Zeugnis ablegt, wurde weder zur Zeit seines Entstehens noch später richtig

eingeschätzt. Erst der Chassidismus legte es jedem seiner Anhänger als Pflicht auf, das Buch so lange zu studieren, bis es in seinem Gedächtnis eingeprägt sei und er es nicht mehr vergesse. Der Chassidismus vermochte den Geist dieses Buches zu erfassen, denn auch seine Losung war „Herzenspflicht“. Der Chassidismus verzeiht dem Verfasser Worte, die ihm im ersten Kapitel des Buches entschlüpft sind: „Nur der Prophet und der Philosoph, die die Weisheit erkannt haben, seien imstande, dem höchsten Wesen — Gott — zu dienen.“ Ein Urteil, aus dem leicht zu schliessen ist: wer kein Prophet oder Philosoph sei, diene den fremden Göttern. Eine derartige Aeussderung konnte freilich der Chassidismus nicht über sich ergehen lassen, aber er verzieh sie dennoch dem Verfasser und setzte sich stillschweigend über sie hinweg aus Rücksicht auf die folgenden Kapitel, die wahren jüdischen Geist atmen: Herzensglauben und sittlichen Gottesdienst.

Spuren des Chassidismus finden wir auch in dem Buch „Menorath Hamaor“ des Rabbi Isaak Aboab des ersten (um 1350).

Aboab, der unter dem Einfluss der Kabbala stand, richtete seine Aufmerksamkeit besonders auf die Agada, die Schwester der Kabbala. Die jüdischen Rationalisten jener Zeit, die Philosophen einerseits und die Rabbiner andererseits, achteten fast gar nicht auf die Aggadoth Israels, die ersteren fanden in ihr nicht die gehörige Uebereinstimmung mit dem philosophischen Geist, der damals herrschte. Und der Rambam (Maimonides) rät, „man soll sich nicht mit den Worten der Agada beschäftigen und nicht lange die Midraschim studieren und sie nicht zu etwas Hauptsächlichem (in seinen Studien) machen; denn sie bringen weder zur Gottesliebe noch zur Gottesfurcht“. <sup>82)</sup> Und die letzteren, die Rabbiner, gaben sich besonders dem halachischen Teil des Talmuds und dem rabbinischen Pilpul hin, um neue Satzungen und „Zäune“ dem Gesetz hinzuzufügen. Aboab, dessen Herz voll tiefen religiösen Gefühls war, gab sich als erster dem Studium dieses reichen und hochwichtigen Theils der jüdischen Literatur hin. Mit bitterem Spott stellt er die Weise der Gelehrten in seiner Heimat, Spanien, dar: „Manche beschäftigen sich all ihre Tage und verbringen all ihre Zeit damit, die



wesentlichen Dezsionen des Religionsgesetzes kennen zu lernen, sie jedermann auf Strassen und Märkten zu lehren, aber die Aggadoth lassen sie liegen, die Zeugnisse und Geheimnisse, die Gleichnisse und Rätsel, die köstlicher sind als Gold, die hohen Weisheiten, die lauterer, verborgenen und erlesenen, die Worte des Ewigen, die reinen Worte.“<sup>83)</sup>

In den Aggadoth Israels fand er, was er suchte: gute und rechte Moral, eine tiefe Weltanschauung und ein starkes religiöses Gefühl voller Liebe und Hingabe an Gott. Und dieses grosse Licht in der Agada will er dem Volke Israel geben, „den kleinen Knaben, den Greisen und den Vollkommenen und den Unwissenden, den Männern und den Frauen“. Und auf die Grundlage der Aggadoth, die er gesammelt hatte und der mancherlei Aussprüche des Maimonides, Nachmonides, Ibn-Esra und aus kabbalistischen Büchern, die er ihnen hinzufügte, prägte Aboab seine Ansicht über manche Dinge im Leben des Juden als Juden, der seinem Gott und Volk treu ist, und als Mensch unter Menschen, als Bürger des Landes aus.

Und der Wunsch Aboabs erfüllte sich, in der Tat wurde sein Buch ein Volksbuch im vollen Sinne dieses Wortes, bis auf den heutigen Tag, und wie das Buch „Chobath Ha-bebabeth“, so ist die „Menorath Hamaor“ eines der liebsten Bücher der Chassidim.

Der Vater des Chassidismus und dessen Erneuerer war Rabbi Israel Baal Schem Tob (Bescht). Weder „Gaon“ noch scharfsinnig, weder Rabbiner noch Gemeindevorsteher; nichts mehr als ein einfacher mittelmässiger Talmudgelehrter war er, aber anstatt der grübelnden Vernunft der Rabbiner trug er eine grosse Seele und ein gefühlvolles Herz in seiner Brust.

Der Bescht ahnte und begriff, was dem Volke abging und woran es ihm Not tat, aber er begriff ebenso sehr, was den Talmudgelehrten fehlte, „deren Lehre ohne Seele sei“. Der Bescht wusste, dass, „damit ein Heiligtum errichtet wird, ein anderes zugrundegehen muss“; dass die alten Götter vorher vernichtet und die alten Altäre zerstört werden müssen, damit ein neuer Altar einem neuen Gott errichtet werden kann.

Diese Zerstörung nahm der Bescht auf sich. Es traten ihm seine Jünger und deren Jünger zur Seite. Sie wandten sich gegen die ganze Polemisiererei der Rabbiner, „die nur darauf hinauslaufe, einander zu vernichten oder sich übereinander zu erheben“. Ebenso sei das Verhalten der Rabbiner dem Volke gegenüber: „Anstatt es den wahren Gottesdienst zu lehren, verblenden sie es in ihren Predigten mit verschiedenen Kommentaren und Kasuistik, um ihre Spitzfindigkeit und Gelehrtheit zu zeigen.“ „Sie treiben Kasuistik in den Lehren der Thora: reine Gotteserkenntnis und wahrer Gottesdienst aber bleibt ihnen fremd, sie seien im Grunde genommen gar nicht gelehrt, wenn sie auch eine Lehre treiben, die sie Thora nennen. Denn was anderes heisst denn Thora als Leiterin zum Gottesdienst und Vermittlerin zur Vereinigung mit Gott? — Sie aber verfolgen nicht dieses Ziel, sondern prahlen mit ihrer Gelehrtheit und verwechseln Gutes mit Bösem.“ Ihre Leidenschaft sei, immer neue Gesetze zu erfinden, und die Meinungen in ihren Gesetzen sind so verschiedenartig, dass der Rabbiner keine Gefahr laufe, das Verbotene zu gestatten, da darüber verschiedene Deutungen herrschen <sup>84</sup>).

So sprachen der Bescht und seine Jünger vor dem Volke und ermunterten es durch ihre Reden. Und das Volk erwachte allmählich und versuchte die alten Altäre zu stürzen, die längst keine Heiligtümer mehr besaßen. Aber der Chassidismus tat sich nicht allein mit Zerstörungen genug, seine Absicht war auch zu errichten. Er erreichte auch sein Ziel: neue Werte wurden durch ihn im Judentum geschaffen.

Der Rabbinismus ist dem Volke zu sehr entfremdet, er sieht das ungebildete Volk als den unbedeutenden Teil der Nation an, er bewirkt den Bruch zwischen den oberen und den unteren Schichten, den „Talmudgelehrten und der Menge (Ignoranten)“. Der Chassidismus aber wendet sich ausdrücklich zu den unteren Schichten: „Verzaget nicht!“ ruft er ihnen zu, „jeder Jude stellt einen Teil der Gottheit dar.“ „Jeder Jude trägt einen Teil des heiligen Geistes in sich“, „jeder Jude wird Zaddik genannt“, „es kann ein Mann gross und rechtschaffen sein, auch wenn er nicht Talmudkenner



ist“, „es kann einer, ohne viele Kenntnisse zu besitzen, rein und sittlich, ja sogar ein Zaddik sein“, „durch das Rezitieren von Psalmen allein steigen wir im Range.“<sup>85)</sup>

In diesem Sinne also gab der Chassidismus dem Volke einen volkstümlichen Gott, einen Gott, der für das ganze Volk sorgt und sein Leid empfindet, der allen Wesen, den Guten wie den Bösen, zugänglich ist. Dieser Gott macht keine Unterschiede, keine Scheidewände: „Das ganze All oben und unten ist Einheit.“ Der Gott des Chassidismus ist gut, gerecht, barmherzig, er verfährt mit den Menschen nicht pedantisch, er kümmert sich nicht darum, ob man ihn nach bestimmten, festgesetzten Gesetzen preist, er wünscht vielmehr, dass man ihn „auf jede Weise verehere“. Er stellt keine Umzäunungen auf: „Der Mensch soll keine überflüssigen Pedanterien verfolgen“, „es gibt für den Menschen kein Muss“ etc. Kann er mitunter keinen Gottesdienst verrichten, so verzeiht es ihm auch der Allmächtige. Die Hauptsache ist das Innere, das sittliche Wesen, „das Geistige im Herzen“. „Gäbe es auch in unserem Zeitalter einen sittlich hervorragenden Mann, der die wahre Erkenntnis Gottes erreichen könnte, er würde von der praktischen Erfüllung der Gesetze völlig frei sein.“<sup>86)</sup>

Der Rabbinismus sorgte dafür, das Volk mit einem täglichen, nach bestimmten Gesetzen zurechtgelegten Gebet zu versehen, einem Gebet, das durch vielfaches, gewohnheitsmässiges Wiederholen seinen innern Wert einbüsst. Der Chassidismus aber schuf ein gefühlsvolles, feuriges, verzücktes Gebet, er schuf den Geist des Gebets, seine Seele. Er verlangte vom Betenden religiöse Ekstase, dass dieser sich mit dem innern Geist, „mit dem unendlichen Licht des Gebets vereinige“.

Der Chassidismus kennt die Poesie des Gebets. Das Gebet im Felde, inmitten der Pracht der Natur, unter freiem Himmel, zwischen Gras und Bäumen ist ihm am allerliebsten. Eines der Häupter des Chassidismus schildert das Gebet im Freien folgendermassen: „Im Winter sind alle Gewächse und Gräser tot und abgestorben, der Sommer erteilt sie wieder ins Leben zurück, da ist es wieder schön, im Felde zu spazieren; da stimmt jedes Gräschen sein Lied zu Gott an; wie schön und lieb ist es, ihren Gesang anzuhören! Wie an-

genehm ist es dann, im Felde im Einklang mit der Natur zu beten. Jedes Gräschen trägt zur Kraft des Gebetes bei. In solchem Gebete, das der Mensch im Schosse der Natur verrichtet, ladet er alle Welten ein, ihm zum Lobe Gottes beizustimmen.“<sup>87)</sup>

Und das Gebet muss heilig und rein sein, ganz vergeistigt. Der Mensch muss nur um die Vervollkommnung seiner Seele beten und nicht um materielle Dinge, denn durch das Verlangen der letzteren würde er die Heiligkeit des Gebets profanieren. Und nicht allein um sein Wohl muss der Mensch beten, sondern um das Wohl aller Wesen, auch um das „Wohl seiner Feinde“, ja sogar um dasjenige eines „Bösewichtes aus fremden Nationen“.<sup>88)</sup>

Der Rabbinismus erklärt das Wort „bescheiden“ im Sinne der Erniedrigung, der Gebücktheit, „der aufrechte Gang beeinträchtigt den heiligen Geist“. Der Chassidismus dagegen erklärt die Demut als Aeussderung der inneren Herzensbescheidenheit, die eine Folge des Aufgehens im Schauen des Schöpfers sei. Die Demut darf sich nicht im Beugen des Nackens äussern. Es existiert folgendes Beispiel von Bescht darüber: „Ein König wollte sich demütig bezeigen, indem er seinen Wagen voranziehen liess, während er zu Fuss hinterher ging. Da rief ihm ein beegnender Weiser zu: Das ist nicht der richtige Weg zu wahrer Demut. Besteige den Wagen und führe einen bescheidenen Lebenswandel; das ist die wahre Bescheidenheit, die aus dem Herzen kommt.“<sup>89)</sup>

Der Mensch muss sich als ein Glied im Körper der Nation ansehen, seine individuelle Persönlichkeit muss er auszulöschen suchen: er selbst ohne das Volk sei nichts. Die Agadisten<sup>90)</sup> meinen: „die Aussage Moses sei grösser als die des Abraham, denn Abraham sagte „und ich bin Erde und Staub“, und bei Moses heisst es: „und was sind wir?“ Der Bescht erklärt nun, Moses habe nicht „ich“ wie Abraham gesagt, sondern schliesse seine Person im Ganzen des Volkes an, indem er sagte: „und was sind wir?“ Auch im Gottesdienst muss der Mensch bescheiden sein und nicht Unerreichbares verlangen.“<sup>91)</sup>

Den Anschauungen des Rabbinismus gemäss sei die Welt in Gutes und Böses geteilt. Der Mensch muss das Böse fliehen, denn



wenn das Böse sich seiner bemächtigt, so gelange er in die grösste Gefahr. Von solchen Anschauungen erfüllt, geriet der Rabbinismus in beständige Melancholie. Die Sorge über das in der Welt herrschende „radikale Böse“ versetzte ihn in Pessimismus und verursachte seinen Trübsinn. Der Chassidismus dagegen sieht nichts Böses in der Welt, „selbst dort, wo das Böse und das Teufelsreich im Uebergewicht sind, gebe es einen Funken des heiligen Geistes, der das Ganze beseelt“. Bei der Betrachtung der Dinge, „die allgemeinen Schaden verursachen“, bei denen sich wohl die Frage aufdrängen muss, „wozu seien sie geschaffen“, meinte der Chassidismus: „Zweifellos enthalten sie auch einen Teil des Guten.“ „Das Böse ist eine Vorstufe zum Guten.“ „Selbst die Sünde und der Genuss des Lüstlings verbergen einen Teil des höheren Genusses.“ Deshalb ist dem Chassidismus Sorge und Kummer fremd, „der heilige Geist teilt sich nicht im Trübsinn mit“. „Der Mensch soll nicht betrübt sein, selbst wenn er sich vergangen hat.“ Aus diesem Grunde widersetzte sich der Chassidismus der Askese, dem Fasten und dem Kasteien, „es herrsche nur Freude“, denn in Freude wird die „Heiligkeit vollendet“. <sup>92)</sup>

Der Chassidismus preist das Denken. „Die Ideen des Menschen sind seine Seele; sie sind ein Teil des heiligen Geistes.“ „Der Mensch kann mitunter durch seine Seele allein Gott dienen, d. h. durch das Denken.“ Deshalb ist es des Menschen Pflicht, seine Gedanken stets in Reinheit zu bewahren. Und deshalb sieht der Chassidismus die „Höheren Regionen“ — das Jenseits — als die Welt der Ideen an, von der sowohl die guten als die bösen Ideen sich dem Menschen mitteilen; letztere allein hat er zu vervollkommen, weil sie lediglich zu diesem Zwecke ihm teilhaftig werden. Der Bescht erklärt die Legende <sup>93)</sup> „Täglich ertönt vom Berge Horeb eine Stimme, die ruft: „Wehe den Leuten, dass die Thora verletzt wird!“ folgendermassen: „Sollte es keinem Menschen gegönnt sein, diese Stimme zu vernehmen, wozu ertönt sie dann? Wäre es nun möglich, warum vernimmt sie kein Mensch, und derjenige, der bezeugt, er habe sie gehört, wird ein Pseudoprophet gescholten. Die Sache verhält sich also folgendermassen: im Jenseits existieren

weder Aussprüche noch Entscheidungen, dort ist nur die Welt der Ideen. Die Reuegedanken allein, die der Mensch in seinem Innern vernimmt, sind jener Ausruf von oben.“<sup>94)</sup>

Der Chassidismus begründet das Judentum auf das Gefühl, auf den Glauben des Herzens — einen einfachen, ungeklügelter Glauben — und auf die Liebe: „Liebe zu Gott, Liebe zur Thora und Liebe zum Volke.“ „Durch die Liebe erheben sich die Tiefstehenden.“ Die Liebe aber muss rein und aufrichtig sein, ohne Bedingung der Vergeltung.“<sup>95)</sup>

Für den Chassidismus sind die religiösen Lehren nur ein Mittel und kein Zweck an sich, wie sie es für den Rabbinismus sind. Deshalb betrachtet der Chassidismus das fleissige religiöse Studium nicht als Pflicht des Menschen. Er rät vielmehr die Annäherung an das Leben und an die Menschen, denn aus diesen lerne man eher die Grösse Gottes kennen: „Der Mensch soll nicht ausschliesslich in seinem religiösen Studium aufgehen, sondern er soll auch in Gesellschaft verkehren und auch dort Gottesfurcht üben.“<sup>96)</sup>

Der Chassidismus beharrt streng darauf, dass der Mensch „gute Sitten und redliche Taten übe“, dass er die Wahrheit pflege, denn „wenn alle Welt die Wahrheit sagen würde, da würde Messias kommen“. Er soll sich „liebenswürdig und ruhig“ verhalten, er soll vorsichtig im Sprechen sein, denn „die Sprache ist die Feder des Herzens“. Er soll seinen Nächsten aus Liebe rügen und soll keinen Menschen tadeln, nicht einmal den Bösewicht, nur dessen Taten soll er tadeln. Und wenn der Nächste sich vergeht, soll er ihn zu rechtfertigen suchen; die Seele des Menschen sei mit einem schweren Körper belastet und könne demzufolge seine Sinne nicht beherrschen, mit dergleichen Erklärungen soll er ihn zu rechtfertigen suchen.<sup>97)</sup>

Der Rabbinismus schuf den „Rabbi“, der Chassidismus den „Zaddik“. Der Unterschied der beiden bezeichnet den Unterschied zwischen dem Rabbinismus und dem Chassidismus im allgemeinen. Der Rabbi und das Volk sind zwei getrennte Klassen, denn der Rabbi sieht das profane Volk von oben herab an und kommt mit ihm nur in dem Falle in Berührung, wenn sich letzteres mit religiösen Fragen an ihn wendet, und da lautet die Antwort kurz „rein“



oder „unrein“, „gestattet“ oder „nicht gestattet“. Damit sind alle seine Beziehungen zu dem Volke zu Ende. Anders der Zaddik. Er ist ganz für „sein Zeitalter“ geschaffen, er führt „die Gotteserkenntnis in alle Sphären ein“. Der Zaddik und das Volk sind eng miteinander verbunden. Der Zaddik belehrt das Volk und prägt ihm Moral und Sitten ein, er ist bemüht, den materiellen und geistigen Zustand des Volkes zu heben: immer, an jedem Ort und jeder Stelle sorgt er für das Volk, er lauscht ihm seine Bedürfnisse ab und wendet sich an Gott, um Gnade für es zu erflehen. Das Gros des Volkes steht auf einer unteren Stufe, die Absicht des Zaddik aber ist, es zu erheben und es mit Gott zu vereinigen. Sein Verhältnis zum Volke gestaltet sich in Mitleid und Liebe wie das „einer Mutter zu ihren Kindern“. „Es ist mit Barmherzigkeit zu umgeben und zu bewachen und auf die richtigen Pfade zu leiten.“ Er strebt stets, die Liebe des Volkes zu gewinnen und sich mit ihm zu vereinigen. Noch mehr: Es geschieht mitunter, dass der Zaddik sein eigenes geistiges Leben in Gefahr bringen muss zugunsten des Volkes, indem er die Sinkenden aufzurichten sucht. „Wie einer, der seinen Nächsten vom Schmutz und Kot emporbringen möchte, selbst in den Kot herabsteigen muss, um ihn von dort zu erheben, so ist auch der Zaddik genötigt, sich manchmal mit den Sitten des Bösewichts zu umhüllen“ und sich giftvoller Medikamente — „der Befehle des bösen Geistes“ — zu bedienen.<sup>98)</sup>

Das sind die Grundlagen des Chassidismus. Einen Hauch der Neu belebung bringen sie ins Judentum hinein. Sie erwecken das Gefühl und den Glauben des Herzens. Durch sie wird das Volk, die grosse Masse, ermuntert, damit sie das Licht des religiösen Lebens gewahre.

Das Prophetentum, die Aggada, der Messianismus, die Kabbala und der Chassidismus — das sind die religiösen Bewegungen, die im Judentum entstanden sind. Eine und dieselbe Grundlage hatten sie, ein Geist und eine Ueberzeugung beseelte sie alle: Die Erlösung Israels wird nicht allein eine materielle und politische sein, sondern auch eine geistige und sittliche. Einem Ziel strebten sie alle zu: Die Herzenspflicht über die Gesetze zu erheben und das Vorrecht des Gefühls über die Vernunft zu betonen.



## DER ZADDIK.

Das Galuth-(Exil-)Judentum besitzt zwei Typen frommer Männer, welche sich wesentlich voneinander unterscheiden. Es sind der „Talmid Chacham“ (der Talmudgelehrte) und der „Zaddik“ (zumeist Wundermann). Ersterer zeichnet sich durch hervorragende Kenntniss der Bibel, sowie der überlieferten Lehre aus. Er beobachtet sehr genau alle Gebote und gesetzlichen Vorschriften. Der Zaddik ist über alle diese Dinge erhaben. Bei ihm bleibt es sich gleich, ob er thorakundig ist oder nicht. Er repräsentiert selbst die Thora. Es fällt ebensowenig in die Wagschale, ob er genau die Gebote befolgt oder auch nicht, weil er selbst die Gesetze und Gebote vorstellt. Den Talmudgelehrten kann man zu jeder Zeit beobachten, seine Aufführung und seine ganze Handlungsweise beurteilen, weil sie allen zugänglich ist. Der Zaddik ist aber stets geheimnisvoll, immer in Dunkel gehüllt und wundererregend. Man kann ihn nie wirklich erkennen, wenn er auch unter uns wandelt und scheinbar offenkundig alles tut. Es ist uns nicht möglich, ihn gehörig zu durchschauen. Der Talmudgelehrte unterliegt auch menschlichen Irrtümern, weil er, obgleich ein grosser Mensch, doch eben nur ein Mensch ist. Der Zaddik irrt nie. Er kann es nie tun, weil er die personifizierte Vollkommenheit ist. Er ist überhaupt kein Mensch im gewöhnlichen Sinn, er ist ganz durchgeistigt. Er ist ein Teil von Gott, und zwar der Geist Gottes.

### I.

Die biblische Lehre kennt keinen ausgeprägten Personenkultus. Der hervorragende Mensch wird in keiner Weise ausgezeichnet, weil die Bibel die absolute Vollkommenheit des Menschen nicht zugibt. Sie nimmt eher ausdrücklich an, dass „der Mensch nicht ein vollkommen frommer auf der Erde sein kann, der nur Gutes tun kann, ohne Sünden zu begehen“<sup>1)</sup>, sie findet selbst

den Patriarchen Jakob unvollkommen <sup>2)</sup>, selbst Mose und Ahron <sup>3)</sup>, auch David und Salomo <sup>4)</sup>. Die Bibel will keineswegs die Fehler jener Menschen, welche als die grossen des Volkes gelten, verheimlichen. Sie zählt sie alle ausführlich auf, um zu zeigen, dass selbst jene grossen Männer wissentlich oder unwissentlich sich irren konnten. Nur in die ferne Zukunft, in „die spätern Tage“ schaut die Bibel ganz anders. Dann, in jenen hohen Tagen, da „die Erde mit Wissen überfüllt sein wird, wie das Meer von Wasser bedeckt“, werde ein Mann kommen, der einzig in seiner Art, der die absolute Vollkommenheit sein soll.

Im Buche Jesaja ist zuerst auf die Riesengestalt hingewiesen, welche am „Ende der Tage“ zum Vorschein kommen wird. „Der Geist Jahves wird sich auf ihn niederlassen: der Geist der Weisheit und des Verstandes; der Geist des Rates und der Kraft; der Geist der Erkenntnis und der Furcht Jahves.“ <sup>5)</sup> Er wird der gerechte und treue Weltenrichter sein: „Ueber die Geringen mit Gerechtigkeit richten und über die Elenden des Landes in Geradheit urteilen. Und Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Hüften und die Treue der Gurt seiner Lenden sein.“ <sup>6)</sup> Er wird die Frevler und Abtrünnigen nicht mit dem Schwerte und Spiess richten. Vielmehr werden Schwert und Spiess von der Oberfläche verschwinden: „Und sie werden ihre Schwerter zu Karsten umschmieden und ihre Spiesse zu Winzermessern.“ <sup>7)</sup> Sobald der Mann der Zukunft spricht, werden die Frevler gerichtet sein: er wird „die Gewalttätigen mit dem Stocke seines Mundes schlagen und mit dem Hauche seiner Lippen die Gottlosen töten“. <sup>8)</sup>

Dieser Zukunftsmensch wird der Erlöser der Menschheit sein, der Erlöser jedes lebenden Wesens, der Messias der Welt. In seinen Tagen wird sich die Natur zum Guten ändern und überall Wunder sich ereignen: „Dann werden sich die Augen der Blinden auftun und die Ohren der Tauben sich öffnen. Dann wird der Lahme springen wie ein Hirsch und die Zunge des Stummen wird jauchzen.“ <sup>9)</sup> „Und der Wolf wird neben dem Lamme wohnen und der Panther neben dem Böcklein lagern. Und Rind und Löwe und Mastvieh werden zusammen weiden und ein kleiner Knabe sie leiten.

Kuh und Bärin werden weiden und ihre Jungen nebeneinander lagern. Und der Löwe wird sich wie die Rinder von Stroh nähren. Der Säugling wird an der Höhle der Otter spielen und der Entwöhnte seine Hand auf das Auge der Natter legen.“<sup>10)</sup> „In der Wüste brechen Wasser hervor und Bäche in der Steppe. Und die Kimmung wird zum Teich und das durstige Land zu Wasserquellen.“<sup>11)</sup> „Das Licht des Mondes wird dem Licht der Sonne gleichen und das Licht der Sonne wird siebenfach sein, wie das Licht von sieben Tagen.“<sup>12)</sup>

Im Buche Daniel (165 v. Chr.) taucht wiederum der Zukunftsmensch auf. Allein er bekommt, entsprechend dem damaligen hebräischen Zeitgeiste, eine mehr mystische Gestalt: „Da kam einer, der einem Menschen glich, mit den Wolken des Himmels heran, gelangte bis zu dem Hochbetagten und wurde vor ihn gebracht. Dem wurde nun Macht, Ehre und Herrschaft verliehen: alle Völker, Nationen und Zungen müssen ihm dienen; seine Macht soll eine ewige und unvergängliche sein und sein Reich niemals zerstört werden.“<sup>13)</sup>

## II.

In dem Masse, als sich die politische und soziale Lage der Juden verschlimmert hatte, änderte sich auch ihre Anschauung über den Zukunftsmann. Aus dem Mann der Zukunft überhaupt wurde nun ein nationaler Zukunftsmann. Aus dem Messias der Welt der Messias der Juden. Das Volk, welches so sehr von innen und aussen zu leiden hatte, begann nun den Erlöser für sich allein zu erwarten, den Mann der Zukunft, welcher nur ihm, diesem bedrängten Volke, aus der inneren und äusseren Knechtschaft zur Freiheit verhelfen solle.

Die Juden verloren ihr Land und zogen in die Verbannung. Ihre Leiden nahmen mit jedem Tag zu. Da kam die Aggada, diese Erbin der Propheten, und machte aus dem Typus des Vollkommenen der „späten Tage“, jenem Ideale der Propheten, einen Gegenwartsgedanken, ohne dabei den Messiasgedanken für die Zukunft zu leugnen. Gleichsam als möchte die Aggada auf solche Weise dem armen Volke, das täglich den Zukunftsmann, den Messias erwartet, auch für die Gegenwart einen derartigen Typus schaffen, damit es



leichter die Not trage und von Hoffnung gestärkt den furchtbaren Weg der Verbannung leichter wandle. Die Aggada schuf so die Vorstellung einer menschlichen Riesengestalt; aus ihr entwickelte sich der Zaddik.

Wir finden in der Bibel bereits die Bezeichnung Zaddik: da ist es ein frommer Mensch, der in der Lage ist, die anderen Menschen, selbst die Frevler, vor Tod und Vernichtung zu retten.<sup>14)</sup> Doch war sein Einfluss und seine Kraft ziemlich beschränkt. Er konnte bloss eine Stadt oder zwei Städte beschützen, aber auch nicht allein, sondern im Verein mit anderen Zaddikim.<sup>15)</sup> So besass er nicht jene grosse Kraft, die notwendig war, um die ganze Welt zu erretten. Noa war nach der biblischen Ueberlieferung ein „aufrichtig frommer Zaddikmann“, und er vermochte dennoch nicht, die Welt vor der Sintflut zu retten.<sup>16)</sup> Jetzt in der Aggada gelangte der Zaddik zum ersten Mal zu jener wirklichen Vollkommenheit und zu jenem unbeschränkten Einfluss, den die Propheten dem Zukunftsmenschen zuschreiben. In der Aggada sehen wir einen grossmächtigen Zaddik, der alles vermag, sowohl im Himmel wie auf der Erde. „Auf einem einzigen Zaddik besteht die Welt“ und „die Seele eines Zaddik wiegt die ganze Welt auf“. <sup>17)</sup> Er ist „grösser als die Dienstengel“, und wenn er nur wollte, „er könnte eine Welt erschaffen“. <sup>18)</sup> Ja noch mehr: er beherrscht Gott: „Gott beschliesst etwas und er hebt es auf“. <sup>19)</sup>

Die Aggada weiss uns viele Wunderdinge von solchen Zaddikim zu erzählen, welche die unbeschränkte Macht hatten im Himmel und auf der Erde. Von R. Chanina b. Dosa (lebte im ersten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung) erzählt die Aggada: „Jeden Tag ruft eine Stimme aus: Die ganze Welt wird nur des R. Chanina wegen ernährt, und mein Sohn Chanina begnügt sich mit einem Mass Johannisbrot von Freitag bis Freitag.“ Als die Not in seinem Hause immer mehr zunahm und seine Frau ihn durch Bitten dahin brachte, dass er für die Verbesserung seiner Lage zu Gott betete, obgleich er es ganz gegen seinen eigenen Willen tat, „da kam eine Hand zum Vorschein, die ihm einen goldenen Fuss zuwarf.“ <sup>20)</sup> Einmal brachte seine Tochter irrtümlicherweise zum Gebrauch der Sab-

batlichter statt Oel Essig nach Hause, und es war knapp vor dem Anzünden der Sabbatlichter, da sprach R. Chanina nur folgende Worte: „Wer Oel brennen lässt, möge auch Essig brennen lassen.“ Da entzündete sich der Essig „und brannte den ganzen Sabbat hindurch, so dass er noch für die Habdala Licht gewährte“. <sup>21)</sup> R. Chanina rief Regen hervor und hielt ihn auf. Er ging einmal seines Weges und trug einen Korb mit Salz auf dem Kopfe. Da überraschte ihn ein Regen und R. Chanina sprach vor sich hin: „Herr der Welt, die ganze Welt ist behaglich und Chanina besorgt“, und der Regen hörte auf. Als er nach Hause kam, sprach er: „Herr der Welt, alle Leute sind besorgt und Chanina ist vergnügt“, da begann es wieder zu regnen. <sup>22)</sup> Auch vom Vieh des R. Chanina erzählte die Agada Wunder, die natürlich dem Einfluss ihres Herrn zugeschrieben wurden. Man klagte einst vor R. Chanina, dass seine Ziegen Schaden anrichteten, da antwortete er: „Wenn sie wirklich schaden, dann mögen sie von Bären verzehrt werden, so sie es aber nicht tun — dann möge jede am Abend einen Bären auf den Hörnern bringen.“ Am Abend brachte jede Ziege einen Bären auf den Hörnern. <sup>23)</sup> Einst raubte man dem R. Chanina seinen Esel. Da wollte das Tier gar kein Futter zu sich nehmen, obwohl man ihm Stroh, Gerste und Wasser gab, weil es vom Raub nichts geniessen wollte. <sup>24)</sup>

Alle wussten, dass R. Chanina ein Zaddik war, der sich die Natur unterordnete und dessen Gebet im Himmel erhört wurde. Man kam stets zu ihm, damit er durch seine Wundertaten das Böse in Gutes verwandle. Einst richtete — wie die Agada erzählt — eine wilde Schlange grossen Schaden unter den Leuten an. Da sagte man es dem R. Chanina. Dieser liess sich die Höhle der wilden Schlange zeigen, und als man sie ihm zeigte, setzte er seine Ferse an ihre Oeffnung. Da kam das Tier hervor und biss ihn in die Ferse, starb aber bald darauf. <sup>25)</sup> Man pflegte R. Chanina auch aufzusuchen, dass er für die Kranken um Barmherzigkeit bete, da betete er und sprach: „Der eine lebe und der andere sterbe.“ <sup>26)</sup> Nicht nur die Menge, auch die Gelehrten seiner Zeit baten ihn, dass er ihrer in seinem Gebete gedenke. <sup>27)</sup>



Von R. Simon b. Jochai und seinem Sohne R. Eleasar (zweites Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung) erzählt die Agada, dass sie sich zwölf Jahre in einer Höhle aufhielten. Da geschah ein Wunder und „sie bekamen einen Johannisbrotbaum und eine Quelle“. Als sie dann die Höhle verliessen, sahen sie, wie die Menschen pflügten und säten. Da sprach R. Simon b. Jochai: „Sie lassen das ewige Leben und widmen sich dem zeitlichen!“ Da verbrannte jede Stelle, auf die sie hinschauten. Aber eine Stimme rief ihnen zu: „Seid ihr dazu gekommen, um meine Welt zu zerstören, so gehet wieder in eure Höhle.“ Und sie verbrachten wieder zwölf Monate in der Höhle, bis sie eine Stimme von dort zurückrief.<sup>28)</sup> R. Simon „heilte jede Stelle, an der R. Eleasar Wunden geschlagen hatte“.<sup>29)</sup>

R. Simon sagte zu seinem Sohne: „Mein Sohn, die Welt hat an mir und dir genug.“<sup>30)</sup> Die Agada erzählt noch von R. Simon b. Jochai, dass er gesagt hat: „Ich habe die besten Menschen gesehen, deren Zahl sehr gering ist. Wenn ihrer tausend sind, so gehöre ich und mein Sohn zu ihnen. Wenn hundert, so bin ich und mein Sohn unter ihnen. So es nur zwei sind, dann bin ich es und mein Sohn.“ Er sagte auch: „Wir würden die ganze Welt vom Gericht befreien, von dem Tage, da ich zur Welt kam bis auf heute; und wenn mein Sohn Eleasar mit mir ist — selbst seit der Erschaffung der Welt.“<sup>31)</sup>

Von seinem Sohne Eleasar erzählt die Sage, dass er vor seinem Tode verordnet hatte, man soll ihn nicht begraben, sondern seinen Körper in der Kammer lassen, in der er studiert hatte. Dort lag er viele Jahre, und die Leute kamen zu diesem Lebendigtoten, um sein Urteil in verschiedenen Fragen zu holen. „Sie stellten sich an die Tür und brachten ihren Streit vor, indem Kläger und Beklagter sprachen. Dann verkündete eine Stimme aus der Kammer: Der eine ist schuldig, der andere frei von Schuld.“<sup>32)</sup>

Von R. Pinchas b. Jair (im zweiten Jahrhundert n. Chr.) erzählt die Agada, dass „er nie eine fremde Brotkrume genossen hat“.<sup>33)</sup> Ihm gehorchte der Strom, dessen Wasser eintrocknete, damit R. Pinchas hindurchgehe, um das Gebot der Befreiung von



Gefangenen zu erfüllen.<sup>34)</sup> Auf sein Gebet tauchte ein Engel und holte eine im Wasser ertrinkende Frau heraus.<sup>35)</sup> Er bewirkte, dass sein Esel keine Gerste nahm, von welcher nicht der Zehnte abgegeben war.<sup>36)</sup> Dieser Esel wurde dann von den Weisen als Beispiel angeführt, indem sie sagten: „Waren die früheren wie die Engel, dann sind wir wie die Menschen; waren jene wie die Menschen, dann sind wir wie die Esel, doch nicht wie der Esel des R. Pinchas b. Jair, sondern wie gewöhnliche Esel.“<sup>37)</sup>

### III.

An die Stelle der Aggada trat dann die geistesverwandte Kabbala. Und auch in ihr behält der Zaddik den ersten Platz. Auch hier misst man seiner Kraft und seinem Einfluss grosse Bedeutung bei. Der Zaddik steht unter allen Menschen Gott am nächsten.<sup>38)</sup> Der Zaddik kennt alle Geheimnisse Gottes und versteht es, „sich mit ihnen täglich zu verbinden“. <sup>39)</sup> Deshalb vermag er durch seinen Lebenswandel die ganze Welt zu erhellen.<sup>40)</sup> Gott ist auf ihn stolz und setzt ihn als Zierde auf seinen Kopf.<sup>41)</sup> Gott behütet den Zaddik und lässt ihn weder auf dieser noch auf jener Welt allein.<sup>42)</sup> Wenn ein Zaddik stirbt, kommen drei Dienstengel zusammen mit der Schechina, um seine Seele in Empfang zu nehmen.<sup>43)</sup> Auch „unser Vater Jakob“ geht der Seele des Zaddik entgegen<sup>44)</sup>, und dort in den höchsten Regionen ergötzt sich Gott stets an der Seele des Zaddik, welche ihm sehr lieb ist.<sup>45)</sup> Dort oben gibt es auch eine besondere Halle, welche die Bezeichnung Zaddik führt.<sup>46)</sup>

Die Kabbala hat viele solcher Zaddiktypen. Von ihnen will ich drei besonders markante und berühmte aufzählen.

R. Abraham Abulafia (geboren 1240 in Spanien) erzählt von sich und seinem Studium der Kabbala folgendes: „Da kam über mich der Geist Gottes, und ich schrieb Bücher der Weisheit, unter ihnen auch Prophezeiungen, die wunderbar sind. Mein Geist lebte wieder auf. Der Geist Gottes kam über meinen Mund, und Heiligkeit wehte mich an. Ich sah viele wunderbare Erscheinungen durch Wunder.“<sup>47)</sup> In seinen Büchern predigt er die Abtötung des bösen

Triebes und Vernichtung aller leiblichen Gelüste. Nur durch Kasteiung und Fernhalten von weltlichen Vergnügungen bekommt man prophetische Begabung.<sup>48)</sup> Abulafia befolgte alles genau, wie er es den anderen vorgeschrieben hatte. Er führte eine fromme Lebensweise mit Absonderung und Kasteiung und war aufrichtig überzeugt, dass er der erhoffte, von Gott erwählte Messias sei, der die Welt erlösen soll.<sup>49)</sup> So schreibt er an einer Stelle: „Der Herr der Welt erschien vor mir und enthüllte mir sein Geheimnis bis ans Ende der Verbannung, sowie den Beginn und die Zeit der Erlösung.“ Er opferte sich auch für diesen Glauben: als er im Alter von 40 Jahren nach Rom reiste, um den Papst Nikolaus dem jüdischen Glauben zuzuführen, kam er ins Gefängnis und verliess es erst nach einem Monate, da es ihm gelungen war, sich wahnsinnig zu stellen.<sup>50)</sup>

Diego Pires (geboren um 1501) gehörte zu den Marranen aus Portugal; später, als er wieder zum Judentum zurückgekehrt war, führte er den Namen Salomo Molcho. Er vertiefte sich in die Kabbala und hatte Visionen über die Erlösung der Marranen, sowie über die Zeichen des Messias. Er war der Meinung, dass ein Engel stets bei ihm sei, der ihm die Geheimnisse der Thora verrate. Sowohl das Volk als auch bedeutende Gelehrte seiner Zeit lauschten gläubig seinen Worten und hielten ihn für einen sehr grossen Mann, durch den der Geist Gottes sprach und der in die Zukunft sehen konnte. Er war auch bei Papst Klemens VII. und bei seinen Kardinälen sehr beliebt, die seinen Voraussagungen über Rom und Portugal Glauben schenkten. Er glaubte aufrichtig, dass er die Macht besitze, Israel zu erlösen. Um dem erhofften Messias ähnlich zu sein, den die Sage in zerrissenen Kleidern, krank und von Schmerzen gequält am „Tore der Stadt Rom“ stehen lässt<sup>51)</sup>, legte auch Molcho, wie er selbst erzählt, „schmutzige, ölbefleckte Leinenkleider an und ging einsam und betrübt wie ein sichtlich kranker Mann in der Stadt (Rom) einher, auf der Tiberbrücke, in der Nähe der päpstlichen Burg, wo sich die Armen und Kranken aufhielten, und verweilte unter ihnen 30 Tage wie ein von Gott geschlagener Mann.“<sup>52)</sup>

R. Isak Lurja (geboren um 1534 in Jerusalem) war einer der bedeutendsten Kabbalisten und hat einen ungemein grossen Einfluss



ausgeübt. Es gibt eine kabbalistische Sage, dass der Prophet Elia gleich nach der Geburt des Lurja zu seinem Vater gekommen sei und ihm sagte, er möge mit der Beschneidung des Kindes warten, bis er (Elia) wiederkomme. Nach acht Tagen kam Elia, nahm das Kind auf seinen Schooss und zwar so, dass der, welcher die Beschneidung vornahm, bloss den Vater des Kindes sah.<sup>53)</sup>

Dieser Kabbalist war allwissend. Er war nicht wie die anderen Kabbalisten, welche bloss in der Thora und ihren Gesetzen Geheimnisse fanden. Vor ihm lag die ganze Welt mit allen Wesen als ein grosses, wunderbares Geheimnis, und nur er wusste dieses grosse, tiefverhüllte Geheimnis. Ueberall sah er Seelen, die in verschiedene lebende oder leblose Wesen gewandelt sind. Er behorchte das Rauschen des Wassers und der Bäume, den Gesang der Vögel und hörte überall die Stimmen von Seelen, welche um ihre Erlösung baten. Die ganze physische Welt verwandelte sich so für ihn in eine geistige, geheimnisvolle Welt, in eine „Welt von Seelen“. Und zwar kannte er das Geheimnis jener Seelen. Kaum sah er einen Menschen, so wusste er schon, welche Seele in ihn eingegangen war. Er kannte die Seelen von Adam und Eva, Abraham, Isak und Jakob, von Mose und Ahron, von den übrigen Grossen des Volkes, ja er wusste sogar, welches seine eigene Seele war: die des Messias, des Sohnes Josefs.<sup>54)</sup>

#### IV.

Die Agada und die Kabbala schildern die Grösse des Zaddik nur in grossen Zügen. Der Chassidismus als Zweig der Kabbala gibt aber eine ganz ausführliche Darstellung davon, er weiss viel und erschöpfend von dem Zaddik zu erzählen.

„Der Heilige — gelobt sei Er — nimmt Licht von seinem Wesen, säet es in die Welt, und aus diesem Licht wächst dann der Zaddik für die Welt.“<sup>55)</sup> So erklärt der Chassidismus den Zaddik als „Licht vom Wesen Gottes“. Der Zaddik ist ganz Licht, ganz durchgeistigt. Auch sein Körper, sein physischer Teil, ist lauter Geist, ein durchgeistigter Leib. Er „verwandelt seinen Stoff in eine Form, welche aus Weisheit und Vernunft besteht, und er wird ganz Weisheit.“<sup>56)</sup> Alles, selbst das kleinste Atom, das, was



noch so physisch ist, kann der Zaddik in Geist umwandeln. Für ihn gibt es überhaupt nichts Physisches. „Er kann Reinheit und Lauterkeit über alles, selbst über die niedrigste Stufe bringen.“<sup>57)</sup> Man sitzt vor dem Zaddik und spricht über die einfachsten Dinge, und er, der Zaddik, denkt dabei nach „und sieht in ihnen geistige, heilige Dinge“. „In allen physischen Dingen, mit denen der Zaddik sich beschäftigt, erfasst er bloss den geistigen Inhalt, das Geheimnis vom göttlichen Anteil an demselben.“<sup>58)</sup> Beim Zaddik gibt es keinen Unterschied zwischen Körper und Seele. Beide bilden zusammen eine grosse Seele, sie sind beide mit Gott eng verbunden, „der Körper des Zaddik ist mit seiner Seele verbunden, seine Seele mit den Sephiroth und die Sephiroth mit dem Unendlichen (En sof), welches aller Welten Seele bildet“.<sup>59)</sup>

Der Zaddik und Gott sind eins. Er, „der an Gott eng angeschlossen ist, bildet mit ihm sozusagen eine Einheit“.<sup>60)</sup> Der Zaddik besitzt die Kraft, welche Gott hat, „nämlich Wunder zu tun im Himmel und auf der Erde“, „einen neuen Himmel und eine neue Erde zu schaffen“. Der Zaddik vermag ebenso wie Gott „Sünden zu vergeben“. Er „erteilt Leben für alle Welt“, er „verbindet die oberen Welten mit den unteren“, er ist „die Grundlage der Welt“, der „Kern der Welt“, die „Seele und das Herz der Welt“. Er ist Gott auf der Erde, der „Leiter der ganzen Welt“, der „Vertreter seiner Herrlichkeit“.<sup>61)</sup>

Der Zaddik irrt sich nie. Alles, was er tut, ist gut und richtig. Man beklagt sich nicht über seine Taten. An ihm ist nichts fraglich, während man doch auch an Gott etwas zu fragen haben könnte.<sup>62)</sup> Der Zaddik weiss, was er tut. „Die Thora wurde ihm übergeben, und er erklärt sie nach seinem Wissen.“ Das, was für einen anderen Gesetz und Gebot bedeutet, ist es auch nicht zugleich für den Zaddik. „Er selbst ist alle Gesetze und Gebote.“<sup>63)</sup>

Der Zaddik hat die Aufgabe, die „Seelen zu verbessern und sie zur Busse zurückzuführen“. Er ist ein „Arzt, der Seelen heilt, um sie wieder zu neuen Geschöpfen mit ganz neuem Licht zu machen“.<sup>64)</sup> Deshalb muss der Zaddik zuweilen hinuntersteigen von seiner höheren Stufe zur unteren Stufe des Volkes, denn „um die untere

mit der oberen Stufe zu vereinigen, muss man sich mit jener vereinigen“.<sup>65)</sup> Wie wenn „jemand seinen Nächsten aus dem Schmutz herausheben will, er unbedingt zu ihm hinuntersteigen muss“.<sup>66)</sup> Wollte man aber annehmen, dass dann der Zaddik von seiner höheren Sufe heruntergesunken ist, so wäre das falsch. „Dies ist kein Sinken, denn jedes Sinken des Zaddik bedeutet nur ein Emporheben von heiligen Funken.“<sup>67)</sup>

Das Volk soll stets mit dem Zaddik eng verbunden sein, ihm volles Vertrauen schenken und von seinen Worten weder rechts noch links abweichen. „Man soll alle eigene Weisheit abtun, als wenn man keinen eigenen Verstand hätte und ihn erst vom Zaddik empfangen müsste.“<sup>68)</sup> Man soll oft zu ihm kommen, um ihm ins Gesicht zu sehen, denn dadurch „bekommt der Betrachtende neues Licht“.<sup>69)</sup> Und nicht nur bei Lebzeiten des Zaddik, sondern auch nach seinem Tode muss man mit ihm verbunden bleiben. „Denn selbst von dort hoch oben vermag der Zaddik viel zu gewähren.“<sup>70)</sup>

Der Zaddik kann alles. So ist der göttliche Mann auch in der Lage, seine Nachkommen zu heiligen, dass sie ihm gleichen. Da er die personifizierte Vollkommenheit ist, kann er nichts Unheiliges oder Unvollkommenes schaffen. Darum ist sein Sohn heilig seit dem Mutterleibe, „weil er von seinem Vater durch heilige Gedanken während des Beischlafs geheiligt wurde, und er wird der Sohn des Allgegenwärtigen — gelobt sei Er — genannt“.<sup>71)</sup>

Als Typen für einen solchen Zaddik kann der Chassidismus viele von seinen „Grossen“, besonders aber seinen Schöpfer nennen: R. Israel Baal Schem tow<sup>72)</sup> (geboren um 1700). Der Chassidismus weiss zu erzählen, dass ein Engel seinem Vater noch vor seiner Geburt die Botschaft überbrachte, dass er einen Sohn bekomme, welcher dann die Welt erleuchten werde.<sup>73)</sup> Seine Seele gehörte zu jenen, „welche noch vor der ersten Erbsünde sich abgewendet haben, ohne selbst vom Baume der Erkenntnis zu geniessen“.<sup>74)</sup> Der Bescht verwandelt seinen Körper in lauter Geist, er hat nie an etwas Materiellem irgend einen Genuss gehabt. „Wenn er irgend eine Speise oder einen Trank in den Mund brachte, stieg eine Flamme von oben herunter und führte es zum Himmel hinauf.“ Wenn er einem Men-

schen ins Gesicht sah, wusste er, was mit ihm geschehen war. Er sah auch in weite Fernen und hörte, was man im Himmel ausrief.<sup>75)</sup> Er verstand das Gezwitscher der Vögel und das Wehen der Palmen.<sup>76)</sup> Er heilte schwer kranke Menschen und belebte selbst Tote. Er brachte auch einen Mann zum Leben, der bereits seit Jahren tot war, damit er zugunsten des Bescht aussage.<sup>77)</sup> Er überschritt auf seinem Gürtel den Dniestr, und, wie er selbst sagte, „nicht durch irgend eine Kombination von heiligen Namen, sondern im heiligen Glauben“.<sup>78)</sup> Er behauptete von sich, dass er in der Lage sei, „durch aufrichtiges Gebet einen Ofen in Gold zu verwandeln“.<sup>79)</sup> Und ebenso, wie er auf der Erde allmächtig war, war er es auch im Himmel. „Wenn ihm ein Engel nicht gefiel, ernannte er einen anderen an seiner Stelle.“<sup>80)</sup> Er war in den Höhen des Himmels „heimisch“, und jeden Samstag nachmittag trug er Neuigkeiten und Geheimnisse der Thora in der „himmlischen Schule“ vor.<sup>81)</sup> Dort oben rechnete man mit jeder Bewegung des Bescht, und als er einmal sehr „erbitterten Herzens“ das Gebet zu Beginn des Sabbat verrichtete, entstand oben ein Lärm, und eine Stimme rief aus: „Man eile, die Tränen des Bescht zu stillen.“<sup>82)</sup> Sehr oft besuchten ihn Engel, und Elia, R. Simon b. Jochai und R. Isak Lurja waren seine ständigen Gäste.<sup>83)</sup> Nach seinem Tode lebte er wieder auf und kam zu seinen Kindern und Schülern, um ihnen die Wege Gottes zu zeigen.<sup>84)</sup> Und er wird der Messias sein, der da kommen soll.<sup>85)</sup>

Der „Zaddik“ ist der „Uebermensch“ des Galuth-Judentum, er hat im Chassidismus, sowie in der Kabbala und Aggada Berührungspunkte mit dem „Messias“ der Bibel.



# DER GAON VON WILNA UND DER BAALSCHHEM.

## I.

### *Der Gaon Rabbi Elija von Wilna.*

Sohn einer Familie hervorragender Talmudkenner, mit ausserordentlichen Fähigkeiten begabt, verfasste er viele Werke auf den Gebieten des Talmuds und der Kabbala und sein Name wurde als der des „Gaons“ bekannt.

Solcherart wird der künftige Historiker über den Gaon \*) Rabbi Elija von Wilna schreiben, wenn er die Biographien der grossen Rabbinen bringt. Ein paar Zeilen wird er dem Andenken des Wilnaer Gaons widmen, ein par Zeilen — und nicht mehr.

Und in der Tat, was könnte der Historiker, der den Charakter dieses Mannes und seine Leistungen gut betrachtet, mehr über ihn schreiben? Welch wesentlichen Vorzug hat dieser Gaon vor all den andern „Geonim“, die in den verschiedenen Generationen erstanden sind? Lässt sich etwa auch nur eine gewaltige Tat oder ein grosser Gedanke dieses Gaons aufweisen?

Rabbi Elija war bedeutend, scharfsinnig, ein Gaon, bescheiden, gutherzig und gerecht, kurz, er hatte grosse Vorzüge, sowohl was den Verstand als was das Herz angeht. Aber alles, was er war, und alles, was er tat, war und tat er nur für sich selbst, für seine geistige Persönlichkeit, für seine Vervollkommnung in dieser Welt und seinen Anteil an der kommenden. Er liebte die Thora und sann über sie Tag und Nacht. Einmal fand er eine Schwierigkeit im Verständnis einer Stelle im Jerusalemischen Talmud und dachte drei Tage hintereinander darüber nach, und während dieser Zeit kam keinerlei Speise in seinen Mund, „sein Ansehen war dunkler als Schwärze, sein Kopf lag schwer auf ihm und war mit

---

\*) Gaon, im rabbinischen Judentum Ehrentitel für die hervorragendsten Talmudgelehrten.

einem Tuch umwunden“. <sup>1)</sup> Er liebte die Kabbala und studierte auch sie mit Ausdauer. Er fürchtete Gott, und seine Gebote liebte er sehr und beobachtete sie mit der äussersten Peinlichkeit, und kam so dazu, das Gebot der Auslösung der Erstgeburt, als er schon erwachsen war, von sich aus noch einmal auszuüben, und er begnügte sich nicht damit, dass sein Vater ihn nach der Geburt ausgelöst hatte, nach andern löste er sich sogar bei vielen Priestern aus, wegen der Ungewissheit des Priestertums in jener Zeit. <sup>2)</sup>

Wenn der künftige Historiker die Geschichte der verschiedenen Meinungen und Strömungen im geistigen Leben des Volkes Israel zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten schreiben wird, wird er fast mit Stillschweigen über den Wilnaer Gaon hinweggehen, gleich wie er fast mit Stillschweigen über noch viele Rabbinen und Geonim hinweggehen wird, die in Israel zu verschiedenen Zeiten aufstanden, denn gleich ihnen lebte und wirkte auch der Wilnaer Gaon nur für sich selbst, für seine eigenen geistigen Interessen und hatte keinerlei Einfluss aufs Volk und Berührung mit dem Volk, gleich ihnen fügte auch er nichts den Glaubensmeinungen, Ansichten und Gedanken hinzu, die bis auf seine Zeit im Volke verbreitet waren, und nahm nichts von ihnen hinweg, und wie sie hatte auch er nur das eine Ziel: das Uralte, ohne es auch nur um ein I-Tüttelchen zu ändern, bis zum Ende aller Zeiten fortzusetzen . . .

Der Gaon kannte sein Volk nicht und gab sich auch keine Mühe, es kennen zu lernen. Er war kein Lehrer seines Volkes, wollte sein Lehrer nicht sein und konnte es nicht sein. Denn der Lehrer muss das Volk und seine Art kennen, und zu diesem Zweck muss er seine Wege unter den Menschen nehmen, um von ihrem Handel, ihrem Gespräch und ihren Gedanken zu wissen; er muss das Leben und die mancherlei Ströme kennen, die in ihm fliessen und aus ihm emporquellen, und all dies fehlte dem Gaon von Wilna.

Der Gaon war demütig und keusch und hielt sich zurückgezogen — und sicherlich ist dies ein hoher Vorzug, aber hatte er etwa auch noch andere Vorzüge, durch die er sein Leben mit dem des Volkes verband? Was tat er für das Volk und was, zum mindesten, gedachte er für es zu tun?

Der Gaon ging ins Exil, er durchzog Deutschland und Polen. Aber freilich ging er nicht hin, seine Brüder zu sehen und ihre geistige Lage kennen zu lernen, und ging auch nicht hin, seine Brüder Thora zu lehren und gute Sitten unter ihnen zu verbreiten. Er ging ins Exil, um seine Sünden fortzuwaschen, um heiliger und reiner in den Augen seines Gottes zu sein. Er ging ins Exil, und an jedem Ort, wohin er kam, ging er in die Synagoge und betete und flehte viel. Stets war er in Trübsal versunken, dass er vielleicht seine Pflicht vor Gott nicht erfüllte. Er suchte also sein eigenes Glück, und sei es nur ein geistiges.

Er kehrte nach Wilna, seiner Stadt, zurück, oder richtiger, kehrte in seine Stube in Wilna zurück. Dort wohnte er eingeschlossen, verborgen vor den Augen der Menschen und den Augen der Sonne. Das Leben ward ihm zur Last. Er verschloss — so erzählt man zu seinem Lob — die Fensterläden seines Zimmers am Mittag und lernte beim Licht der Kerze, damit seine Gedanken nicht durch die lauten Schritte der Vorübergehenden in Verwirrung gebracht würden.<sup>3)</sup>

Ein solcher Mann, der das Licht der Sonne und des Lebens fürchtete, konnte kein Lehrer für die Menge sein.

„Die Erinnerung an den Wilnaer Gaon — schreibt R. Brainin<sup>4)</sup> — ist tief im Herzen des Volkes eingegraben.“ Der Gaon und das Volk? Was tat er für das Volk und was stand in seiner Macht, für es zu tun? Was fügte er — in allem was das Volkswohl angeht — den früheren Gaonen zu? Welchen neuen Weg lehrte er oder welcher alte wurde durch ihn erneuert? Noch eine Textverbesserung, noch eine Korrektur und eine neue Erklärung wurden jenem grossen Haufen von Verbesserungen, Korrekturen und Erklärungen zugefügt, an denen die alte hebräische Literatur so reich ist; noch ein par Tropfen wurden in das grosse Meer geschüttet, das Meer der rabbinischen Literatur mit ihren Kommentaren und Superkommentaren. Aber was hat der Gaon mit dem Volk zu tun? Was sind das für Grosstaten und Neuerungen, die er für das Volkswohl getan hat und um derentwillen er „tief in seinem Herzen eingegraben“ sein soll? .

In der Tat: er war ein grosser Gaon, schrieb in der rabbinischen Literatur hervorragende Werke, dafür preisen ihn die Bänke-



drücker und „Auserwählten“ im Volk, die „Lerner“ und Scharfsinnigen vertiefen sich in seine Worte und finden an ihnen Freude und Vergnügen, dafür steht sein Name als Ruhm und Schmuck in den Annalen der rabbinischen Literatur. Aber welche Beziehung besteht zwischen dem Gaon und all dem, was ausserhalb der Mauern des Lehrhauses steht? Zwischen ihm und der Mehrheit des Volkes, der Menge der „Winkelhocker“?

„Er war der erste — schreibt E. H. Weiss über den Gaon — der die Wissenschaften in seinem Volk zu Ehren brachte. Er öffnete den Blinden die Augen dafür, die Herrlichkeiten der Wissenschaften zu sehen.“<sup>5)</sup> Und wofür hat der Gaon all diese grosse Ehrung verdient? Weil er gegen den Pilpul war, gegen den viele Grosse vor ihm angekämpft haben, und weil er in der Bibel und hebräischen Grammatik bewandert war. Und über wen hat Weiss diese Worte gesagt? Ueber den Mann, der den Rambam (Maimonides) tadelte, weil er der „fluchwürdigen Philosophie folgt . . . aber man hat ihn schon auf das Haupt geschlagen“<sup>6)</sup>, und selbst der R'ma (Rabbi Mose Isserles), der schwer der Ketzerei zu verdächtigen ist, bestand in seinen Augen nicht, weil er den „Führer der Verirrten“ und ähnliche Werke der Gelehrten Israels benutzte.<sup>7)</sup>

\*            \*

Nach allem, was wir über den Gaon von Wilna lesen und hören, müssen wir ihn uns so vorstellen: in Tallith und Tefillin gehüllt sitzt er in einem Zimmer voll rabbinischer und kabbalistischer Bücher und liest und denkt nach, Tag und Nacht bei Kerzenlicht. Die Sonnenstrahlen dringen nicht in dieses dunkle Zimmer und die Helle des Lebens ist von ihm fern. Was geht den Gaon an, was draussen geschieht? Menschliche Gesichter sieht er nicht und will er nicht sehen; menschliche Stimmen hört er nicht und will er nicht hören; die Stärke des Lebens fühlt er nicht und will er nicht fühlen. Und alles, was er sieht, hört und fühlt, stammt aus einer andern Welt, einer alten und veralteten, einer Welt mit andern Menschen und anderem Leben und anderen Strömungen: er sieht, hört und fühlt das Leben der Meister des Talmud. Dort, in

Babylon, an den Orten, wo der Talmud sich ausbildete und entfaltete, ist die Lebensfreude und Sehnsucht des Wilnaer Gaon.

Die Ansichten und Anschauungen des Gaon entstammten also einer alten und veralteten Welt. Und auch sein Gott war alt. Es war der Gott der vorprophetischen Zeit: ein eifernder und rächender Gott, und ausserdem war er voll Klage und Jammer: die „klagende Schechina“ — in dieser Richtung beeinflusste die lurjanische Kabbala den Gaon. Der Gott des Gaon fordert Opfer: Umzäunungen, Askese und Einschränkung der Lebensweise überhaupt. Er bereut seine Taten, die Schöpfung dieser niederen Welt voller Sünden, Verschuldungen und Frevel; aber das Geschaffene ist nicht mehr abzuwenden, und so weint und bereut er, und der Gaon nimmt teil an seinem Schmerz: sitzt eingeschlossen in seinem Zimmer und weint mit ihm. Der Gaon — so erzählt man zu seinem Lobe — sorgte sich nicht um seinen Unterhalt noch um den seiner Familie; seine Söhne und ihre Lebenslage kannte er nicht und wollte sie nicht kennen; er wollte sie nicht einmal sehen und mit ihnen sprechen, selbst nachdem er sie lange Zeit nicht gesehen hatte.<sup>8)</sup>

\*            \*            \*

Aber nicht für immer blieb der Gaon auf seiner Stube, fern von allem Lärm des Lebens und jedem Geschehen in seinem Volk. Es kam der Tag und er erwachte, die Sonnenstrahlen drangen in sein dunkles Zimmer, die Helle begann auch in diese Stube einzubrechen.

Der Gaon aber konnte das Licht nicht sehen, denn von der übermässigen Einsamkeit und dem Sitzen im Dunkeln waren seine Augen trübe geworden, und darum erhob er ein grosses und bitteres Geschrei: „Helft! Rettet!“

Seine Bekannten und Freunde sammelten sich um ihn und suchten das Licht zu verscheuchen, aber vergebens: das Licht wurde immer grösser.

Der Chassidismus hatte seine Stimme erhoben. Der Chassidismus suchte das System des Gaon und seiner Freunde zu bekämpfen und bemühte sich, das Heiligtum des Gaon einzureissen und ein neues an seiner Statt aufzurichten.



Der Gaon sah eine neue Welt vor sich und einen neuen Gott — und er erschrock sehr. Er erliess einen Aufruf, den Chassidismus bis zum Letzten zu bekämpfen, und auf diesen Aufruf hin sammelten sich die Rabbinen und bedeutenden Gelehrten unter seiner Fahne, um unter seiner Führung einen „heiligen Krieg“ gegen die Chassidim und den Chassidismus zu führen.

Und dies war das erste Mal, wo der Gaon zum Volke ging. Diesmal wollte er Lehrer, Führer, Kämpfer sein.

Dieses ungewöhnliche Ereignis begab sich am 8. Nisan 5532 (1772), als der Gaon schon 52 Jahre alt war.

Aber der Gaon wusste und verstand nicht, wie man Lehrer wird, denn er kannte das Volk nicht und verstand seinen Geist und seine geistigen Bedürfnisse nicht. Und daher war das Resultat der ersten Begegnung zwischen ihm und dem Volk das erste gute Geschenk, das er dem Volke brachte — der Bann. Der Gaon wählte eine veraltete Waffe, die die Rabbinen viel, und nicht zum Wohl des Volkes, benutzt hatten.

Die Chassidim flehten um Erbarmen, sandten ihre Häupter zu ihm und baten, er möge ihre Darlegungen hören: vielleicht würde er zur Einsicht kommen, dass man nur verlogene Märchen über sie und ihre Lehre verbreitete.

Und er? Er blieb in seinem Zimmer eingeschlossen, vertiefte sich in Talmud und Kabbala und wollte die Führer der Chassidim nicht einmal sehen.

Und der „Bann“ tat das seinige: Streit, Hader, Verleumdung, Entweihung des göttlichen Namens und der Ehre des Volkes kamen in seine Fußstapfen. Dort aber, in einem Zimmer voller Bücher, sitzt der Mann, der all dies verursacht hat, und beschäftigt sich mit der Thora . . .

Als auch die Angesehensten Wilnas in ihn drangen, auch die Darlegungen der andern Seite zu hören, reiste der Gaon aus der Stadt fort . . . und die Häupter der Chassidim kehrten zurück, woher sie gekommen waren, enttäuscht und beschämt. Und der Streit wurde von Tag zu Tag heftiger und verursachte innen und aussen viel Drangsal und Schande.



Viele Chassidim, die nicht weit vom Wohnsitz des Gaon wohnten, entrannen nach Palästina, aber auch dorthin wurde der Bann durch einen besonderen Boten geschickt. Das Haupt der Chassidim in Palästina, Rabbi Menachem Mendel von Witebsk, sandte nach Wilna einen Bitt- und Flehbrief, in dem er aus der Qual seines Herzens ausruft: „Verübt doch nichts Böses, meine Brüder!“ Er rechtfertigt darin sich und die Chassidim und schwört beim Namen Gottes und bei seinem Leben, dass sie alle rein von Sünde und Schuld seien. „Gott, der ewige Gott, er weiss: wenn in Untreue und Verrat wir auch nur über irgend einen Zaun und irgend eine Umzäunung in den Geboten hinweggegangen sind, so müsste keiner von uns in seinem Grabe Ruhe finden, so wahr uns Gott helfe an diesem Tage.“ In Wilna aber, von wo der Bann ergangen war, hört niemand den Schrei der Verstossenen: Der Gaon sitzt und lernt Thora . . .

Im Elul 5541 (1781) ging der Gaon noch einmal zum Volk; aber auch diesmal nicht, um das Volk Einsicht, Sitte und Tugend zu lehren, sondern um noch einmal den Bann über die Chassidim zu verkünden, und dieser Bann ist furchtbar in Inhalt und Sprache.

„Steiget hinab in das Tal Josaphat, in das Tal des Gerichtes, die Dornen wegzunehmen aus dem Weinberg Gottes, dem ganzen Hause Israel, sie auszustossen und zu verfolgen voller Wut, sie zu bannen und ihre Wurzel auszuroden an ihrem Leib und ihrer Habe, sie auszuroden und zu entwurzeln nach der Vorschrift wider den Götzendienst. „Gehe hinaus“ sprich zu ihnen, „tritt ein“ sprich nicht zu ihnen, die in der Gemeinde schaden und nicht nutzen. Man bedrücke sie und lasse sie vergehen wie Spreu vor dem Winde und rüste sich, sie voneinander abzutrennen, dass sie sich nicht vereinigen noch verbinden zu einem Bunde von Verrätern und Befindern des Gesetzes unserer heiligen Thora, und verstosse sie aus dem Lager an jedem Ort, da sie sich finden, wie Aussätzige und Flussbehaftete. All dieses ziemt uns ihnen anzutun und solches ist unsere Pflicht und steht uns an . . . dass niemand seine Schritte auf den Weg zu ihrer Rotte lenke, sich mit ihnen vereinige und in ihrer Gemeinde stehe, noch von ihrer Schlachtung esse, noch Ehen mit ihnen schliesse.“

Gebannt und verstossen steht eine grosse Partei in Israel vor uns durch Menschen, die sich die Krone von Volkshäuptern und Führern aufsetzten, weil sie die Wege und Pfade des Talmuds gut kannten, weil sie Anmerkungen über jedes Tüttelchen und jedes Pünktchen zu machen wussten. Weil diese Männer, und der Gaon an ihrer Spitze, in den Kammern der Thora kundig waren, hielten sie sich selbst für die Besten des Volkes, die die Macht hätten, in Zorn und Grimm Menschen zu verfolgen, die die Religion nicht vernichteten und keines ihrer Gebote übertraten, die aber anders als die Gelehrten dachten und ein wenig Licht und etwas Lebensfreude in die Finsternis ihres dunkeln und trübseligen Lebens einliessen! . . .

Der Gaon tat das Seine: er erneuerte den Bann aus dem Jahre 1772 und verlieh ihm noch mehr Kraft und Stärke — und zog sich wieder in sein Zimmer voll Bücher zurück, um Thora zu lernen. . .

Der neue Bann erregte noch einmal Lärm und Getümmel im Lager Israels. Aber ganz langsam mit seinem zunehmenden Alter setzte der Bann Rost an, und der Chassidismus machte Fortschritte und schlug in allen Ländern Osteuropas tiefe Wurzeln.

Und da ging der Gaon zum dritten Mal zum Volk, und auch diesmal mit einem Bann und Schmähworten gegen den Chassidismus und die Chassidim.

Am Ausgang des Versöhnungstages, des heiligsten Tages in Israel, des Tages, an dem Gott die Sünden seines Volkes verzeiht, am Ausgang jenes Tages (1797) richtete der Gaon einen Brief an die „Vornehmen von Minsk“, in dem er sich auch an die übrigen „Berge Israels, die Forscher und Vorsteher aller Gouvernements“ wendet und worin er dem alten Bann Kraft und Stärke verleiht. Und noch einmal verflucht und schmäht er die Chassidim und befiehlt, dass „niemand sich ihrer erbarme, noch Mitleid mit ihnen habe, und die Rotte der Gottlosen muss vereinsamen, und wer auf sie hört, soll an den Schandpfahl gestellt werden“.

Damals war der Gaon schon 77 Jahre alt! . . . Und nach all dem finden sich noch Männer, die uns sagen, der Gaon „verbreitete einen in seiner Art einzigartigen Glanz über das geistige und sittliche Leben unseres Volkes“ . . .



Zuweilen scheint es mir, dass nur des Bannes und der Gegnerschaft wegen, die aus dem Lehrhause des Gaon gegen den Chassidismus kamen, der noch heute lebt und besteht — dass nur um dessentwillen auch der Name des Gaon noch hier und da lebt. Jedemal, wenn wir den Chassidismus ansehen, erinnern wir uns auch dessen, was ihm begegnet ist und desjenigen, der all dies verursacht hat. Ohne dies, scheint mir, wäre der Gaon schon fast vergessen, so wie all die anderen Grossen seiner Zeit schon fast vergessen sind, der Verfasser des „Noda bijehudah“, „Scha'agath arjeh“, der Verfasser des „Pnej Jehoschua“ und viele andere.

Im Jahre 5558 starb der Gaon von Wilna. Er liess Bücher zurück. . .

## II.

### *Rabbi Israel Baal-schem-tob.*

Ein Kind des gemeinen Volks, Sohn einer unbekannten Familie, kein „Sohn grosser Vorfahren“ noch einer Ahnenreihe war der Initiator des Chassidismus, der Besch t.

Er kannte die Thora, war aber kein „hervorragender Gelehrter“, kein „scharfsinniger“ und kein „weitbelesener“, kein „Bergeentwurzler“ und kein „Sinai“. Er konnte eine einfache Gemara lernen und einen Mischnaabschnitt lesen. Von Pilpul und Haarspaltereien wusste er nichts. Auch die Kabbala kannte er in ihrer Einfachheit, ohne alle Klügeleien, ohne die pilpulistischen Haarspaltereien, die sich auch an ihr ausbildeten.

Noch als Knabe blieb er als Vollwaise, ohne Vater und Mutter, allein zurück. Und ohne alle Hilfe und Beistand von irgendwoher fand er allmählich seinen Weg im Leben, natürlich nicht ohne mancherlei Widerwärtigkeiten und Umhergeworfenwerden. Zuerst war er „Behelfer“ bei einem Lehrer, dann Diener in einem Lehrhause, dann Lehrer, Pächter, Schächter, Arzt, besprach als Baalschem die Wunden und trieb Geister und Dämonen aus, gab Heilmittel und schrieb Amulette. Und seiner vielfältigen und sonderbaren „Berufe“ halber musste er ins Volk hinaus und hineingehen, unter alle Klassen des Volkes und besonders unter seine eigenen niedrigen. Er ging aus dem Volk hervor und kam zum Volk, und das Volk nahm ihn



liebevoll auf, hörte auf seine Worte und nahm seine „Heilmittel“. Und der Bescht heilte zuerst den Körper des Volkes und dann seinen Geist. Aus einem heilenden Wundertäter wurde er ein guter, ein unterweisender. Er kannte sein Volk und konnte sein Lehrer sein, denn er hatte sich tief für dieses hohe Amt vorbereitet.

Nicht leicht hatte er seinen Gott gefunden.

Einen wahren Gott wollte der Bescht seinem Volk geben, und ihn fand er nicht im Bethaus und nicht im Lehrhaus, nicht zwischen den Gelehrten und Rabbinen. „Die Rabbinen ersinnen aus ihrem Herzen Lügen in lügnerischen Vorreden.“<sup>9)</sup>

Ueberall, wohin sich der Bescht in den Städten wandte, in denen damals die Juden gedrängt wohnten, fand er Herz und Hirn verstopft.

Da verliess er die Stadt.

Er ging hin und irrte umher in Feld und Wald, über Berg und Tal, ging hin und schaute, ging hin und suchte Gott.

Und manchmal — erzählt die Sage — wenn er in tiefem Nachdenken drei Tage und drei Nächte ging, kam keinerlei Speise und Trank in seinen Mund<sup>10)</sup>. Er suchte und forschte nach dem wahren Gott, dem Gott aller Kreatur.

Und schliesslich fand er, den er suchte.

Und den er zwischen Gottesfürchtigen und Frommen nicht gefunden hatte, zwischen Gelehrten und Pilpulisten — zwischen den Bäumen und Gräsern, zwischen den Sträuchern und Blumen fand er ihn. Aus ihnen lernte er Gott erkennen: den Gott der Natur, den Gott der Welt, den Gott der ganzen Schöpfung. „Er verstand die Reden der Vögel und die Reden der Bäume“ erzählt von ihm Rabbi Beer, sein Nachfolger<sup>11)</sup>.

Und da entdeckte er sich und wurde Lehrer.

Dann verliess er Wald und Feld, Gräser und Bäume und ging zu den Menschen, den verirrtten und verwirrtten Söhnen seines Volkes . . .

Da stiess er den grossen Ruf aus: „Ach und Wehe! die Welt ist voller Strahlen und wunderbarer und erhabener Geheimnisse, und die kleine Hand liegt vor den Augen und verhindert, dass die grossen Lichter erblickt werden.“

Und dann begann er Gotteserkenntnis zu lehren.

Und viele verliessen damals die Bänke des Lehrhauses und schlossen den Talmud, hörten auf, ihr Gehirn mit Pilpul und Haarspaltereien zu zermartern, und strömten herbei, Thora aus seinem Munde zu hören.

Diese Thora war in ihren Grundzügen nicht neu, es war eine alte Lehre, die durch ihn erneuert wurde, die Lehre der Propheten und der Kabbala, die Lehre vom einfachen und einfältigen Glauben, ohne alle rabbinische oder philosophische Klügelei über die Gottheit, die Lehre von der Hingabe an Gott bis zur Aufhebung des Ich, die Lehre der Liebe und des Erbarmens, die Lehre des Herzens, des Gefühls und der Mystik.

In Liebe und Erbarmen leitete er das Volk und predigte ihm eine gute Moral. „Wenn man jemanden wegen seiner nicht guten Werke zurechtweisen will, so tue man es von der Seite der Liebe.“<sup>12)</sup>

Er eroberte das Herz des Volkes, des ärmeren Volkes, jener Sünder und Unwissenden, die von den Gelehrten verstossen wurden, weil sie nicht wussten, was jene wussten, und aus dem Judentum nicht dasselbe machen konnten wie sie.

Aber auch bekannte Rabbinen, deren Judentum noch gestern auf Pilpul und Haarspaltereien, auf Askese, Zäunen und Satzungen sich aufbaute, wurden Anhänger und Schüler des Bescht und wandelten sich zu anderen, gänzlich anderen Menschen.

Da erschrak das Rabbinentum; es fühlte, dass ihm ein gefährlicher Feind erstanden war, und zog aus, ihn mit Schmähung und Beschimpfung, Verleumdung und Betrug zu bekämpfen.

Das Volk aber achtete auf all das nicht. Es glaubte an den Bescht, es betrachtete ihn als einen Heiligen, den höheren Menschen, den Zaddik.

Er wurde für die Tausende seiner Anhänger zum Zentrum, zur Mittelsäule. Alle gingen sie in ihm auf, all ihr Sinnen und Denken war nur er.

Und mancherlei wunderbare Geschichten begannen sie von ihm zu erzählen. Der Vater erzählte seinem Sohn und die Mutter ihrer Tochter all jene Geschichten, und so gelangten sie auch den Juden in der Ferne zu Ohren und machten die Herzen erbeben, und da



und dort rief man aus: „Sie, ein neuer Erlöser ist dem Judentum erstanden.“

Manche erzählten, die Seele des Bescht „sei von jenen Seelen, die noch vor dem Sündenfall sich zurückzogen und flohen und vom Baum der Erkenntnis nichts gekostet hatten“. Andere sagten, seine Seele sei die Seele Henochs, und noch andere, der Körper des Bescht bestehe aus einem gänzlich anderen Stoff, einem geistigen Stoff, und „wenn er irgend eine Speise in seinen heiligen Mund nahm, fuhr ein Feuer vom Himmel herab und hob sie zum Himmel empor“<sup>13)</sup>.

Manche wussten zu erzählen, der Lehrer des Bescht sei Achijah von Schiloh gewesen, „der die Lehre von Mose, unserem Lehrer, empfangen hatte und mit aus Ägypten gezogen war und nachher im Gerichtshof des Königs David und der Lehrer des Propheten Elija war“, andere wussten, dass man auch „in der Höhe“ sich mit der Thora des Bescht befasse, und „an jedem Sabbatnachmittag trägt der Bescht neue Dinge und Geheimnisse der Thora in der himmlischen Jeschiwah vor und bei der dritten Mahlzeit trägt er sie der Welt vor“.<sup>14)</sup>

Und noch vieles erzählte man: er war auf seinem Gürtel über den Dnjestr gegangen, heilte lebensgefährlich Kranke, erwirkte Unfruchtbaren Kinder, ja, belebte Tote, und all dies wirkte er nur durch Glauben und Gebet. „Dass ihm die höchsten Dinge offenbart wurden — überlieferte man von Bescht — hatte er nicht dadurch erreicht, dass er viel Talmud und Dezisionen lernte, sondern nur, weil er stets in grosser Inbrunst betete.“<sup>15)</sup>

Einer seiner Schüler, der vorher ein grosser Rabbinist gewesen war, sagt: „Das Wort Gottes lag in der Hand des Baalschem, und verhängte er einen Beschluss, so führte er ihn aus. Er war einzig, und seit den Alten stand keiner auf wie er, und wer wird nach ihm aufstehen können?“<sup>16)</sup> Und ein anderer Schüler, ein berühmter Rabbiner, bezeugt vom Bescht, kein Geheimnis sei ihm verhüllt gewesen.<sup>17)</sup>

Man machte ihn zu einem Mann der Legende. Seit den Tagen Jesu von Nazareth hat es niemand in Israel gegeben, über den man so viele und so wunderbare Geschichten erzählte. Und durch jegliche



Geschichte und jede Erzählung, die du über den Bescht erzählst oder hörst — sagt der Chassidismus — gewöhnst du deine Seele an geistige Dinge.

\* \* \*

Auch der Bescht war viele Jahre durch verborgen und versteckt wie der Gaon von Wilna, aber nicht in einem dunkeln und finstern Zimmer, sondern zwischen Bergen und Hügeln, unter dem blauen Himmel; der Bescht hing an der Natur und dem freien Aether, strebte zu den Strahlen der Sonne, der Helle des Lebens und fand Wonne an ihnen, und so waren der Gott des Gaon und des Bescht voneinander so verschieden, wie ihre Welt verschieden war.

In den vier Ellen der dürren Halacha fand der Gaon einen zürnenden und strafenden Gott, voller Bitternis und Trübsal. In der Weite der Schöpfung, in der Schönheit der Natur und des reinen Aethers fand der Bescht einen freudigen und heiteren Gott, der sich des Werkes seiner Hände freut und nach seiner Vollkommenheit strebt, einen Gott voll Liebe und Erbarmen mit der ganzen Schöpfung.

In den vier Ellen der Halacha fand der Gaon einen begrenzten, engen Gott; in dem Haufen der Satzungen und Gebote erstickte, versteinerte gleichsam dieser Gott. In den Feldern und Tälern, auf den hohen und erhabenen Bergen fand der Bescht den Gott der Natur, den Gott der ganzen Wirklichkeit, den Gott der Alleinheit. Gott ist der Ort der Welt und die Welt der Ort Gottes. Freilich „verbirgt er sich in so und so vielen Scheidewänden und eisernen Mauern, aber die einsichtigen Menschen wissen, dass alle Scheidewände und eisernen Mauern, alle Hüllen und Verdeckungen zum innersten Wesen Gottes mitgehören, denn kein Ort ist leer von ihm“. „Alles wird geschaffen und entsteht gleichsam aus Gottes Wesen, wie diese Schildkröte und ihre Hülle ganz und gar eines sind.“<sup>18)</sup> Der Bescht betrachtet die ganze Schöpfung und sieht den einen, einzigen und einigen Gott, der die ganze Wirklichkeit zur Einheit macht. „Alles oben und unten ist eine Einheit“ und „also schaust du den Schöpfer, er sei gelobt, und der Schöpfer, er sei gelobt, schaut auf dich.“<sup>19)</sup>

Der Bescht, der die Gottheit überall fand, „in jedem Dinge sind Welten, Seelen und Gott“, in jedem Ding „gibt es ein inneres göttliches Leben“, er, der den Schriftvers in Psalm 92 erklärte: „denn siehe deine Feinde, Gott . . . denn selbst in deinen Feinden, das ist dem Satan und dem bösen Trieb, ist auch nur Gott“, denn „selbst, während ein Mensch eine Uebertretung begeht, auch dann noch kleidet sich die Schechinah in ihn“<sup>20)</sup>, er fand also, dass man Gott mit jedem Dinge dienen müsse und auf alle Weisen, „um alle Dinge, die sich in der Welt finden, mit seinem Gedanken, seiner Rede und seiner Tat zu einen, und all das nur im Namen Gottes in Wahrheit und Einfalt, denn nichts auf der Welt steht außerhalb von Gottes Einheit und Geeinheit, und wer eine Sache nicht im Namen Gottes tut, der trennt dieses Ding von Gottes Geeinheit“.<sup>21)</sup>

Der Gott des Bescht ist der Gott der Propheten; er bedarf keiner Opfer, keiner Fasten noch Askese. Nicht Herabminderung seiner Lebensart verlangt er vom Menschen. „Der Mensch soll auf die Gesundheit seines Körpers achten — sagt der Bescht — denn, ist sein Körper krank, ist auch die Seele schwach“, und manchmal genügt es, „Gott mit der Seele allein zu dienen, d. h. mit dem Gedanken, und der Körper bleibt an seinem Orte, damit er nicht erkrankt, wenn man ihn zuviel benutzt“.<sup>22)</sup> Und der Gott des Bescht verlangt auch nicht viele Peinlichkeiten, „man mehre die Peinlichkeiten nicht zu sehr bei allem, was man tut“. Er fordert vom Menschen, dass Freude und Heiterkeit in allem sei, was er tut: „man soll stets freudig sein“<sup>23)</sup>, denn „Trübsal ist eine sehr tadelnswerte Eigenschaft“<sup>24)</sup> und „selbst wenn er in einer Uebertretung gesündigt hat, versinke er nicht zu sehr in Trauer“.

Und der Bescht durchbrach auch den Zaun der Rabbiner, die den Gottesdienst an bestimmte Zeiten gebunden und mit Warnungen und Befehlen beschränkt hatten: so sollst du tun und so sollst du nicht tun, hier darfst du zu Gott beten und dort darfst du nicht beten. Der Bescht, der die Freiheit liebte und die Schönheit der Freiheit fühlte, machte auch den Gottesdienst frei. „Gott will, dass man ihm auf alle Arten diene.“ Man esse und trinke, spreche und gehe umher

— und freue sich in Gott: „und er soll durch sie leben“. Die Hauptsache ist die Absicht, der reine Gedanke. Ist sein Gedanke rein und seine Absicht wohlgefällig, so ist an jedem Ort, wo er weilt, die Schechinah mit ihm. Und dann braucht er keine feste Stätte des Gebets, keine Synagoge, darin zu beten: auch zwischen den Bäumen des Waldes und den Getreideähren kann der Mensch beten und sein Gebet wird erhört.<sup>25)</sup>

Das Gebet, das „ein Glied der Schechinah“ ist, das „gleichsam Gott berührt“, dieses Gebet darf nur geistig sein. Der Mensch soll nur über „die Verbannung der drei Teile seiner Seele und dass der böse Trieb aufhöre“ beten und niemals für seinen körperlichen Nutzen, denn „dann entsteht eine trennende Hülle dadurch, dass er das körperliche in das geistige einlässt“.<sup>26)</sup> Und wie er für sich selbst betet, so „soll er für seine Feinde beten“.<sup>27)</sup>

\*            \*            \*

Nach allem, was wir vom Bescht lesen und hören, müssen wir ihn uns so vorstellen: ein gesunder und starker Mann, guten Herzens und fröhlich, der häufig draussen sich ergeht, gern spricht und an jedem Ding einen geistigen Inhalt findet; er liebt Feld und Wald, den reinen und hellen Aether. Und trifft er manchmal Gruppen von Juden mit gebeugtem Haupt und gekrümmten Rücken, mit Kummer und Trübsal auf dem Gesicht, wendet er sich mit seiner Frage an sie:

— Warum seid ihr so trübselig, warum ist euer Antlitz so gesenkt?

— Wir haben nicht richtig gebetet, wir haben nicht richtig gelernt. Ueberhaupt, was sind wir und was unser Leben? Wir haben ja noch keinen Bruchteil unserer Pflicht gegen den Schöpfer, gelobt sei er, erfüllt.

— Hört auf — fährt sie der Bescht mit liebevoller Stimme an — der Kummer ist eine Art des bösen Triebes. Habt ihr nicht genug gelernt — nun, nicht das Lernen ist die Hauptsache. Habt ihr nicht richtig gebetet — glaubt: „Ein Jude geht täglich zum Markttag, und am Abend erzittert er und spricht: weh' mir, ich werde das Mincha-gebet versäumen! und geht in irgend ein Haus und betet Mincha und versteht nicht, was er sagt — selbst da erbeben die Seraphim und Engel vor ihm.“<sup>28)</sup> Nein, die Hauptsache ist die Absicht, die



Reinheit des Herzens und Sinnes. Hört also auf mit Trübsal und Kummer, der Mensch soll in Freude und Heiterkeit leben, sich ständig „seines Teiles freuen“.

Der Baal-Schem — überliefert eine chassidische Sage — erzählte einmal seinen Jüngern: Im gleichen Hause wohnten einst ein Talmudgelehrter und ein einfacher jüdischer Arbeiter. Jeden Tag standen die beiden sehr früh auf. Der erstere ging ins Bethaus und der letztere zu seiner mühsamen Arbeit. Stundenlang sass der Talmudgelehrte im Bethaus, studierte in den heiligen Büchern und betete bis zur Mittagszeit, um hernach befriedigt über seine Pflicht Gott gegenüber nach Hause zurückzukehren. Auf dem Wege begegnete er seinem Nachbar, der müde und abgespannt von seiner Arbeit heimkehrend, erst jetzt ins Bethaus gehen konnte, um schnell sein Morgengebet zu verrichten. Der Talmudgelehrte schaute ihn verächtlich an und dachte an den grossen Unterschied zwischen ihm, der heute schon so viel in den heiligen Büchern studiert, soviel gebetet hatte, und diesem einfachen Mann, der sich den ganzen Morgen nur mit grober Arbeit beschäftigt und erst jetzt zur Mittagszeit schnell sein Gebet hersagen konnte. Der Arbeiter aber seufzte erschreckt auf, als er seinen Nachbar, den Talmudgelehrten sah, der zur selben Stunde, wie er, das Haus verlassen hatte und sich nur mit heiligen Dingen beschäftigte, während er sich mit Arbeit abplagen musste.

In der Weise vergingen Wochen, Monate, Jahre. Der Talmudgelehrte starb und bald darauf auch der Arbeiter. Der erstere wurde vor den himmlischen Richter geladen: „Womit hast du dich dein ganzes Leben hindurch beschäftigt“, wurde er gefragt. „Mein Leben verbrachte ich mit Talmudstudien und Gebet. Ich habe alle Gesetze in all ihren Einzelheiten befolgt“, war seine selbstzufriedene Antwort. „Er hat seinen Nachbar, den Arbeiter, der keine Zeit hatte zu beten und keine Talmudkenntnis besass, um zu studieren, verachtet“, bemerkte der himmlische Prokurator. Nun wurde die Wagschale gebracht; auf eine Schale wurde das viele Talmudstudium und die Gebete gelegt und auf die andere seine Verachtung des Arbeiters. Und siehe da, die Verachtung brachte die Schale auf ihrer Seite zum

Sinken und eine göttliche Stimme rief, der Talmudgelehrte gehöre nicht ins Paradies. Nun brachte man den Arbeiter. „Was hast du in deinem Leben getan?“ wurde die Frage an ihn gerichtet. Mit gebeugtem Haupte antwortete er: „Mein ganzes Leben war nur eine Kette mühsamer Arbeit. Ich musste im Schweisse meines Angesichts für meine Familie sorgen und habe deshalb keine Zeit gehabt, richtig zu beten.“ „Er hat aber immer seinen Nachbar, den Talmudgelehrten seufzend und voller Demut angesehen“, bemerkte der himmlische Verteidiger dazu. Und siehe da, eine Gottesstimme rief laut, man solle den Arbeiter ins Paradies führen.

„Man fragte den Bescht: was ist das Wesen des Dienstes? Wissen wir doch, und unsere Väter haben es uns erzählt, dass in alten Tagen fromme Männer sich von Sabbat zu Sabbat kasteiten, und ihr schafft diese Sache ab und sagt, ein jeder, der fastet, werde dereinst Rechenschaft ablegen müssen, denn ein Sünder werde genannt, wer seine Seele kasteit; darum sagt uns doch: was ist das Wesen des Dienstes? Und der Bescht erwiderte ihnen: Ich bin in diese Welt gekommen, einen Weg zu zeigen, dass der Mensch sehen soll, jene drei Dinge sich anzueignen, nämlich: Liebe zu Gott, Liebe zu Israel und Liebe zur Thora, und es braucht keine Askese.“<sup>29)</sup>

Und ein Mann, der diese Dinge besass, ein Mann, dessen System auf Gottesliebe, Volksliebe und Liebe zur Lehre des Lebens gegründet ist, kann seinem Volke ein Lehrer sein.

Und der Bescht war in der Tat ein Lehrer seines Volkes; er gab ihm einen Gott voll Liebe und Erbarmen und nahm ihm die Fasten und Kasteiungen, das Weinen und Jammern, den Kummer und die Trübsal ab.

\* \* \*

Der Bescht zeichnete seine Worte nicht selbst in einem Buch auf. Die grossen religiösen Menschen haben keine Zeit, sich mit solchen Dingen zu befassen, „der Geist Gottes redet in ihnen, sein Wort ist auf ihrer Zunge“. Auch viele Propheten haben ihre Reden nicht selbst aufgezeichnet. Die Aussprüche des Bescht wurden später von seinen Schülern und deren Schülern gesammelt und zusammengefasst.



Einen Brief schrieb der Bescht 1750 an seinen Schwager Rabbi Gerschon im heiligen Lande, der seinerzeit die Welt der Chassidim sehr in Bewegung brachte. Und es gab Zaddikim, die es sich zur Pflicht machten, „ihn an jedem Tag zu studieren, ohne Ablass, wirklich wie das Legen der Tephillin, und sie fanden in ihm Gottesnamen, mit deren Hilfe es möglich sein sollte, die Zeit der Erlösung zu erkennen“.<sup>30)</sup>

Diesen Brief schickte er durch seinen Schüler Rabbi Jakob-Josef von Polna, der nach Palästina ziehen wollte, aber es gelang ihm nicht „und er blieb in unseren Händen, um unser Volk, die Kinder Israels, zu erbauen“.

In diesem Briefe, dem „Manifest“ des Chassidismus, schreibt er: „am Neujahrstage des Jahres 5507 (1746) stieg meine Seele durch Beschwörungen, wie du sie kennst, empor, und ich schaute wunderbare Dinge im Gesicht, die ich nie bis dahin gesehen hatte, seit ich ein Mann bin, und was ich geschaut und gelernt habe, als ich dorthin aufstieg, kann man nicht mit dem Munde ausdrücken und erzählen, als ich aber zum untern Paradies zurückkehrte, sah ich viele Seelen Lebender und Toter, mir bekannte und mir unbekannte, ohne Zahl und Maß hin und her von Welt zu Welt steigen, auf jenem Strahl, der den in der verborgenen Weisheit Erfahrenen bekannt ist, in grosser und gewaltiger Freude, von der zu erzählen der Mund ermüden und das stoffliche Ohr zu hören ermatten würde. Auch viele Frevler kehrten in Busse um, und ihre Sünden wurden ihnen vergeben, denn es war eine grosse Zeit der Gnade, und auch in meinen Augen schien es sehr wunderbar, dass so und so viele, die auch du kennst, zur Busse angenommen wurden, und auch unter ihnen war sehr grosse Freude, und auch sie stiegen nach der oben erwähnten Art empor. Und alle drangen zumal auf mich ein und baten mich: Für die Höhe und herrliche Stufe deiner Thora hat dich Gott mit Einsicht und Thora begnadet, solche Dinge zu fassen und zu erkennen. Mit uns sollst du aufsteigen, uns Stütze und Beistand sein, und der grossen Freude wegen, die ich in ihren Augen sah, versprach ich mit ihnen emporzusteigen. Und ich schaute den Satan, wie er in Freude ohnegleichen hinaufstieg, um anzuklagen, und vollführte sein Werk: dass über viele jüdische Seelen Vernichtungsbeschlüsse ver-



hängt wurden, nach denen sie in furchtbaren Toden sterben sollten. Und Schrecken ergriff mich und ich gab wirklich meine Seele hin und bat meinen Lehrer und Meister, mit mir zu gehen, denn es ist sehr gefährlich, in die oberen Welten aufzusteigen, denn seit ich denken kann, hatte ich solche hohen Aufstiege nicht gemacht; und so stieg ich Stufe auf Stufe empor, bis ich die Halle des Messias betrat, wo der Messias Thora lernt mit allen Tannaïten und Zaddikim, und auch mit den sieben Hirten\*), und ich schaute dort eine unendliche Freude und ich weiss nicht, was sie bedeutete, aber ich meinte, sie sei — Gott behüte — meines Abscheidens aus dieser Welt wegen; doch man liess mich später wissen, dass ich noch gar nicht abgeschieden war, denn oben herrscht Freude, wenn ich unten durch ihre heilige Thora Einungen vollziehe — aber das Wesen jener Freude weiss ich bis auf den heutigen Tag nicht. Und ich fragte den Messias: wann wird der Herr kommen? Und er erwiderte mir: „Daran sollst du es erkennen: wenn deine Lehre weitbekannt und du der Welt offenbart sein wirst, und deine Quellen nach aussen verströmen, was ich dich gelehrt und du erfasst hast, und auch sie Einungen und Aufstiege werden vollbringen können wie du; dann wird die böse Macht vernichtet und eine Zeit der Gnade und Hilfe sein.“ Und ich erschrak darüber und war sehr traurig, dass die Zeit so lange wären würde, bis das möglich wäre. Aber unter dem, was ich dort gelernt habe, sind drei besondere Worte, drei heilige Gottesnamen, die leicht zu lernen und zu erklären sind. Und dann kam ich wieder zu mir und dachte, vielleicht könnten durch sie auch die Menschen meiner Zeit eine Stufe und Ordnung erlangen wie ich, dass sie nämlich auch ihre Seelen aufsteigen lassen könnten und wie ich lernen und erfassen. Aber es wurde mir nicht erlaubt, sie zu enthüllen, auch als ich für dich bat, sie dich lehren zu dürfen, und ich muss dabei beharren. Aber dies sage ich dir und Gott helfe dir und vor Gott sei dein Weg und du weiche nicht ab und besonders im heiligen Lande: Während deines Gebetes und Studiums und jeglicher Rede und Worte richte dein Herz darauf, denn in jedem Buchstaben sind Welten, Seelen und die Gottheit

---

\*) Abraham, Jsak, Jakob, Mose, Aron, David und Salomo.

und sie steigen empor und verbinden und vereinen sich miteinander, und nachher verbinden und vereinen sich die Buchstaben und werden zum Wort und vereinen sich in wahrer Vereinigung in der Gottheit. Und deine Seele sei mit ihnen auf jeder dieser Stufen; dann vereinen sich alle Welten in eins und steigen empor, und grenzenlose Freude und Wonne entsteht, wie auf der untern Welt die Freude des Bräutigams und der Braut und mehr nach der Art einer so hohen Stufe. Und Gott ist gewiss dein Beistand, und wohin du dich wendest, mögest du Glück haben. Gunst dem Weisen und er wachse an Weisheit!“<sup>31)</sup>

Dieser Brief des Bescht beweist seinen grossen Glauben an sich selbst, Grosses zu tun und wirken zu können, und an sein System, von dem das Schicksal des jüdischen Volkes und seine Zukunft abhängen und durch dessen Ausbreitung die Erlösung nahe und der Messias komme. Wie seine Vorgänger, die Kabbalisten, die glauben, dass „das Verdienst der Vertiefung in das Buch Sohar genügt, um unsere Gefangenschaft zu wenden und unsere Verbannung zu enden, und darum haben die Weisen gesagt: „verdienen sie es, werde ich es beschleunigen“, denn dadurch wird Israel erlöst und Freiheit ausgerufen im Lande, dass alle Menschen frei seien und glücklich ohne Mass“<sup>32)</sup>, so glaubte auch der Bescht an sein System. Freilich sah und begriff der Bescht, dass sein System nicht so leicht und schnell bekannt werden und „seine Quellen nach aussen strömen“ würden, aber er verzweifelte darob nicht. Er kannte das Herz des Volkes, wusste, dass es seine alten Götter verwarf und sich einen neuen Gott suchte — und kannte auch die Seele seiner Schüler, kannte ihren Charakter und ihren festen Glauben an seine Worte. Er wusste von seinen Schülern, dass sie bereit waren, für seine Lehre mit ganzer Hingabe zu kämpfen, und schliesslich würde es ihnen und durch sie gelingen, die Seele des Volkes zu erobern und die lebende Generation wie die folgenden zu beeinflussen, und dieser Einfluss würde immer grösser und stärker werden, der Bau des Chassidismus für alle Zeiten bestehen und der Geist des Chassidismus nicht aus der Mitte des Volkes schwinden.

\*

Im Jahre 5520 (1760) starb der Bescht. Er liess Menschen zurück.



## DIE BLÜTEZEIT DES CHASSIDISMUS.

### I.

Im Jahre 1760 starb R. Israel Baal-Schem und ihm folgte Rabbi Beer, ein berühmter Kabbalist und Talmudist. Er wurde im Jahre 1710 im Städtchen Lukatsch (Wolhynien) geboren, etwa zehn Jahre nach der Geburt des Baal-Schem. Sein Vater R. Abraham war ein armer Lehrer und besass keine Mittel, um seinen aussergewöhnlich begabten Sohn zu erziehen. Der damalige Rabbiner des Städtchens wurde auf den Knaben aufmerksam, nahm ihn in seine Jeschibah (Hochschule für Talmudstudium) auf und unterrichtete ihn in der Thora.

Der Knabe machte gute Fortschritte und mit seinen Kenntnissen im talmudischen Schrifttum setzte er seine Lehrer in Erstaunen. Schliesslich genügte ihm die kleine Jeschibah des Städtchens nicht mehr. Er bedurfte eines anderen Gelehrtenkreises, anderer Mitschüler und eines tiefsinnigeren Lehrers. Der Rabbiner sah es und sandte den Knaben nach der Jeschibah zu Lemberg.

In dieser grossen Jeschibah lernte der Knabe unter der Leitung des gelehrten Meisters R. Jakob Jesua und vervollständigte sein tiefes talmudisches Wissen.

Nach seiner Heimkehr verheiratete er sich in der Stadt Turschin. Da er hier keine Beschäftigung fand, nahm er die Stelle eines Lehrers in einem naheliegenden Dorf an und unterrichtete die jüdischen Kinder in der Thora.

Gleich Bescht lernte sein Nachfolger R. Beer die Kinder des Volkes eher als das Volk selbst kennen; gleich jenem wurde R. Beer in seiner frühen Jugend mit der Natur, mit dem Leben auf dem Lande vertraut; gleich jenem zog er sich zunächst in die ländliche Einsamkeit vom Lärm des Lebens zurück. Dort im Schosse der Natur vertiefte er sich in das Studium der Kabbala und zwar hauptsächlich der Lurjanischen. Diese gewann sein Herz, ihr war er



mit Leib und Seele ergeben. Er begann sich zu kasteien und übte 7—8 Mal während seines Lebens das „ununterbrochene Fasten“ (ein Fasten während mehrerer Tage)<sup>1)</sup>.

Die Lehre Lurjas, die dahin ging, dass man die „Wurzel des Bösen ausrotten“, das Fleischliche töten müsse, damit der böse Trieb keinen Wirkungskreis habe, bildete die Grundlage seiner damaligen Anschauungen<sup>2)</sup>.

Zu jener Zeit lebte in einem einsamen Dorfe in den Karpathen auch jener, der sein Lehrer zu werden bestimmt war: Israel Bescht. Aber dieser hatte damals schon seinen Gott gefunden und den richtigen Weg des Gottesdienstes erkannt. Er wusste schon, dass man „das Böse verbessern und Gott auch mit dem bösen Trieb dienen“ könne und dass die Kasteiung und die Verachtung des irdischen Lebens die Vervollkommnung des Menschen zum wahren Gottesdienst verhindere. R. Beer lebte damals in sehr gedrückten Verhältnissen. Seine Einkünfte vermochten nicht die Ausgaben der inzwischen vermehrten Familie zu decken. Er trug sein schweres Los demütig und voller Zuversicht, ohne die leiseste Klage auszustossen. Als einmal seine Frau über ihre Not weinte, da soll R. Beer zum erstenmal aus Herzentiefe geseufzt haben. Da vernahm er — berichtet die Sage — eine Himmelsstimme, die ihm sagte, dass er seines Teiles im Jenseits verlustig ginge. Er war zuerst darob sehr beklommen. Aber bald erfasste er das Geschehnis tiefer und rief freudig: „Von nun an werde ich ohne jede Hoffnung auf Vergeltung meinem Gott reinen Herzens dienen.“ Da hörte er eine andere Himmelsstimme, die ihm ankündigte, dass er seinen Teil im Jenseits zurückgewinnen werde, wenn er nie aus Mitleid zu den Kindern stöhnen werde, denn es gebe kein grösseres Mitleid, als das des Gebenedeiten (Gottes)<sup>3)</sup>.

R. Beer verliess das Dorf und wurde Lehrer in Turschin. Allein er blieb hier nicht lange, denn er wurde bald als Prediger zunächst nach Koritz und dann nach Dubno berufen. Er wanderte durch viele Städte in Wolhynien und Podolien und predigte von der Kanzel der Bethäuser. Für einen Gefühlsmenschen wie er, war das Predigen der geeignetste Beruf. Mit flammender Begeisterung

sprach er von der Kanzel vor einer grossen Zuhörerschaft, die von seinen Worten ergriffen war. Während der Predigt war er demütig und bescheiden. „Wenn ihr vor einer Versammlung predigt — pflegte R. Beer die „Moralprediger“ zu unterweisen — sollt ihr nicht gross tun und keine ehrsüchtige Absicht verfolgen, denn ihr würdet dadurch eure Seele verunreinigen.“ Und er wusste, wie zu predigen. Er hütete sich, einem Menschen, sei er wer und was er wolle, irgendwie nahe zu treten. „Wenn ihr einen Menschen wegen irgend eines Vergehens zurechtweisen wollt, so sollt ihr eure Worte nicht unmittelbar gegen den betreffenden richten, sondern das zu strafende Vergehen beispielsweise einer dritten Person zuschreiben, damit er sich nicht verletzt fühle. Der Hörer wird selber einsehen, dass er der eigentliche Täter ist und wird eure Absicht verstehen, ohne persönlich betroffen zu sein.“ <sup>4)</sup> Die Predigten waren für R. Beer eine wahre geistige Befriedigung, obwohl sie ihm allzuwenig einbrachten. Durch sie kam er in Berührung mit dem Volke, dessen Lehrer und Führer zu werden seine Bestimmung war.

## II.

Die Kasteiungen und das öftere Fasten hatten zur Folge, dass R. Beer ernstlich erkrankte <sup>5)</sup>.

Zu jener Zeit hatte sich der Chassidismus des Bescht schon einen sichern Platz im Volke errungen. In Wolhynien und Podolien war der Ruhm Beschts als eines Wunderarztes und Wundertäters verbreitet. Von Mund zu Mund gingen dessen Aussprüche, die gegen Kasteiung, Fasten und Traurigkeit gerichtet waren. R. Beer, der diese Aussprüche zu hören bekam, verhielt sich zu ihnen ablehnend, was von einem eifrigen Anhänger der Lurjanischen Kabbala nicht anders zu erwarten war. Als seine Freunde ihm rieten, sich zum Wundertäter, dem Baal-Schem, zwecks ärztlicher Beratung zu begeben, sträubte er sich zuerst dagegen, ihrem Ansuchen Folge zu leisten. Als aber sein Gesundheitszustand Anlass zu ernster Besorgnis gab, musste er schliesslich gegen seinen Willen nachgeben und trat die Reise zum Bescht an.

Nach einem anderen Bericht soll R. Beer nicht der Gesundheit



wegen zum Bescht gefahren sein, sondern um mündlichen Aufschluss über dessen Lehre zu erhalten. Er erwartete, Betrachtungen über biblisch-talmudische Fragen vom Bescht zu hören. Aber statt dessen erzählte ihm dieser Geschichten aus einem Leben: wie ihm einmal während einer längeren Reise sein Brot ausging, sodass er nichts mehr für seinen christlichen Kutscher hatte, wie er dann von einem armen Christen, den er unterwegs traf, Brot kaufte und es dem Kutscher gab; oder wie er einmal unterwegs von einem Christen Futter für sein Pferd kaufte. Diese albernsten Geschichten brachten R. Beer auf und er entschloss sich, heimzufahren. Bescht liess ihn zurückrufen und frug ihn, als er vor ihm wieder erschien, ob er in der Schrift bewandert sei? R. Beer bejahte die Frage, wie auch die, ob er sich in den kabbalistischen Lehren zurechtfinde. Da nahm Bescht das Buch „Ez ha-chajim“ hervor und bat R. Beer, er möchte ihm eine Stelle dieses Buches erklären. Nach kurzem Nachdenken erfüllte R. Beer seine Bitte, worauf Bescht ihm sagte: „Du verstehst nichts.“ R. Beer sah sich die Stelle noch einmal an und sagte: „Ich habe die Stelle richtig gedeutet. Wenn seine Würde eine andere Erklärung hat, so bin ich gespannt, sie zu hören.“ Da sprach Bescht: „Stehe auf.“ Er stand auf. In der betreffenden Stelle waren aber die Namen verschiedener Engel erwähnt. Und als Bescht, gesegneten Andenkens, die Stelle vorlas, wurde das Haus von grellem Licht erfüllt und von Feuerflammen umgeben, und man sah die Engel leibhaftig im Hause schweben. Da sprach Bescht: „Wahrlich, du hattest den Sinn richtig erfasst, aber du liest das Buch ohne Anteil deiner Seele.“ Seither blieb R. Beer beim Bescht und wurde dessen ergebener Schüler<sup>6)</sup>).

Der Bescht hatte Freude an seinem neuen Schüler. Vielleicht hatte er ihn schon früher von der Kanzel predigen hören und erkannt, dass dieser Mann berufen war, sein Nachfolger zu sein und an der Spitze der jungen chassidischen Bewegung zu stehen. „Seit vielen Jahren sehne ich mich nach ihm“, sagte damals Bescht<sup>7)</sup>).

Der Bescht war seinem Schüler sehr gewogen und bereitete ihn für seine spätere Laufbahn vor. R. Beer erzählt von ihm folgendes: „Er lehrte mich die Sprache der Vögel und der Bäume.



Er enthüllte mir die Geheimnisse der Heiligen und der Zauberformel. Er führte mich in das Buch „Meeine hachachmah“ ein und erklärte mir jeden Buchstaben. Im Buche „Raziel“ zeigte er mir die Schrift der Engel und erklärte mir, dass jedem Engel ein bestimmter Buchstabe des Alphabets entspricht, je nach der Bedeutung des Engels und seiner Herkunft aus dieser oder der anderen Welt“<sup>8)</sup>).

Tatsächlich wussten die näheren Freunde noch während Bescht's Leben, dass R. Beer dereinst an der Spitze des Chassidismus stehen würde.

So kam es auch. Jedermann fand ihn dazu geeignet. Nicht nur die Masse der Chassidim, sondern auch seine Kollegen fanden, dass ihm „dieselben Quellen der Weisheit zuteil wurden, aus welchen Bescht schöpfte“.<sup>9)</sup>

### III.

R. Beer bestieg den „Thron“ des Bescht, aber er wollte nicht in Medziboz bleiben, in der Stadt, wo sein Lehrer lebte und starb. Es wird ihm wohl unangenehm gewesen sein, in nächster Nähe der Kinder des Bescht zu wohnen, die nach dem Tode des Meisters in Medziboz blieben. Vielleicht wollte er der hinterbliebenen Familie keinen Kummer verursachen, denn diese wird wohl nicht ohne Schmerz das väterliche Erbe in fremden Händen gesehen haben. Aber es war wahrscheinlich noch etwas anderes, was R. Beer veranlassen mochte, Medziboz zu verlassen. Dieses Städtchen war zu weit entfernt von Litauen, dessen jüdische Kreise er für den Chassidismus gewinnen wollte. Als gelehrter Talmudist konnte sich R. Beer nicht mit dem Gedanken befreunden, dass der Chassidismus sich auf die engen Gebiete Podoliens und Wolhyniens beschränken müsse, denn dort stand die rabbinische Gelehrsamkeit auf einer sehr niedrigen Stufe. Er wollte auch die rabbinisch-gelehrten Männer für seine Lehre gewinnen. Darum wählte der „Prediger“ Meshiritsch zu seinem Wohnort. Da lebte früher der Kabbalist R. Jakob Koppel, Verfasser des Buches „Schaare gan Eden“, dessen Geist noch über dem Städtchen schwebte. Ueberdies lag die Ortschaft in der Nähe von Litauen, wie auch von Polen und Wolhynien.

So war denn Meshiritsch die „heilige Stadt“ der Chassidim. R. Jakob-Joseph, ein Kollege des R. Beer, sagte darüber: „Nach dem Tode Bescht's zog die Schechina mit ihrem Bettelsack von Medziboz aus und wählte sich Meshiritsch zum Aufenthalt.“<sup>10)</sup>

Die Augen der Chassiden, die früher auf Medziboz gerichtet waren, wandten sich nun nach Meshiritsch.

Allein die „heilige Gemeinde“ der Schüler Bescht's, die R. Beers Freunde waren, kehrten ein jeder nach seiner Heimat zurück. Sie waren dem neuen Haupt der Chassiden nicht so, wie früher ihrem Meister Bescht, ergeben. Denn er war ja ihr Schulkamerad und schöpfte aus derselben Quelle wie sie. Aber sie strebten auch nicht nach einem besonderen Wirkungskreis. Sie sahen ein, dass der Chassidismus noch schwach war und dass er sich erst unter der Leitung eines Führers organisieren musste. Sie erkannten auch in R. Beer den berufenen Führer, der fähig war, den Chassidismus zu stärken. Von Bescht's Jüngern schlossen sich nur zwei R. Beer an und wurden dessen berühmte Schüler: R. Nachum von Czernobyl und R. Menachem-Mendel von Witebsk<sup>11)</sup>.

R. Beer führte eine wesentliche Aenderung in der Organisation des Chassidismus durch. Er wanderte nicht wie Bescht von Ort zu Ort, um in Stadt und Dorf seine Lehre zu predigen. Erstens erlaubte ihm seine Gesundheit eine solche Tätigkeit nicht, zweitens aber sah er ein, dass sie ein Einzelner nicht vollziehen kann. Auch gestattete die damalige Lage des Chassidismus dem „Lehrer“ nicht, sich persönlich vor dem Volk zu zeigen. Der Chassidismus war gezwungen, seine Tätigkeit im Geheimen zu entfalten, denn nicht überall durfte man offen in seinem Namen reden. Hätte aber R. Beer persönlich in verschiedenen litauischen Dörfern gepredigt, so hätte man die Organisation leicht entdecken können, was für sie einen beträchtlichen Schaden bedeutet hätte. Er fand es daher für angezeigt, einen neuen, sichereren Weg einzuschlagen. Er sandte an die verschiedenen Orte Prediger aus, deren Zweck sein sollte, Seelen für den Chassidismus zu gewinnen.

Die Juden waren die ersten, welche Missionare zur Verbreitung ihres Glaubens aussandten. Viele Jahrhunderte vor Chri-



stus predigten sie überall, wo sie hinkamen, die Grundsätze des Judentums. „Sie durchziehen Meer und Land, um einen Proselyten zu machen<sup>11 a)</sup>.“ Wenn uns Menschen begegnen, die nach unserer Ueberzeugung irren, so haben wir die Pflicht, ihnen die Augen zu öffnen und den richtigen Weg, den wir gehen, zu zeigen. Das Christentum hat auch hierin vom Judentum gelernt. Wenn Paulus sich in verschiedene Länder begab zur Verbreitung der christlichen Lehre, so war er auch darin ein Pharisäer von Fleisch und Blut. Natürlich gaben die Juden unter dem Druck des Galuth die Mission auf. Sie waren froh, wenn man ihnen ihre Religion ungehindert auszuüben erlaubte. Der Sabbatianismus stellte die Mission wieder her, indem seine „Apostel“ seine Ideen als Wanderprediger in verschiedenen Ländern zu verbreiten suchten. Auch die Iurjanische Kabbala habe ihre Missionare gehabt. So sandte auch R. Beer Prediger für den Chassidismus aus. Da aber die Chassidim an vielen Orten als „Geheime Gesellschaft“ betrachtet wurden, traten die Prediger nicht öffentlich vor das Volk, sondern suchten zunächst durch persönliche Aufklärung einflussreiche Männer zu bekehren. Wenn es ihnen da und dort gelang, solche Männer zu gewinnen, bewogen sie sie, nach Meshiritsch zu gehen, um den Meister persönlich kennen zu lernen. Sie hofften, dass sich dadurch ihr chassidischer Glaube stärken würde und dass sie ihrerseits später immer grössere Kreise würden beeinflussen können. Salomon Maimon (geb. 1754 in Litauen, gest. 1800) berichtet folgendes über einen dieser Missionare, den er persönlich kannte: „Es war ein junger Mensch von etwa zweiundzwanzig Jahren, von sehr schwacher Leibeskonstitution, hager und blass von Gesicht. Er reiste in Polen als Missionar herum. Dieser hatte in seinem Aussehen so etwas Fürchterliches, Gehorsamgebietendes, dass er dadurch die Menschen ganz despotisch beherrschte. Wo er hinkam, fragte er gleich nach der Einrichtung der Gemeinde, verwarf das, was ihm missfiel und machte neue Einrichtungen, die aufs pünktlichste befolgt wurden. Die Aeltesten der Gemeinde, mehrenteils alte, ehrwürdige Männer, die ihn an Gelehrsamkeit weit übertrafen, zitterten vor seinem Angesicht. Ein grosser Gelehrter, der an die Unfehlbarkeit dieser



hohen Obern nicht hatte glauben wollen, wurde durch einen drohenden Blick, den jener auf ihn warf, so sehr von Schrecken ergriffen, dass er darauf in ein heftiges Fieber verfiel, woran er auch gestorben ist.“<sup>12)</sup>

Die grossangelegte Agitation hatte schöne Erfolge aufzuweisen. „Junge Leute — erzählt S. Maimon — verliessen ihre Eltern, Frauen und Kinder und gingen scharenweise, um den „Prediger von Meshiritsch“ aufzusuchen und die neue Lehre aus seinem Munde zu hören.“<sup>13)</sup> Zum Erfolg der Agitation trugen zwei Schüler R. Beers bei: R. Asriel und R. Israel aus Poltzk. „Sie reisten von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, und überall wo sie jemand fanden, der „ein Herz von Fleisch“ hatte, bemühten sie sich, diesen zu Gott zu bekehren und veranlassten ihn, nach Meshiritsch zu fahren.“<sup>14)</sup>

Ueber die Art, wie diese Schüler wanderten und predigten, berichtete die Sage folgendes: „Auf allen Reisen lenkte R. Asriel die Pferde, während R. Israel sich in seine beschaulichen Gedanken vertiefte. Ueberall, wo sie hinkamen, war R. Israel Vorbeter, denn er betete aus des Herzens Tiefe, und seine feste und angenehme Stimme fesselte die Hörer und zwang sie, das eitle Treiben des irdischen Lebens aufzugeben und sich zum Schöpfer aller Welten zu bekehren. So verübten sie Grosses und erwirkten die geistige Auferstehung vieler Hörer. Berühmte und gelehrte Rabbiner begaben sich persönlich nach Meshiritsch.“<sup>15)</sup> Auch ein weiterer Schüler des R. Beer, „R. Ahron der Grosse“ von Karlin, hat vieles für den Chassidismus in Litauen geleistet. Er war einer der Hauptgründer geheimer chassidischer Gemeinden in Litauen. Von Karlin aus verzweigten sich feine Netze über Litauen, die viele Seelen für den Chassidismus gewannen. Selbstverständlich hatte R. Beer davon Kenntnis.

#### IV.

Viele berühmte Schüler scharten sich um R. Beer. Wenn wir einem chassidischen Bericht Glauben schenken dürfen, so stieg ihre Zahl bis 300<sup>16)</sup>. Bekannt sind nur 39 seiner Schüler, die sich eines Ruhmes in der chassidischen Welt erfreuen<sup>17)</sup>.

Die Schüler hingen mit ihrer ganzen Seele am Meister. Sie verliessen ihren häuslichen Herd, um beständig seine Gesellschaft geniessen zu dürfen. Nur selten entfernten sie sich aus dem Hause des Meisters. Die Worte des „Predigers“ hatten für sie die Kraft des Gesetzes. In jedem seiner Aussprüche, ja in jedem seiner Worte fanden sie geheime Anspielungen auf erhabene und verborgene Dinge. Seine Lehre bedeutete für sie eine wahre Offenbarung. Alles, was sie vor ihrer Begegnung mit dem Meister wussten und lernten, verlor nun jede Bedeutung. R. Israel von Kosnitz sagte: „Bevor ich zum grossen Rabbi und Prediger von Meshiritsch fuhr, studierte ich 800 kabbalistische Bücher, und als ich nach alledem zum hl. Prediger kam, sah ich ein, dass ich eigentlich noch nichts gelernt hatte.“<sup>18)</sup>

Alle Worte des Meisters pflegten seine Schüler mit peinlichster Genauigkeit zu erfüllen.<sup>19)</sup> Auch seine Alltagsgespräche betrachteten sie als heilig. Der berühmte Chassid R. Ben Jizchak schrieb in sein Heft „jedes Wort aus den Alltagsgesprächen des Predigers und gab sich die Mühe, den tiefern Sinn eines jeden Wortes zu erfassen“.<sup>20)</sup> Sie pflegten sich so tief in die Worte des Meisters zu versenken, dass sie zuweilen nicht merkten, was um sie herum vorging.

Einmal — erzählt die Sage — nahmen sie von ihrem Rabbi Abschied, nachdem ihnen dieser eine Geschichte, bestehend aus 24 Wörtern, erzählte. Sie befahlen dem Fuhrmann, langsam zu fahren und folgten zu Fuss dem Wagen, indem sie über die Geschichte des Meisters tiefsinnige Betrachtungen anstellten. Es verging der Tag, die Nacht, sie aber merkten es nicht, bis schliesslich der Fuhrmann ihnen erzürnt zurief: „Nicht genug, dass ihr gestern die Abend- und Nachtgebete zu sprechen vergasset, wollt ihr nun auch die Zeit des Schema-Gebetes versäumen?!“ Erst jetzt besannen sie sich und merkten, dass die Sonne im Morgen schon aufging.“<sup>21)</sup> Einer von ihnen, R. Abraham von Kolisk, erzählte: „Während unseres Aufenthaltes beim heiligen Lehrer und Prediger gaben wir uns mit einer einzigen seiner Bemerkungen zufrieden. Wenn wir allein um dieser Willen gekommen wären, so wären wir hoch genug belohnt. Wir hörten aufmerksam zu, bis der Prediger über einen andern Gegenstand zu sprechen begann.“<sup>22)</sup> Jedesmal diskutierten sie eingehend



über die Worte des Rabbi, und jeder fand in ihnen einen andern Sinn. Einmal griff der Prediger selber in ihre Diskussion ein, indem er ihnen sagte: „Die Meinungen aller sind Worte des lebendigen Gottes, denn meine Aeusserungen schliessen sie alle ein.“<sup>23)</sup>

Nicht allein in seinen Worten, sondern auch in jeder seiner Körperbewegungen fanden die Schüler des Predigers geheime Andeutungen. Die allergewöhnlichsten Verrichtungen hatten für sie die Bedeutung erhabener, symbolischer Handlungen. Einer der „Heiligen“ jener Zeit, R. Löw Sores, pflegte zu sagen, er fahre zum Prediger, „um zu sehen, wie jener seine Stiefel anzieht.“<sup>24)</sup>

Selbst die Luft des jeweiligen Aufenthaltsortes des Predigers war von Heiligkeit und erhabenen Gedanken erfüllt. Seine Schüler versicherten, dass ihnen alles, was sie zu erfahren wünschen, offenbart wird, sobald sie in die Stadt ihres Rabbi gelangen. Wenn nicht, so erfahren sie es im Hofe seines Hauses, oder indem sie die Türe seines Zimmers öffnen; im äussersten Falle aber erreicht jeder seinen Herzenswunsch, wenn es ihm vergönnt wird, das Antlitz des Rabbi zu erblicken.<sup>25)</sup>

Das Antlitz des Rabbi war aber in ihren Augen von göttlicher Heiligkeit, es war vom Glanz der Schechina umstrahlt. R. Löw Jizchok Berdiczower erzählt folgendes über den Prediger: „Einmal während des Abendgebetes des Neujahrsfestes sah ich über seinem Kopf ein strahlendes Licht, gleich dem bunten Regenbogen. Da erschrak ich und ich erbehte am ganzen Leib. Einige Männer, die jedoch den Grund meines Schreckens nicht ahnten, hielten mich an, dass ich nicht falle. Da aber mein Lehrer meinen Zustand sah, wandte er sein Gesicht zur Wand und stützte einige Zeit den Kopf. Als er wieder zurückschaute, sah ich nichts mehr über seinem Kopf. Noch einmal sah ich dieses Licht in der Stunde seines Todes. Dann wurde mir vergönnt, seine Lehre zu erfassen.“<sup>26)</sup>

So erzählt R. Sew: „Ich habe selber gesehen, dass, wenn er sprach, er selber in dieser Welt gleichsam abwesend schien und nur die Schechina aus seinem Munde redete. Manchmal blieb er mitten im Satze oder sogar mitten im Worte stehn und wartete eine Zeitlang ab.“<sup>27)</sup>



Und R. Schneur-Salman von Lady sagte: „Während unser seliger Prediger über die Thora sprach, so redete die Schechina aus seinem Munde und der Geist Gottes in ihm, er aber war von dieser Welt völlig abgelöst.“<sup>28)</sup>

Das Verhältnis der Schüler zum „Prediger“ war das der ersten Chassiden zu Bescht: naiver, starker Glaube und göttliche Verehrung<sup>29)</sup>.

## V.

Meshiritsch wurde zum Zentrum des Cassidismus. Hierher strömten die Chassidim aus verschiedenen Ortschaften, um den Prediger R. Beer zu begrüßen. Er aber war sehr kränklich und konnte die Besucher nur einmal wöchentlich empfangen. Am Sabbat empfing er alle Besucher und nahm mit ihnen das Festessen ein. Die Wochentage verbrachte er im Zimmer in Gesellschaft seiner Schüler<sup>30)</sup>.

Ueber den Empfang am Sabbat berichtet Salomon Maimon, der den R. Beer in Meshiritsch besuchte: „Ich kam also am Sabbat zu diesem feierlichen Male und fand da eine grosse Anzahl ehrwürdiger Männer, die hier von verschiedenen Gegenden zusammengekommen waren. Endlich erschien auch der grosse Mann in seiner ehrfurchteinflössenden Gestalt, in weissem Atlass gekleidet. Sogar seine Schuhe und Tabaksdose waren weiss (die weisse Farbe ist bei den Kabbalisten die Farbe der Gnade). Er gab einem jeden der Neuangekommenen sein Schalom, das heisst: er begrüßte ihn. Man setzte sich zu Tische, und während der Mahlzeit herrschte eine feierliche Stille. Nachdem man abgespeist hatte, stimmte der hohe Obere eine feierliche, den Geist erhebende Melodie an, hielt einige Zeit die Hand vor die Stirn und fing darauf an zu rufen: C. aus H.! M. aus R.! S. M. aus R.! usw., alle die Neuangekommenen bei ihrem Namen, und den Namen ihrer Wohnorte, worüber wir nicht wenig erstaunten. Jeder von uns sollte irgend einen Vers aus der heiligen Schrift hersagen. Es sagte jeder seinen Vers. Darauf fing der hohe Obere an, eine Predigt zu halten, der die besagten Verse zum Text dienen mussten, so dass, obschon es aus ganz verschiedenen Büchern der heiligen Schrift hergenommene und unzu-

sammenhängende Verse waren, er sie dennoch mit einer solchen Kunst verband, als wenn sie ein einziges Ganzes gewesen wären, und was noch sonderbar war : jeder der Neuangekommenen glaubte in dem Teile der Predigt, der auf seinem Verse beruhte, etwas zu finden, das sich besonders auf seine individuellen Herzensangelegenheiten beziehe. Wir gerieten also darüber, wie natürlich, in die grösste Verwunderung.“<sup>31)</sup> „Nur ein Mensch von umfassender Vernunft, tiefer Seele und umfangreichem Wissen kann Worte aussprechen, die jedermanns Ansichten entsprechen“, sagte einmal R. Beer im Kreise seiner Chassiden<sup>32)</sup>.

Unter R. Beer vervielfachte sich die Zahl der Chassiden, die nun auch in andern Gegenden ausser Wolhynien und Podolien geworben werden konnten, besonders in Litauen, für dessen Bekehrung zum Chassidismus der Prediger seine ganze Kraft einsetzte. Sogar in Wilna, dieser Hochburg der Mithnagdim, ist zu seiner Zeit eine „geheime Gesellschaft“ von Chassiden gegründet worden. Es bedeutete einen grossen Sieg. Der junge Chassidismus gewann die Herzen Tausender von Juden. R. Beer und seine Freunde konnten mit Genugtuung und Zuversicht auf die rasche Entwicklung der Bewegung schauen.

Nachdem wir die praktische, sozusagen politische Seite der Tätigkeit R. Beers, namentlich auf dem Gebiete der Organisation der Chassidim, kennen gelernt haben, dürfen wir fragen: Was hat er zur Entwicklung der chassidischen Idee beigetragen? Was zur Bereicherung des eigentlichen Chassidismus?

## VI.

Für Bescht war die Grundidee des Chassidismus die absolute Einheit Gottes und der Natur. Auf dieser Basis baute R. Beer auch sein System des Chassidismus auf. Gleich seinem Lehrer Bescht sah auch er Gott in allem. „Der Heilige ist das Ende aller Welten, er ist über allem, er füllt das All aus und ist der Ort aller Welten.“ Er ist „das Leben des Lebens und die allumfassende Vernunft“. „In allem offenbart sich göttliche Emanation (hithpaschtuth)“, „alle Erscheinungen der Welt sind Einkleidungen der Göttlichkeit“, „die



Gottheit kleidet sich in die allerniedrigsten Stufen des Körperlichen, sogar in schlechte Dinge“, „auch den Götzen wohnt ein göttlicher Geist inne, der sie belebt“.

R. Beer anerkennt also die Einheit Gottes mit der gesamten Schöpfung. Aber da entsteht für ihn eine schwere Frage: Wir stossen in der wirklichen Welt oft auf Uneinheit oder, wie der kabbalistische Terminus lautet, auf „Gefäßsplitter“ (Schibhre kelim). Folglich wäre auch Gott, der ja mit der Schöpfung auf das engste verknüpft ist, keine Einheit? Diese schwierige Frage konnte R. Beer nicht schweigend übergehen, und er gesteht: „Der Ewige ist, wenn man von ihm so sagen darf, in dieser Welt keine Einheit.“ Diese Tatsache sucht er folgendermassen zu erklären: „Die Schöpfungskraft und die Dinge bilden zusammen eine Einheit, nur sind die Dinge voneinander getrennt. Das heisst: die Dinge sind verschieden und unvollkommen, jedoch ist die ihnen innewohnende Schöpfungskraft absolute Einheit.“ Deutlicher sagt er: „Sie, die Unendlichkeit, ist absolute Einheit. Im Wesen Gottes gibt es keine Teilungen“, „aber die Werke sind geteilt, und zwar der Wahrnehmenden wegen, die nicht fähig sind, die Gedanken des Königs zu erfassen“. <sup>33)</sup>

Diese äussere Uneinheit ist also notwendig und dem Menschen zum Wohl. Nur Unverständnis konnte darin einen Mangel erblicken. „Wenn z. B. ein Schneider ein grosses Stück Stoff in feine kleinere Stücke zerschneidet, so kann der Unverständige das als verderbliche Arbeit ansehen, aber der Verständige, der versteht, dass diese Stücke zur Herstellung eines Aermels oder dergleichen nötig sind, wird einsehen, dass man nicht anders tun konnte, als das Ganze zerschneiden. — So war im Anfang nur er, der Gesegnete, allein, später aber schuf er die Welten . . . Es musste ein Zerbrechen stattfinden, damit das Licht erkannt werde.“ <sup>34)</sup>

Und der Zweck der Schöpfung war ja nur, dass „das Licht erkannt werde“. Wäre nicht die Zersplitterung, wäre nicht die Einkleidung des absoluten Lichts in getrennte Dinge, so würden die Menschen das Licht nicht erfassen können. Ein Beispiel: „Der Sitz des Gedankens ist das Herz allein. Will aber der Gedanke mitgeteilt



werden, so stehen ihm viele Organe zur Verfügung: die fünf Lungenflügel, die Sprachorgane und der Kehlkopf <sup>35)</sup>).

Der Heilige schränkte, wenn man von ihm so sagen darf, sein Licht ein (Zimzum) und er „leuchtet einem Jeden, dass er ihn aufnehmen und ertragen kann“, denn wäre nicht die Selbsteinschränkung, so könnte man das Licht wegen seiner blendenden Helle weder aufnehmen, noch ertragen“. „Ein Beispiel: Der Vater, der seinen Sohn liebt, schränkt seinetwegen seinen Verstand ein und spricht zu ihm über allerlei Kleinigkeiten; ja, allerlei Kindernarrheiten erlaubt sich der Vater, um den Sohn zu belustigen.“ Ein anderes Beispiel: „Wenn ein Lehrer einen Schüler mit beschränktem Verstand hat, so wird er seinen eigenen grossen Verstand einschränken müssen und mit ihm nach der Weise des Schülers lernen müssen.“ <sup>36)</sup>

Wie der Mensch, so wurden auch alle Welten auf dem Wege der Einschränkung (Zimzum) erschaffen. „Als der Ewige den Beschluss fasste, Welten zu erschaffen, konnten diese das Licht des Unendlichen (gelobt sei Er) nicht ertragen, und so musste eine Einschränkung stattfinden.“ <sup>37)</sup>

R. Beer spricht über den Zimzum viel eingehender als der Bescht. Und dennoch hat er gleich jenem als Grundidee des Chassidismus die absolute Einheit Gottes und der Welt aufgefasst. Aber sind denn absolute Einheit und Zimzum nicht Gegensätze? R. Beer empfand den Widerspruch. „Wenn das Licht der Unendlichkeit vor der Erschaffung der Welt abnehmen musste, bis es sich fast in ein Nichts verwandelte, so muss man dies wohl verstehn. Denn tatsächlich ist Er in der Welt und kein Ort von ihm entblösst.“

Was R. Beer unter nichts versteht, erklärt er folgendermassen: „Etwas, was sich von einem Ding in ein anderes verwandelt, um zwischen beiden Daseinsformen im Nichts zu sein, d. h. in einem Strahlen, welches Nichts genannt wird.“ <sup>38)</sup>

Das „Nichts“ des R. Beer, oder sein Zimzum, ist also nicht mit dem Zimzum der Kabbalisten zu verwechseln. Nach den letzteren hat Gott sich selber eingeschränkt, sich sozusagen zusammengezogen, um für die körperliche Welt freien Raum zu lassen. Dieser Gedanke konnte im Chassidismus keine Aufnahme finden. Nach chassidischer

Auffassung ist kein Ort des Raumes frei von Gott. Gott hat der Schöpfung, hat den Welten zuliebe, die sein volles Licht, welches die Unendlichkeit ist, so wie es ist, nicht aufnehmen konnten, dieses Licht eingeschränkt oder geschwächt. Noch immer ist es vorhanden. Es ist nicht völlig verschwunden, sondern nur seine Kraft wurde geschwächt. Diese Einschränkung an sich „wird Gott genannt“. <sup>39)</sup>

Also ist dieses „Nichts“ kein Nichts, kein Nichtsein im eigentlichen Sinne des Wortes. Auch es ist ein Sein, auch es eine Wirklichkeit, nur dass dieses Sein und diese Wirklichkeit sehr fein und geistig sind. „Diese Stufe ist nicht erfassbar, sie ist die Stufe des Nichtseins, des Urstoffs.“ <sup>40)</sup>

R. Beer sieht überall in der Schöpfung ein solches Nichts. „Aus dem Ei entsteht ein Huhn. Es gibt eine Zeit, da es noch weder Ei noch Huhn ist. Kein Mensch vermag diese Zeit zu bestimmen, denn es ist die Stufe des Nichtseins.“ „Die das Wachsen der Pflanze bedingende Kraft ist im Boden unbegrenzt. Sie ist gegenüber der Saat die Unendlichkeit. Tut man aber die Saat in den Boden, so geht diese mit der erwähnten Kraft eine Verbindung ein, die Kraft selber aber schränkt sich ein und teilt sich der Saat mit. Beide gehen dann ins Nichts hinüber und werden zu dem, was daraus entsteht.“ „Das Denken, der Gedanke und die Sprache wirken aufeinander ein, und es gibt ein Band, welches sie alle verknüpft“; dieses Band ist das Nichtsein, das Nichts, der Urstoff. Dieses Band ist unerfassbar. „Will man das Denken in den Gedanken, oder den Gedanken in die Sprache verwandeln, so kann man nicht begreifen, was sie alle vereinigt.“ Jemand will seinem Freund etwas sagen. „Da spricht er zu ihm. Höre zu, ich will dir etwas sagen. Das Denken des Menschen ist aber ununterbrochen, kontinuierlich; wünscht er aber, dass der Freund seine Gedanken ablenkt, damit er höre, was man zu ihm spricht und damit er das Gesagte erfasse, so fragen wir, wo sich das Denken in jenem Augenblick befindet? Ehe er ihm die Mitteilung machte, wusste er genau, dass es im gegebenen Augenblick ausserhalb seines Sitzes ist, dass es völlig latent ist und an einem Ort, der Nichts genannt wird, ruht. Sobald er ihm aber die Mitteilung macht, bewegt es sich in den von ihm ausgesprochenen



Worten.“ Jemand wünscht „sein Denken, welches sich mit einer bestimmten Sache beschäftigt, von dieser Sache abzulenken und es an dem Ort, der Nichts genannt wird, ruhen zu lassen. Darauf kommt ihm etwas anderes in den Sinn, das nun sein Denken beschäftigt. Wir sehen also, dass die Umlenkung des Denkens nicht stattfinden kann, — es sei denn, dass es inzwischen zum erwähnten Nichts gelange. Die Art dieses Nichts ist von der Art der Umlenkung abhängig. Denn manchmal wird das Denken von einem Ding auf ein anderes umgelenkt, das eigentlich dasselbe ist; dementsprechend wird dann auch das Nichts sein, indem es kein absolutes Latentwerden sein wird, denn die beiden Dinge sind im Grossen und Ganzen ein Einziges. Es gibt aber auch eine absolute Umlenkung auf ein völlig verschiedenes Ding, dann ist auch das Nichts ein absolutes“. <sup>41)</sup>

## VII.

Da wir nun wissen, dass Gott in allem ist, sogar „in den niedrigsten Stufen des Körperlichen“, müssen wir daraus eine tiefere innere Erkenntnis schöpfen. Wir müssen das Innere und nicht das Aeussere eines jeden Dinges zu erfassen suchen, denn das Innere ist das Wesen und der Kern jedes Dinges und nicht sein Aeusseres, sein Stoff. „Das Innere ist Gott.“ Es belebt das Körperliche und verleiht ihm die Existenzfähigkeit, denn „das Leben in den körperlichen Dingen ist ein Teil der Gottheit von oben“. Demgemäss müssen wir unser Augenmerk auf das im Körperlichen verborgene Innere richten. „Ein Beispiel: Siehst du eine schöne Frau, so musst du nachdenken, woher stammt ihre Schönheit? Denn wenn sie tot wäre, so hätte sie ja nichts als dieses Aeussere, und wäre durchaus hässlich; folglich wird die Schönheit von der ihr innewohnenden göttlichen Macht hervorgerufen: diese gibt der Frau Kraft, Farben und Schönheit der Gesichtszüge. Also ist die Wurzel der Schönheit die Kraft der höchsten Gottheit. Ferner: siehst du ein schönes Gefäss, so musst du erkennen, dass die Materie des Gefässes das Minderwertige und seine Schönheit das Geistige daran sind, und dass auch das ein Teil der höchsten Gottheit ist.“ Kurz: das Geistige ist die Seele des Körpers und belebt den Körper. Wenn du dich



an irgend einer Speise satt gegessen hast, so „kommt die Sättigkeit nicht vom Fleisch der Speise, sondern von der lebendigen und geistigen Kraft, die der Speise innewohnte“.

„Wenn wir zu dieser Erkenntnis gelangen, wenn wir in allem Körperlichen das Geistige erkennen, („den Gott, der in ihm ist“) so schauen wir seine Idee, und dieses Anschauen richtet sich nur auf das Unendliche in ihm. Dieses geistige Anschauen führt auf jede höchste Stufe; sie verwandelt jede Untugend in Tugend, wie in Bezug auf Liebe, so auch in Bezug auf Furcht, Hoffart, Streitsucht, Dank usw.“ Denn, wenn wir etwas lieben oder vor etwas Furcht haben, fragen wir: woher kommt das Gefühl der Liebe, Furcht usw.? Alles geht ja aus von ihm, dem Gebenedeiten, — warum soll uns nun ein einziger Funke seiner Grösse Furcht einjagen? Wir tun besser, ganz in der grossen Gottesfurcht aufzugehen. Und so ist es in Bezug auf die Liebe und andere Affekte. Dadurch vervollständigen wir die unvollkommenen Eigenschaften, die „Gefäßsplitter“, denn „Gefäßsplitter“ heisst das, was Liebe zu Gott sein sollte, aber Liebe zu einem körperlichen Ding ist; denn das bedeutet, dass das Gefäss in Brüche ging. Dasselbe lässt sich auch von den andern Affekten sagen.<sup>42)</sup>

Durch diese vergeistigte Betrachtungsweise, derzufolge „allen, selbst den schlechtesten Dingen ein göttliches Leben innewohnt“, gelangt R. Beer zur optimistischen Ansicht seines Lehrers Bescht, wonach es in der Welt kein absolutes Böses gibt.<sup>43)</sup>

R. Beer sagt: „Alles Böse schliesst das Gute ein, wie jedes Gericht die Gnade einschliesst.“ Nichts ist absolut böse, sondern „das Böse ist ebenfalls gut, nur ist es eine sehr niedrige Stufe des absolut Guten“. <sup>44)</sup>

R. Beer sieht, wie sein Lehrer Bescht, lauter Gutes in der Welt, denn das Böse, das uns begegnet, ist nur eine Folge des „Bruches“ (schewira), und es liegt uns ob, es zu verbessern und in Gutes zu verwandeln. R. Beer unterzieht die Schöpfung einer eingehenden Betrachtung und gelangt zur Einsicht, dass „alle Dinge, wie auch alle Gedanken, Buchstaben sind“. Diese Buchstaben, die aus den 4 Buchstaben des Gottesnamens (Jahweh) entstanden sind, enthalten

die ganze Schöpfung, so dass in einem jeden von ihnen geistiges Leben enthalten ist. Und die Strahlen der Buchstaben sind die „Kammern Gottes, der die Quelle der Emanationen ist“. Die heiligen Buchstaben sind also an sich absolut gut, nur können sich ihre Kombinationen durch die Schuld der Menschen in Nicht-Gutes umwandeln. „Wodurch unterscheiden sich profane Buchstaben von den Buchstaben der Thora? Nur dadurch, dass die profanen vom „Bruch“ herrühren.“<sup>45)</sup>

Das Zerbrochene muss nun der Mensch wieder herstellen. „Das ist der Zweck des Gottesdienstes: heilige Funken, die dem Bruch anheimfielen, und alle Reden und Gedanken emporzuheben, denn sie alle sind Buchstaben; wenn sie profan sind, so sind sie Buchstaben des „Bruches“ und müssen zu ihrem Ursprung, ihrer Wurzel, emporgehoben werden.“<sup>46)</sup>

So ist denn alles in Gott und ist von ihm abhängig: „Alles, was in der Welt existiert, ist für den Gottesdienst notwendig, das Reine wie das Unreine. Alle Geschöpfe und überhaupt alles ist Er, der Gebenedeite, allein. Denn alles bildet die Einkleidung seiner Leitung und seiner Aufsicht. „In allen deinen Wegen erkenne Ihn, im Guten und im Bösen.“ Man kann Gott auch durch jedes Ding dienen. Der Mensch „kann gute Dinge essen und sich allerlei Genüsse erlauben und dennoch dabei ein Asket sein; er kann alles, was er will, anschauen und doch dabei nur die Thora vor Augen haben, kann über alles mitreden und mit Gott vereinigt sein“. Ueberhaupt stellte R. Beer den Lehrsatz auf: „Aus der Sünde nache eine Tugend.“<sup>47)</sup>

R. Beer glaubt, dass alles, was dem Menschen, wenn auch zufälligerweise, zu Gesicht kommt, nicht unnütz erschienen ist, sondern von der individuellen Vorsehung bestellt wurde, um ihm zu zeigen, wie er im Medium dieses Dinges seine Seele an Gott heften könne. Denn an jedem Dinge kann man die richtige Weise des Gottesdienstes lernen. „Selbst wenn man ein Tier sieht, das nach etwas Lust hat, erkennt man, dass dieses Tier Lust, d. h. Liebe hegt und wird dadurch an die Liebe Gottes gemahnt.“ „Wenn du etwas siehst, voran du Vergnügen findest, erinnere dich an die Gottesliebe, und wenn du vor einem Ding, das du erblickst, Furcht hast, so erinnere dich an die Gottesfurcht.“ So entsteht der stetige Gottesdienst.<sup>48)</sup>



Der Gottesdienst muss von einer inneren Erkenntnis und einem inneren Wissen ausgehen, von Lust und Begeisterung getragen sein und nicht gelernter Menschensatzung gleichen. „Wenn jemand ein Gebot, dessen Sinn und Ursprung er versteht, bewusstsinnig erfüllt, so tut er es mit inbrünstiger Begeisterung und mit Lust; anders wenn einer ein Gebot erfüllt, welches nur Verordnung ist, die in der Thora nicht begründet ist, wenn er es auch als göttliches Gebot erfüllt, so tut er es dennoch ohne eigentliche Begeisterung.“ Es gibt viele Menschen — sagt R. Beer, indem er offensichtlich auf die Schriftgelehrten seiner Zeit anspielt — die, gehüllt in Gebetmäntel und Gebetriemen, den ganzen Tag Thora studieren; aber das ist nur gelernte Menschensatzung, und ihre Ausüher erfassen das Wesen des Gottesdienstes nicht. Und solch einer ist fast verwerflicher, als ein Sünder, denn über den Sünder kann plötzlich eine grosse Erweckung kommen und er tut vollkommen Busse, bereut die begangene Sünde und schlägt den Weg des lauern, begeisterten Gottesdienstes ein. Aber ein selbstgerechter Mensch, welcher wähnt, alle ihm auferlegten Pflichten erfüllt zu haben, da er doch tatsächlich „von Gott und Gottesdienst entfernt ist soweit wie der Osten vom Westen“, kann sich nicht ändern<sup>49</sup>). Denn eigentlich ist der Gottesdienst an sich „nichts Wesentliches, denn oft lernt der Mensch, weil er am Lernen Lust findet, wie ein Kaufmann am Handel; das Wesentliche der Lust an der Erfüllung der Gebote aber ist die inbrünstige Begeisterung“. Auch ein einfacher Mensch kann, wenn er sich begeistert, eben dadurch „eine hohe Stufe erreichen“. Denn nur durch Begeisterung kann der Mensch eine innige Verbindung mit Gott eingehen, „denn der Hauch der Worte wird mit dem Odem Gottes vereinigt, wie die Stimme mit der Stimme Gottes, und so die Sprache und der Gedanke. Ähnlich sagten die Talmudisten: die Schechina spricht aus der Kehle Moses. Wegen seiner grossen Heiligkeit und seiner Gemeinschaft mit Gott war Mose mit seinem Urquell (Gott) verknüpft, sodass in ihm gleichsam Gott selber redete. Dadurch war seine Körperlichkeit geläutert und dadurch wurde er ein Gottesmann“. Indem sich der Mensch mit Gott verknüpft (denn „der Wunsch Gottes ist, dass wir an ihn gebunden sein sollen, wie der Sohn an den



Vater“), verknüpfen sich alle untern Welten mit Gott; „er (der Mensch) vereinigt die untere Welt mit der oberen und kann von Stufe zu Stufe steigen, bis er die allerhöchste erreicht, auf der alles Einfache Einheit ist“ <sup>50</sup>).

Durch seine Verknüpfung mit Gott und seine Hingabe an ihn „wirkt der Mensch Gutes in der Welt“. Man muss sich dabei von jeder eigensüchtigen Absicht und jedem persönlichen Vergnügen fernhalten. „Der Mensch soll sein Ich von seinem Körper allmählich ablösen, bis er durch alle Welten gegangen ist und mit Gott eine Einheit bildet, bis er gänzlich aus der körperlichen Welt schwindet.“ Er muss seine Gedanken und Gefühle von allem Unlautern säubern.

Ein Gleichnis: Eine Wasserquelle befindet sich in weiter Entfernung und hoch über den Feldern eines Mannes. Will nun der Mann sein Feld mit dem Wasser dieser Quelle tränken, so muss er ein breites Rohr anlegen, damit das Wasser reichlich hinüberströmen. Er muss besorgt sein, dass das Rohr kein Loch und keinen Riss habe, noch irgend andere Schäden, die das Abfließen des Wassers verhindern. Denn wenn er iaul sein und nicht immer bis ins einzelste aufpassen würde, so würde seine ganze Mühe vergebens sein: entweder wird das Wasser überhaupt seine Felder nicht erreichen, oder es wird das reine und lautere lebendige Wasser auf unreine, schlechte Stellen fließen. Ausserdem muss er das Rohr durchaus genau an der Quelle anbringen, damit das Wasser beständig und reichlich abfließt. Und das Gleichnis ist klar. Denn die Eigenschaften Gottes sind die Quelle der Gnade für alle Welten, und der Mensch, der sich diesen nähern will, muss sehr behutsam sein. Erstens ist er, der Mensch, das Rohr, durch das alle Welten beeinflusst werden. Darum muss er zusehen, sich zu prüfen, ob er keine Risse und Spalten habe, damit nicht etwa irgend ein unreiner Gedanke oder eine persönliche Eigensucht sich mit jener Eigenschaft vermische, wenn er sie zu erlangen sucht. Nicht nur übt er, wenn er sich nicht hütet, keinen Einfluss und keinerlei Wirkung in der oberen und unteren Welt aus, sondern er verletzt auch die höchsten Ordnungen und gewährt durch das Vermischen des Guten mit dem Bösen der „andern Seite“ (Sitra achra) Macht und Kraft. <sup>51</sup>)

Die Freude ist der Kern des Gottesdienstes. „Die Freude quillt von der Welt der Wonne, die geistig und unerfassbar ist, die sehr erhaben ist und Heiligkeit genannt wird.“ Der Mensch muss fröhlich und „während der Erfüllung der Gebote Wonne empfinden, denn dadurch verbindet er die Welten mit Gott“. Ueberhaupt muss der Mensch beständig freudig sein, denn „die Traurigkeit ist eine grosse Hemmung des Gottesdienstes“. Selbst wenn er eine Sünde begangen hat, soll er sich nicht zu sehr kränken und vom Gottesdienst abgelenkt werden, sondern er soll die Tat bereuen, um wieder in Gott freudig zu sein. <sup>52)</sup>

Das Allerwesentlichste im Gottesdienst aber ist für R. Beer die Gottesfurcht, im Gegensatz zum Bescht, für den die Liebe das Wesentliche am Gottesdienst war. <sup>53)</sup>

„Der Zweck, dem alle Menschen leben, — sagt R. Beer — ist die Gottesfurcht, denn wo diese fehlt, hat die Weisheit keine achtenswerte Bedeutung; der Zweck der Weisheit ist die Gottesfurcht. Ob man Gott in Liebe sowohl wie in Furcht dienen kann, so wird uns, wenn wir uns der Furcht befleissen, die Liebe des Schöpfers von selber zuteil werden.“ <sup>54)</sup>

Zwar weiss er, dass der vollkommene Gottesdienst aus Liebe und Furcht in Einem bestehen muss, damit jede der beiden die andere ergänze: „denn wenn jemand lediglich aus Liebe und Begeisterung Gott dient, so wird er nicht bemüht sein, alles bis ins Kleinste zu beobachten, aber der von Furcht ergriffene wird alles genau erfüllen; andererseits erfüllt der von Furcht ergriffene alles aus Furcht vor dem König, aber nicht aus Begeisterung und Liebe zum König“.

Trotzdem gab er der Furcht den Vorrang. Aber wenn er von Furcht spricht, so versteht er darunter nicht die Furcht „des gewöhnlichen Menschen, die lediglich Angst vor der Strafe ist und keinen Wert“ hat, denn diese ist nur äussere Furcht, sondern er meint die innere „Furcht vor dem Schöpfer, welche die Ehrfurcht vor der Erhabenheit ist“. Aber der Mensch gelangt nicht leicht zu dieser „wahren Furcht“. Um sie zu erreichen, sind viel Mühe, Anstrengung und Heiligung „durch beständiges, ununterbrochenes Denken an den



gebenedeiten Schöpfer“ erforderlich; hat man aber diese Ehrfurcht vor der Erhabenheit erreicht, so wird man leicht die göttliche Liebe erfassen können. Freilich weiss R. Beer, dass wo Liebe ist, keine Furcht ist, und wo Furcht ist, keine Liebe, aber „wenn es sich um Gottesfurcht und Gottesliebe handelt, so können sie gleichzeitig bestehen“. <sup>55)</sup>

### VIII.

Die wichtigste Art des Gottesdienstes ist nach R. Beer das Gebet. „Das Gebet ist Vermählung mit der Schechina.“ „Sobald der Mensch ‚Herr, öffne meine Lippen‘ sagt, dringt die Schechina in ihn und spricht aus seinem Munde.“ Jeder Buchstabe des Gebetes ist „eine grosse, nach oben unbegrenzte Welt“ und „in jedem Wort ist Gott enthalten“. Darum soll man die Worte nicht unbedacht, sondern ruhig und nachdenkend aussprechen, damit man die Laute und die Betonungen genau höre“. Nur der, in dessen Herzen die Gottesliebe mächtig glüht, kann das Gebet rasch sprechen, denn die Worte kommen ihm wegen seiner grossen Gottesliebe von selbst aus dem Munde. Der Mensch soll aus voller Kraft beten, „und seine ganze Seele in das Gebet legen“; so soll er von einem Buchstaben zum andern schreiten, bis er das Körperliche vergessen hat, und soll stets daran denken, dass die Buchstaben sich aneinanderfügen und verbinden: das ist die Welt des Werdens. Hernach soll er zu den Buchstaben des Gedankens schreiten, ohne die Worte auszusprechen: das wird ihn zur Welt der Schöpfung führen. Und darnach gelangt er zur Stufe des Nichts, „denn nun hat er alle körperlichen Kräfte verloren: das ist die Welt der Emanation, die Stufe der Weisheit“. <sup>56)</sup>

Das Gebet soll „von grosser Inbrunst, grosser Freude und grosser Frömmigkeit getragen sein“. Es muss rein und von jeder eigennützigen Absicht fern sein. Der Betende muss „sich selber vergessen und ganz im Gebet für die Schechina aufgehen“. Er muss das Körperliche abstreifen und seinen Geist konzentrieren, um die Scheidewand aus dem Wege zu räumen. Er muss sich mit Gott verbinden, — dann sieht und hört er überall nur göttliches Leben, denn alles geht von Ihm aus, nur ist Er gleichsam in verschiedene



Gefäße gehüllt. Wie kann der Mensch irgend welches irdische Begehren hegen, wenn er vor sich nur göttliches Leben und geistige Wonne sieht? Wenn er mit einer solchen Spannung des Geistes betet, „so erschallen in allen Welten Gesänge: es jubeln die Engel und die Seraphim und die übrigen Himmelsscharen, denn sie alle sind in ihm vereinigt“. <sup>57)</sup>

Zwar ist dieses heftige, von Körperbewegungen begleitete und „bis zur völligen Abstreifung des Körperlichen“ führende Gebet rein und erhaben; aber es gibt noch eine nicht minder erhabene Art des Gebetes „ohne jegliche Bewegung“; und wenn auch der Betende in diesem Falle den Eindruck erweckt, dass er ohne Hingabe betet, so ist dennoch auch dieses Gebet „von Liebe, Furcht und Entbranntsein“ getragen. Dieses Gebet kann nur ein Mensch verrichten, dessen Verbindung mit Gott sehr stark ist: „es ist schöner, wird rascher verrichtet und bindet stärker an Gott, als das in Bewegungen. Und die böse Macht findet keinen Anhalt in diesem Gebet, das absolut innerlich ist“. <sup>58)</sup>

Das Gebet muss „in lauterem Gedanken und verständigem Herzen“ verrichtet werden. Und wenn einen während des Gebetes ein unreiner Gedanke überfällt, so soll er darob nicht betrübt werden, sondern sich bemühen, diesen Gedanken einzuordnen, zu verbessern. „Denn für jedes Ding ist eine Zeit bestimmt. In den Tiefen des Bösen ist ein Funke eingehüllt, der Naara heisst (Mädchen, von der Wurzel naar, erschüttert werden). Diese wird erschüttert und sucht sich mit ihrem Urquell zu vereinigen. Wenn die Zeit ihres Aufstieges zur Heiligkeit heranreift, muss der Mensch sich heftig aufrütteln, denn der unreine Gedanke kommt ihm nicht zwecklos, sondern zur Erhebung. Und wenn nicht jetzt, wann dann? Vielleicht kommt die Zeit für die Naara nicht wieder.“ <sup>59)</sup>

Das Gebet soll nach der Vorschrift der kabbalistischen Richtungen (Kawanoth) verrichtet werden. Denn wenn der Mensch nach gewöhnlicher Art betet, so haben die Worte kein Leben: dieses wird ihnen nur vom Namen Gottes verliehen. Z. B.: wenn man sagt „gelobt seist du, Ewiger“, so haben die Worte „gelobt“ und „du“ kein Leben, sondern nur das Wort „Ewiger“ hat Leben. Wenn man

aber nach Art der Kabbala betet, so ist „gelobt“ ein Gottesname und „du“ ein Gottesname und jedes andere Wort ein Gottesname. R. Beer verordnete, dass man aus dem Gebetbuch (Siddur) des R. Jizchak Lurja beten solle. „Dem göttlichen Ari (Jizchak Lurja) waren die himmlischen Wege offen, er belehrte das Volk und verfasste ein aus verschiedenen Versionen bestehendes Gebetbuch . . . Darum soll jeder sich an die Art der Gebete des Ari halten, die jedermanns Bedürfnissen angepasst sind.“ <sup>60)</sup>

Nicht nur kann man das Gebet „ohne jede Bewegung“ verrichten, sondern es ist auch ein Gottesdienst ohne Handlung überhaupt, also nur im Innern des Herzens denkbar. R. Beer sagt: „Man kann Gott dienen, ohne dass die Menschen etwas davon merken, ohne dass der Betende irgend welche Bewegung macht: nur im Innern der Seele, die Seele aber muss vor Liebe zu Gott glühen.“ Er sagt ferner, wie auch sein Lehrer Bescht: „Zuweilen muss man Gott nur mit der Seele, d. h. in Gedanken dienen.“ Der lautere, heilige Gedanke übertrifft alles: er ist „eine ganze Welt“ für sich, er ist „mit dem höchsten Gedanken“, „mit der Welt der Gedanken“ verknüpft. Durch die Gedanken wird der Mensch mit Gott verknüpft „und schaut den gebenedeiten Schöpfer mit seinem geistigen Auge, wie man einen Menschen sieht, und auch der Schöpfer richtet auf ihn, wie ein Mensch, sein Auge.“ Immer „muss im Denken des Menschen der Name Gottes Platz haben“, dann „ist er mit Gott verknüpft“. Der Gedanke, der nicht mit Gott verknüpft ist, ist an körperliche Dinge gebunden, aber „auch im Körperlichen ist das Göttliche enthalten; ein geistig aufgeweckter Mensch kann das Göttliche eines jeden ihn beschäftigenden Gedankens erkennen“. <sup>61)</sup>

Der Mensch soll seine Seele „vom Körperlichen ablösen, damit sie in Gedanken gehüllt sei“, — in lautern, heiligen Gedanken, die mit Gott aufs Engste verbunden sind. Das ist das Endziel des Menschen. Er muss „wenig lernen“, damit sein Geist frei sei, und damit er „beständig an die Grösse des gebenedeiten Schöpfers denken kann“. Darum ist „das Schweigen vorzuziehen, denn im Schweigen kann man eher an die Grösse Gottes denken und sich mit ihm verbinden, als während des Sprechens“. <sup>62)</sup>



Hier zeigt sich der Einfluss der Lurjanischen Kabbala, die ebenfalls lehrt, dass der Mensch „die Worte sparen und soviel als möglich schweigen soll“. <sup>63)</sup>

Der Gedanke muss also heilig und rein sein. „Wenn einen ein unreiner Gedanke überfällt, so muss er sich in Furcht versetzen, das heisst, sich vor Gott schämen: Gott ist doch hier, wie kann ich da an nichtige Dinge denken?“ Er muss „sich aufrütteln“ und den unreinen Gedanken „zur Heiligkeit erheben“, denn zuweilen „steigt der Geist aus der obern Welt herab und kommt zum Menschen, um ihn aus dem Zustande des Bruches zu erheben“. Wie soll nun der Mensch den Gedanken zu seiner Wurzel erheben? Wenn er über schlechte Liebe, z. B. Ehebruch, denkt, soll er die Liebe zu ihrer Wurzel, das ist zur Liebe Gottes, erheben, und so Gedanken der minderwertigen Furcht, wie Hass, zur Wurzel der Gottesfurcht, Gedanken der Selbstverherrlichung zu ihrer Wurzel, indem man Gott verherrlicht. <sup>64)</sup>

Bei jedem Gottesdienst und jedem Gedanken über Gott soll man nie vergessen, dass dieser Gott ein geistiges Wesen ist. Man soll „nur Gott dienen, der keine Gestalt hat und absolut geistig ist. Obwohl Gott in der ganzen Welt ist, obwohl er die ganze Schöpfung erfüllt und umfasst, so soll man doch nur dem Wesen Seiner Herrlichkeit dienen, aber nicht dem, worin sie sich einhüllt“. Freilich bilden Gott und die Natur eine unzertrennbare Einheit: „Der Zahlenwert der Buchstaben Elohim (Gott) ist dem der Buchstaben Tebha (Natur) gleich.“ Trotzdem „soll und darf man keinem Ding dienen, sondern nur Gott und dem Wesen seiner Herrlichkeit“, der „absolut geistig“ ist. <sup>65)</sup>

## IX.

Israel und sein Land bilden den Kernpunkt der Schöpfung. Die ganze Welt besteht durch sie. „Zion — sagt R. Beer — ist der Mittelpunkt der Welt, es ist die Lebenskraft der Welt. Jedes Land hat seinen Teil in Zion und schöpft aus diesem Teil seine Lebenskraft. Dem ähnlich ist Israel der Mittelpunkt der Völker. Die „Völker der Welt haben in Israel ihren Teil, aus dem sie ihre Lebenskraft



schöpfen“. Und bedeutender als das Land ist Israel: „es ist das Leben aller Welten, der obern sowohl als der untern, und es zieht den göttlichen Gnadenstrom auf sie herab“. <sup>66)</sup>

Das Verhältnis zwischen Israel und Gott ist das des Vaters zum Sohn. „Das Bild des Sohnes ist im Geiste des Vaters eingegraben.“ Und selbst wenn der Sohn in Entfernung vom Vater weilt, „konzentriert der Vater seinen Geist und sieht das Bild des Sohnes vor seinen Augen; so konzentriert sich gleichsam der Heilige, gebenedeit sei er“. <sup>67)</sup>

An einer Stelle spricht R. Beer diesen schönen Gedanken mit folgenden Worten aus:

Liebt ein Vater seinen Sohn, so ist das Bild des Sohnes in die Tafel seines Herzens eingegraben; und sieht er den Sohn eine weise Handlung vollbringen, so schaut er ihn an, und zur Zeit, da er ihn anschaut, ist die Eingrabung des Sohnes im Herzen seines Vaters wieder ganz im Sohne, denn der Vater richtet zu dieser Zeit seine Augen und sein Herz auf den Sohn, und jene Eingrabung erscheint auch dem Vater nicht mehr als eine Gestaltung für sich; nachher aber, hat der Sohn seine weise Handlung vollendet, weitet sich der Sinn des Vaters und er hat grosse Wonne und freut sich der Eingrabung des Sohnes, die in seinem Herzen ist, und zu der Zeit gibt es einen hohen Aufstieg für jene Eingrabung im Herzen des Vaters. Und jene Eingrabung ist aber in Wahrheit der Vater selbst, nur dass sie die Gestaltung des Sohnes angenommen hat. Und sieh: als es im Urgedanken aufstieg, dass Israel auf der Welt entstehen solle, da grub er es auf den Thron seiner Herrlichkeit ein, wegen seiner grossen Liebe zu ihnen. Und vollbringen wir grosse Taten, so hat Gott, gelobt sei er, gleichsam Freude hieran und jenes Eingrabensein wirkt in ihm, und sodann steigt es gleichsam in ihn auf. Diese Eingrabung ist aber im Wesen des Vaters selbst, nur dass sie eben nach Art der Gestalt des Sohnes besteht. <sup>68)</sup>

Israel bildet mit Gott eine unzertrennbare Einheit. Losgelöst voneinander sind beide nicht denkbar. Das Bild eines jeden der beiden für sich genommen ist unvollkommen und ohne Harmonie.

Sie sind wie Vater und Sohn, die sich gegenseitig lieben „und Sehnsucht nacheinander haben. Jeder für sich ist nicht vollkommen, ist nur ein Halbes, zusammen aber sind sie ein vollkommenes Ganzes“. Darum „urteilt man, wenn man über Israel urteilt, gleichsam auch über Gott, denn er bildet mit Israel eine Einheit“. <sup>69)</sup>

Wie Israel der Mittelpunkt der ganzen Schöpfung ist, so ist der Mittelpunkt Israels der Z a d d i k, dieser Uebermensch des Chassidismus.

Das Gefühlsjudentum stellte den Zaddik stets in den Mittelpunkt des Lebens. Die höchste Stufe erreichte jedoch der Zaddik erst im Chassidismus. Der Bescht, der Vater des Chassidismus, übergab dem Zaddik alle Güter dieser und der kommenden Welt. <sup>70)</sup>

Seine Schüler gingen noch weiter. „Der Zaddik — sagt R. Beer — ist der Mittelpunkt der Welten“, er „beherrscht, erschüttert und bewegt alle obern Welten, er erweckt auch den höchsten Willen“, alles „Auf- und Niedersteigen (der Kräfte) von Welt zu Welt, sogar in den allerhöchsten Sphären, geschieht durch den Zaddik“. „Alle obern Welten sind von ihm abhängig, und alles, was im Innern des Zaddik auf Erden entsteht, das entsteht entsprechend auch in den obern Welten“: „entsteht im Zaddik Liebe, so entsteht sie auch in allen Welten“ usw. „Selbst Gott ist vom Zaddik abhängig.“ „Er, der Gebenedeite, denkt, was er, der Zaddik, denkt.“ Das Auge des Zaddik übersieht alles, nichts ist ihm verborgen und verheimlicht: „sein vom Körperlichen abgelöstes Auge vermag die obern Welten, die in der Thora enthalten sind, zu erfassen“.

Die Thora, wie sie jetzt ist, ist eingeschränkt (mezumzemeth), „sodass fast jedes Gebot abgewogen und abgemessen ist, da man jetzt ihr eigentliches Licht noch nicht ertragen könnte, aber in der messianischen Zeit wird man sie in ihrer wahren Wesenheit erkennen“. <sup>71)</sup>

Was ist nun das Wesen des Zaddik? Worin besteht seine Macht? „Der Zaddik — sagt R. Beer — ist stets dem Dienst des Schöpfers aufs äusserste hingegen, stets und ohne Unterlass an Heiligkeit gebunden.“ Seine Verbindung mit Gott ist so stark, „wie die des Buhlers mit der Buhlerin, die sich nicht trennen können“; darum



wird er „Seraf“ genannt, „wegen des flammenden Himmelfeuers, das in ihm lodert“. Er „verrichtet profane Handlungen im Namen der Heiligkeit und erhebt sie zur Heiligkeit, denn alles, was er tut, vollzieht er im Namen Gottes. Er tut das Umgekehrte wie Gott: der Heilige schuf das Sein aus dem Nichts, er aber macht durch sein Wirken aus dem Nichts das Sein“. Denn bei „jeder Handlung, die er verrichtet, selbst bei körperlichen, wie Essen, lässt er heilige Funken in die Höhe steigen“. Selbst Alltagsworte, die er mitunter spricht oder hört, bindet er an Gott. Der Zaddik ist dem Baume zu vergleichen: „Wie die in den Schoss der Erde geworfene Saat alle Säfte der Erde aufsaugt, um später Früchte zu erzeugen, so entnimmt der Zaddik allen Dingen der Welt die in ihnen enthaltenen heiligen Funken, die in seiner Seele wurzeln, und erhebt sie zum gebenedeiten Schöpfer.“ So erhebt er alles, „was im Reiche der Gesteine, Pflanzen, Tiere und Menschen (Sprechenden) ist“. <sup>72)</sup>

Der Zaddik kann nie von seiner Höhe fallen. Er kann sich unter Sünder und Frevler mischen, aber nie wird er vom rechten Wege abweichen: „und das heilige Fleisch wurde nie übelriechend; wer heiligen Fleisches, d. h. vollkommen gerecht (zaddik) ist, der wird nie der Sünde ergeben (übelriechend), selbst wenn er mit ihnen (den Sündern) verkehrt.“ Wenn der Zaddik zuweilen in den Augen der Menschen vom rechten Wege abweicht und scheinbar von seiner Stufe fällt, so ist dies in Wirklichkeit kein Fall, denn jeder Fall des Zaddik hat eine Erhebung zum Ziel; und indem der Zaddik sich anstrengt, zu seiner Urkraft zurückzukehren, werden Seelen erschaffen. <sup>73)</sup>

Der Zaddik ist der Gesandte Gottes, der die Menschen zur Busse und zu guten Taten erwecken soll; dazu muss er zuweilen von seiner Heiligkeit ablassen und zu den Menschen profane Worte reden. „Ein Prinz ging aufs Land, um einen Schatz zu finden. Er muss sich nun wie ein Bauer kleiden, damit man in ihm nicht den Prinzen erkenne und damit man ihm alle Geheimnisse entdecke und den Ort des Schatzes anzeige. So spricht der Zaddik profane Worte, die er aber, als an Gott gebunden, mit Gott verknüpft.“ Tatsächlich kann der Zaddik alle Menschen, die durch seine Heiligkeit ebenfalls heilig werden, der Gottesliebe und des Stolzes in Gott teilhaftig



werden lassen. Er heisst „Spiegel, denn jedermann, der hineinschaut, sieht sich selber“.

Das ist das chassidische System des R. Beer. Es weist keine bedeutenden Neuerungen auf. Er hat keine grundsätzlichen Gedanken zur Lehre Beschts hinzugefügt, wenn wir auch da und dort in seinen Büchern Gedankentiefe finden. Wenn wir R. Beer mit seinem Genossen, R. Jakob-Joseph von Polna, dem ersten chassidischen Autor, vergleichen, so müssen wir diesem entschieden den Vorzug geben. R. Beers Schriften weisen nicht jene schöne Darstellung, jene Harmonie und Vollendung der Gedanken auf, die R. Jakob-Joseph auszeichnen. Es ist zwar möglich, dass die Mängel der Schriften R. Beers nicht ihm, sondern den Schülern, die die Worte ihres Lehrers aufzeichneten, zuzuschreiben sind. Sein Schüler R. Salomo von Luzk bezeugt: „Ich sah, wie die Schreiber die Reden unseres Lehrers sehr stark kürzten; zuweilen verstehen sie schlecht und schreiben so gut sie es verstehen.“<sup>74)</sup>

## X.

Einige Jahre erfreute sich der Chassidismus unter der Leitung R. Beers eines ruhigen Fortschrittes. In Wolhynien und Podolien entwickelte er sich rasch und eroberte sich dort die Gemeinden und alle jüdischen Institutionen. Anders war die Lage in Litauen. Zwar gewann der Chassidismus auch in Litauen viele Anhänger, aber er musste hier im Geheimen handeln. Die Chassiden organisierten sich in Litauen als „geheime Sekte“ und ihre Lehre wurde verbreitet von Mund zu Mund nur unter den „Auserwählten“, die fähig waren, diese Lehre zu erfassen. Dieser Zustand konnte allerdings für die Dauer nicht aufrecht erhalten bleiben. Schliesslich musste das Geheimnis laut werden. Die chassidischen Lehren wurden im Laufe der Zeit auch in nichtchassidischen Kreisen bekannt und erregten den Aerger der litauischen Rabbiner Gelehrten, mit dem Gaon Elia (Hagro) und seinen Schülern an der Spitze. Erbitterten Herzens riefen sie aus: „Selbst im Munde der Narren sind die Worte üblich geworden: an jedem Ort und in jedem Ding ist vollkommene Gottheit.“

Freilich hat zu dieser Erbitterung viel beigetragen die bekannte chassidische Sekte des R. Abraham von Kolisk. R. Schneur Salman von Lady schreibt über diese Chassiden folgendes: „Den ganzen Tag treiben sie Narrheiten, machen sich leichtsinnigerweise über die Schriftgelehrten lustig, gehen gleich Zirkuskünstlern auf den Köpfen usw. Sie entweihen den Gottesnamen in den Augen der Christen. Sie erlauben sich auch andere Narrheiten und Bubenstreiche in den Strassen von Kolisk und Lozna.“<sup>75)</sup>

Diese Streiche erregten den Zorn eines so eifrigen Chassiden wie R. Schneur Salman, von den Mithnagdim gar nicht zu reden. Und diese bereiteten sich zum Kampf. Das Gewitter war nahe. Um dem Kampf vorzubeugen, versuchte R. Beer, der nach Rowna übergesiedelt war, im Winter 1772, Abraham Kolisker und R. Schneur Salman von Lady nach Schlow zu senden, um dort eine Disputation über das Wesen des Chassidismus mit den Mithnagdim zu veranstalten.

Die Einzelheiten der Disputation, wie die Namen der Teilnehmer, sind uns nicht bekannt. Nur soviel ist gewiss, dass die Haltung der Chassiden von Kolisk am Ausbruch des Krieges beträchtlich schuld waren. Denn R. Abraham Kolisker „fand keine Antwort“ auf die Fragen der Disputanten betreffs der Haltung seiner Chassiden.

Im Nisan 1772 brach der Kampf zwischen den Chassiden und den Mithnagdim aus. Der Gaon Elia und dessen Gesinnungsgenossen verhängten den Bann über die Chassiden.<sup>76)</sup>

Die Mithnagdim handelten denn auch im Sinne dieses Bannes. Zwei Chassiden aus Wilna, die früher zu den Jüngern des Gaon Elia zählten, wurden von ihnen gepeinigt und aufs äusserste geplagt: der Prediger R. Chaim und R. Isser von Wilna. R. Isser wurde auf dem Vorbeterpult der Synagoge zu Wilna hingestreckt und vor den Augen des Volkes geprügelt. Elia gab sich damit nicht zufrieden. Nach seiner Ansicht war diese Abrechnung nur eine geringe Strafe. „Wenn ich imstande wäre — rief er zornig aus — so wäre ich mit ihnen, wie einst die Israeliten mit dem Baalprediger Matan, verfahren.“

Der Bann des Gaon wurde in allen Städten Litauens bekannt gegeben. Und überall handelten die Mithnagdim im Geiste dieses



Bannes. In Pinsk, wo damals ein Schüler des „Predigers“ R. Löw-Isaak als Rabbiner fungierte, drang die Menge in die Wohnung dieses berühmten Rabbiners, zerbrach alles, was sie dort auffand, und setzte den Rabbiner ab. R. Löw-Isaak war damals in Rowna, wohin sich die Schüler des Predigers zu einer Beratung begaben. Als er dem Prediger den Brief vorlas, der ihn über die Vorgänge in Pinsk unterrichtete, schwieg jener und gab nichts zur Antwort.<sup>77)</sup>

Er fühlte, dass er nicht stark genug sei, den Kampf mit den Mithnagdim aufzunehmen. Er sah den Chassidismus in Gefahr, aber er hatte nicht den Mut, den Feinden die Brust zu bieten.

Diese Ereignisse beeinflussten die ohnehin schwache Gesundheit des R. Beer. Die Chassiden waren um ihn und über das Schicksal des Chassidismus ängstlich besorgt. Sie sahen, wie die Sonne, die dem ganzen Chassidismus leuchtete, dem Untergang nahe war.

Kurz vor seinem Tode liess sich R. Beer in Anapoli nieder. Dort starb er am 19. Kislew 1772. Ein bescheidener Grabstein mit einer überschwenglichen Lobesaufschrift schmückt seine Ruhestätte.

Der Chassidismus blieb nach dem Tode des Predigers verwaist. Der Kampf gegen die Bewegung begann erst jetzt. Die Mithnagdim erblickten im Tode des Chassidenführers ein göttliches Omen.

Sie freuten sich, denn sie glaubten, dass mit dem Führer auch der Chassidismus sterben würde. Aber bald überzeugten sie sich, dass ihre Freude verfrüht war.

## XI.

In dieser verhängnisvollen Zeit, wo der Chassidismus ohne Haupt und Leiter blieb, hatte ihm der Bannfluch Kraft und Mut eingeflösst und veranlasste ihn, nach aussen einen Verteidigungskampf aufzunehmen und darin Kräfte zu sammeln. Und statt wie bisher eines einzigen Zentrums, Meshiritsch, entstanden nun nach dem Tode des R. Beer mehrere Zentren in verschiedenen Ländern, jedes Zentrum den Sitten und den Gebräuchen des betreffenden Landes angepasst. Die Jünger des R. Beer begaben sich nun nach ihren Heimatländern,



Galizien, Litauen, Ukraine und Polen, und jeder bemühte sich in seinem Orte, neue Kräfte für den Chassidismus heranzuziehen und seine Ehre zu verteidigen.

Auf diese Weise begann allmählich der Chassidismus überall Wurzel zu fassen, trotz des Bannfluches, der ihm anhaftete.

Und seine Häupter vermieden es, zu Hause zu sitzen und den erschienenen Massen ihre Lehre vorzutragen, — sondern sie wanderten selbst zum Volke hinaus, ohne zu warten, dass das Volk zu ihnen komme.

Ein Erlebnis des Meisters, das er ihnen anvertraute, schwebte ihnen beständig vor Augen. Eines Tages, erzählt der Bescht, traf er auf seiner Himmelfahrt mit dem Messias zusammen und fragte ihn: „Wann kommt er?“ worauf er ihm antwortete: „Zu einer Zeit, wo all deine Ideen und all die Geheimnisse, in die ich dich eingeweiht habe, in aller Welt bekannt sind.“ Und die Jünger waren von dem festen Glauben durchdrungen, Israel werde nicht erlöst werden, bevor seine Lehre die Welt erobert habe, die Lehre jenes Mannes, vor dem Engel und Seraphim erzittern.

Und die Erlösung wäre so erwünscht. Man verspürte seine Erschlaffung, und die Kraft zu leiden und zu dulden ging allmählich aus. Nur wenig noch und man ist auch für die Erlösung verloren. Also heisst es sich beschleunigen, so gut man kann; man muss sich beeilen und die chassidistischen Ideen dem gesamten Volke beibringen, um dadurch die Erlösung herbeizuführen, die Ankunft des erwarteten Messias.

Und die Jünger gingen ihre Wege, sie predigten auf dem Markte und in der Synagoge von der Kanzel herab. Sie wanderten von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf, und überall, wo sie hinkamen und irgend eine jüdische Gemeinde vorfanden, verpflanzten sie die Lehre ihres Meisters.

Oftmals geschah es auch, dass diese ihre Agitationsreisen in manchen Gemeinden, die aus Gegnern bestanden, mit Gefahren verbunden waren, doch die Jünger Beschts schrakten davor nicht zurück. Denunziationen, Beschimpfungen und tiefste Not, — all das ertrugen sie um ihres Ideals willen mit Liebe. Nichts konnte sie

entmutigen. Tapfer trugen sie das Banner des Chassidismus vor sich, und unter dem Zeichen dieser heiligen Fahne bahnten sie sich sicheren Schrittes den Weg vorwärts.

Sie wirkten immerfort für ihre Ideen, wo und wann sie nur konnten. Und zwar befassten sie sich nicht bloss mit dem Verbreiten des chassidistischen Gedankens unter dem Volke, sondern sie strebten auch darnach, das Volk auf ein höheres Niveau zu erheben und ihm auch in materieller Hinsicht so gut es ging beizustehen.

Der Bescht ist ihnen bereits darin mit gutem Beispiel vorgegangen. Er, der auf seinen vielen Wanderungen Gelegenheit hatte, die traurige Lage der mittleren Volksschichten zur Genüge kennen zu lernen, bemühte sich auf jegliche Weise, den herrschenden Missständen abzuhelpfen. Am schlimmsten ist es den sogenannten Pächtern und Dorfbewohnern ergangen. Not, Elend, Knechtschaft, Erniedrigungen aller Art und der beständigen Gefahr seitens des Gutsherrn ausgesetzt, das war das Los, das den Pächtern damaliger Zeit zuteil geworden ist. Und trotz alledem sind viele über diese „Einnahmequelle“ hergefallen und jeder konkurrierte mit dem andern. Diese Konkurrenz führte zu allerlei Denunziationen und Zwistigkeiten und Gott und Volk entweihenden Szenen. Da griff der Bescht ein, indem er in Wolhynien und Podolien, wo die Juden meistens in den Dörfern wohnten und sich mit Pachtungen beschäftigten, ihre Interessen schlichtete. Als Heilkundiger wurde er von Zeit zu Zeit von den Dorfherrn gerufen und erfreute sich in diesen Kreisen eines grossen Ansehens. Dank diesem Umstande suchte er seinen Einfluss zu Gunsten der jüdischen Dorfbewohner geltend zu machen. Und eben wie er sie nach aussen hin protegierte, so bemühte er sich auch, sie untereinander in Eintracht und Brüderschaft zu halten. Er warnte sie vor der folgenschweren Konkurrenz.

Auch seine Schüler sind in seine Fußstapfen getreten. Auch sie bemühten sich, die grosse Not der jüdischen Dorfbewohner zu mildern. Viele von diesen Bewohnern sind von den Dörfern ausgewiesen worden. Auf die Strasse wurden sie hinausgestossen, wo sie Hungers starben, und viele sind ins Gefängnis geworfen worden.



Zu jener Zeit begegnen wir den beiden Schülern R. Beers, R. Nachum Tschernobiler und R. Schneur Salomon Ladier, in verschiedenen Städten, wo sie zu Gunsten der Gefangenen und Ausgewiesenen Geldsammlungen veranstalteten. Sie scheuten keine Mühe und trotzten allen Schwierigkeiten und Hindernissen.

Indessen wütete der Bannfluch in seiner verderblichen Gewalt, weiter Feindschaften, Denunziationen und Bruderzwist hervorruhend. Und hauptsächlich hatten die Chassidim in Litauen darunter zu leiden. Es kam soweit, dass ihre berühmten Führer R. Mendel Witebsker, R. Abraham Kohen, R. Israel Polotzker und noch dreihundert mit ihnen Litauen verlassen mussten und nach Palästina auswanderten. Durch diese Auswanderung hat sich auch der Bannfluch zum Wohl des Chassidismus gewendet. Denn nun gelangte er durch die Auswanderer nach Palästina und ist den sephardischen Juden bekannt worden, die ihn bis dahin nur dem Namen nach kannten, durch R. Gerschon Katower, den Schwager und Schüler des Bescht, der nach Palästina übersiedelte. Die palästinischen Juden haben ihn zwar in grossen Ehren gehalten, doch fehlte es ihm wie es scheint an Talent, in der chassidischen Lehre auf sie einzuwirken. Er erzählte ihnen von der Bedeutung des Bescht, aber der Kern des Chassidismus ist ihnen erst durch R. Mendel und sein Gefolge bekannt worden. Durch ihn ist Tiberias des Chassidismus Wohnstätte geworden, die R. Mendel als das grösste und wichtigste Hauptzentrum bezeichnete. Er wiederholte unzählige Male, dass Palästina der geeignete Platz für den Chassidismus sei und dass er nur von hieraus sein Licht nach allen Ländern des Exils ausstrahlen könne, und von Zeit zu Zeit sandte er Briefe und Schreiben chassidischen Inhaltes nach jenen Ländern.

Aus Palästina wandte sich R. Mendel mit einem Brief an die Rabbiner in Wilna, in dem er sie ermahnte, jeden Kampf aufzugeben. Er schrieb unter anderm: „Gott und Israel wissen, dass man Unwahrheiten gegen uns ausstreut. Ich stehe jetzt auf heiligem Boden, und so möge Gott mir ein Zeuge sein (ich erhebe in seinem Namen meine Hand zum Schwur!), dass nichts in unserer Absicht und in unserm Glauben enthalten ist, was nur den Anschein



eines Widerspruches zu unserer Thora, der geschriebenen sowohl als der mündlichen, erwecken könnte. Ja, nicht einmal eine Einschränkung irgend eines Gebotes enthält unsere Lehre. Tatsächlich folgen wir schlicht und treu den Satzungen unserer Thora, die uns von unserm Meister Moses gegeben ist, und von unsern Weisen, den Tanaiten, Amoräern und Geonim, den frühern und den spätern, erläutert wurde. Herr, Gott! Blick herab auf die Schande deiner Diener, erleuchte uns mit dem Lichte deines Angesichtes und vereinige unsere Herzen, dir zu dienen, binde uns untrennbar an deine Gebote, die da unser Leben und die Dauer unserer Tage sind, in die wir uns allezeit vertiefen und für die wir alle Opfer ertragen wollen; denn an ihnen haben wir Gefallen.“

Der tolerante, mitleidsvolle R. Mendel, der seinen Jüngern geboten hatte, „diejenigen nicht zu verspotten, die die Thora verliessen, da auch sie Kinder Gottes genannt werden“, — dieser gutmütige Mensch wandte sich mit jenem Briefe an die Rabbiner Wilnas und sagte: „Ich bin gottesfürchtig, und so möge Gott mir Zeuge sein, dass wir gewillt sind nachzugeben und allen zu verzeihen, die uns böse waren oder uns gedemütigt oder uns Böses zugefügt haben; der Allmächtige möge in seiner Güte ihnen verzeihen, denn sie glaubten alle für die Sache Gottes zu handeln. Aber nun höret auf meine Stimme! Von heute an wollet ihr euch nicht mehr an uns vergehen, erbarmet euch über euch und über euere guten Taten, dass ihr nicht in einer Stunde die Welt zerstöret.“ Aber nicht genug damit, bittet R. Mendel sie um Verzeihung, als hätte er ihre Ehre angegriffen, und demutsvoll schreibt er: „Meine Herren, Lehrer und Meister, die mir im Wissen weitaus überlegen, wenn ich mich versündigt haben sollte gegen euere Ehre, ich und die Schar meiner Anhänger, so bitten wir euch demütig um Verzeihung. Gott ist gütig und vergibt dem Sünder, und ihr, die ihr an seiner Lehre hanget, werdet die Antwort: „Ich verzeihe“ nicht verweigern! Und von nun an, meine Brüder, bitte ich euch! Lasset ab von diesem schlechten Kampfe. Sind wir doch ein einziges Volk, Kinder des einzigen Gottes, wozu sollten wir denn einander bekämpfen und befehlen? Beschwört, ihr Brüder,

keinen bösen Kampf über das Volk Gottes. Sehet, die ganze Erde liegt vor euch, und die Blicke ganz Israels sind auf euch gerichtet, und nur durch den Frieden in eurer Mitte wird allen der Friede beschieden sein.“<sup>78)</sup> Wieviel Toleranz und Bescheidenheit liegt in diesen Worten! Und sie wurden von einem Manne gesprochen, dessen Aussprüche von Tausenden von Juden, darunter grosse Schriftgelehrte und berühmte Männer, gierig abgelauscht zu werden pflegten. Aber alle seine Worte nutzten nichts. Der Rabbinismus in Wilna schaute auf diese Dinge von oben herab. An einem Beschlusse hielten sie unabänderlich fest: An jedem Ort und zu jeder Zeit die Chassiden leidenschaftlich zu verfolgen.

Und die Wilnaer Rabbiner sahen sich getäuscht. Ihr „Bannfluch“ war nicht nur erfolglos, im Gegenteil, an die Stelle des alten R. Mendel in Litauen trat nun ein junger hochbegabter Führer, R. Schneur Salomon Ladier, der sich an die Spitze der Litauischen Chassidim stellte und durch seine Persönlichkeit dem Chassidismus immer wieder neue Kräfte zuführte. Dann hat ja der Bannfluch selbst dazu verholfen, dass der Chassidismus auch nach Palästina gelangte und dort viele Anhänger fand. Was tun? Wie soll man sich nun auch dort gegen ihn wehren? Aber auch aus dieser Verlegenheit fanden die Rabbiner einen Ausweg, indem sie einen besonderen Sendboten, namens R. Sadijah, nach Palästina sandten, um auch dort den Bannfluch bekannt zu machen. Und wahrhaftig ist für eine kurze Zeit diese Mission auch nicht ohne Folgen geblieben. Nun begann der Teufel des „Bannfluches“ auch in Palästina sein Unwesen zu treiben. Zwischen den Aschkenasim (deutsch-polnische Juden) und Sephardim (spanische Juden), die unter dem Einflusse des R. Mendel und seiner Leute in Liebe und brüderlicher Eintracht lebten, ist durch diese Mission wiederum eine tiefe Kluft entstanden. Aber es hat auch hier in Palästina nicht lange gedauert und die Wirkung der „Exkommunikation“ ist immer schwächer geworden, während der Chassidismus seine hier errungene Position mit neuen Kräften befestigte.

Und so verpflanzte sich der Chassidismus nach verschiedenen Ländern. Bloss zwanzig Jahre sind nach dem Tode seines Stifters



verflossen und der Chassidismus hat schon ungeheure Schritte vorwärts getan; mit einer wunderbaren Schnelligkeit bahnte er sich den Weg. Nur ein Hauptfaktor fehlte ihm noch — eine Literatur. Die Basis dazu legte ein alter Schüler des Bescht, R. Jakob Joseph.

## XII.

Dem Geschlecht des Kabbalisten R. Simson von Ostropol und dem Geschlecht des berühmten Talmudisten R. Jomtob Lippmann Heller entstammte R. Jakob Josef ha-Kohen, der Apostel des Chassidismus. Die rabbinische Gelehrsamkeit und die Kabbala, in denen seine Familien sich ausgezeichnet hatten und in denen er von Jugend auf erzogen wurde, beeinflussten ihn stark. In den Tagen seiner Jugend zwar wusste er noch nicht zwischen ihnen zu scheiden und die eine vor der andern zu bevorzugen, als er aber grösser wurde und seine Persönlichkeit einen geschlossenen Charakter bekam, überwog die Neigung zur Kabbala in ihm, insbesondere zur Kabbala des Ari. Er urteilte allmählich dahin, dass die sichtbare Lehre (Nigleh) der Körper und die Kabbala ihre Seele sei.<sup>79)</sup>

Als R. Jakob Josef als Gelehrter berühmt wurde, wurde er als Rabbiner nach Zarygrad berufen. Zu jener Zeit erklang der Ruf des Bescht in jenen Gegenden. Hier und da erzählte man Dinge von ihm, die der Weise der damaligen Rabbiner widersprachen. Die Rabbiner fingen an, ihn zu befeinden und ihn als verdächtig zu betrachten. R. Jakob Josef gehörte zu ihnen; und als der Bescht einige Mal in Zarygrad war, wollte R. Jakob Josef ihn nicht sehen und gab sich Mühe, ihn in den Augen der Leute seiner Stadt herabzusetzen. Der Bescht im Gegenteil bemühte sich, das Herz dieses Rabbiners zu erobern, oder, im Stil der Chassidim gesprochen, er sah, „dass man ihn aufheben müsse“. Einmal — so erzählt die chassidische Legende — kam der Bescht nach Zarygrad und stand auf dem Markt und erzählte dem Volk Geschichten, und viele Leute sammelten sich an, um seine Erzählungen zu hören. Es war am Sabbatmorgen. R. Jakob Josef kam zur Synagoge, um mit der Gemeinde in der Frühe zu beten, fand aber zu seinem grossen Erstaunen keinen Menschen ausser dem Diener, und dieser erzählte



ihm, die ganze Gemeinde stände auf dem Markt um den Bescht herum und hörte seinen Geschichten zu. Diese Rede ging dem Rabbi zu Herzen und er liess den Bescht zu sich rufen, um sein Gast zu sein, und seitdem wurde er sein Schüler und Freund, seitdem begann R. Jakob Josef zum Bescht zu fahren. Die Leute von Zarygrod wussten aber nichts davon. Er fürchtete sich, ihnen von seiner Reise zu sagen, da die meisten den Bescht bekämpften. Als schliesslich die Leute seiner Stadt erfuhren, dass ihr Rabbiner ein „Chassid“ geworden sei, vertrieben sie ihn aus der Stadt.

Darnach wurde er Rabbiner in Raschkow, bald darauf in Nemirow und zuletzt in Polna. In jener Zeit predigte er öffentlich für den Chassidismus, trotzdem aber stand er noch immer unter dem Einfluss der lurjanischen Kabbala und kasteite sich sehr durch Fasten. Damals tat er den Ausspruch: „Wer leben will, muss sterben und fasten, und grausame Strenge sind das Wesentliche an einem Leben, das in dieser und der kommenden Welt dauern soll.“<sup>80)</sup> Der Bescht schalt ihn für solche Lebensweise und schrieb ihm den folgenden Brief:

„Euren Brief habe ich erhalten und sah mit einem Blick in die ersten Zeilen, und dort heist es, eure Herrlichkeit spreche, als ob es notwendig sei, sich zu kasteien, und darob erbebe mein Leib, und ich beschwöre euch bei dem Ratschluss der himmlichen Wächter und der Verbindung des Heiligen, gelobt sei er, und seiner Schechina, euch nicht in solche Gefahr zu begeben, denn das ist das Werk der Schwermut und Trübsal, und nicht aus Trübsal, sondern nur aus Freude an den Geboten heraus ruht die Schechina auf einem, wie ihr wisst, denn ich habe es oftmals gelehrt und ihr hattet diese Worte erfasst.

Und wegen eurer Gedanken, die euch hierzu bringen, rate ich euch, und Gott sei mit euch, starker Held: An jedem Morgen während eures Studiums heftet euch an die Buchstaben in völliger Hingabe an den Dienst eures Schöpfers, gelobt sei er und gelobt sein Name, und dann wird das Strenge an seiner Wurzel gemildert und euch leichter sein. „Und deinem Fleische sollst du dich nicht versagen“<sup>81)</sup> über das Gebotene und Notwendige hinaus.

Und werdet ihr auf meine Stimme hören, so wird Gott mit euch sein, und hier will ich kurz sein und sage euch meinen Gruss, Israel Bescht.“<sup>82)</sup>

Schliesslich wurde Rabbi Jakob Josef ein völliger Anhänger des Bescht. Und der Bescht kannte die Seele dieses seines Schülers und seine grosse Kraft, für den Chassidismus Gutes zu wirken, und als R. Jakob Josef nach Palästina fahren wollte, um dort in Versenkung zu leben, hielt ihn der Bescht davon ab. Er wusste, dass eine solche geistige Macht dem jungen Chassidismus not tat. In seinem Brief an seinen Schwager Rabbi Gerschon schreibt der Bescht über R. Jakob Josef: seine Werke sind vor dem Schöpfer, er sei gelobt, wohlgefällig, und all seine Handlungen im Namen Gottes. Und R. Beer von Meshiritsch, der Freund R. Jakob Josefs, schreibt über ihn, „ihm sei Elija erschienen und er habe noch sehr hohe andere Stufen erreicht“.<sup>83)</sup>

Dennoch wurde nicht er zum Haupt und Führer der Chassidim nach dem Tode des Bescht gewählt, sondern Rabbi Beer, der jünger war als er, weil R. Jakob Josef vor allem ein Mann des Buches war und ihm die Fähigkeit, Haupt und Führer zu sein, fehlte. Zudem war er ein Pedant, und irgend etwas geringfügiges, das nicht nach seiner Absicht getan worden war, brachte ihn auf. Die Legende stellt ihn so dar: Ein Mann mit einem unruhigen Antlitz, seine grossen Augenbrauen sind herabgezogen und bedecken die Augen, und hebt er sie, um jemand anzusehen, floh man beinahe vor ihm. Natürlich konnte ein solcher Mann nicht an der Spitze einer jungen Bewegung wie des Chassidismus stehen, die zwei Funktionen hatte: eine negative, die alte rabbinische Festung einzureissen, und eine positive, einen neuen Bau an Stelle des alten zu errichten, den Bau des Chassidismus. Zu all diesem bedurfte es eines Mannes mit organisatorischen Fähigkeiten, eines freundlichen und angenehmen Mannes, dessen Rede wirkende und werbende Kraft besass. Und all dies fand sich freilich bei Rabbi Beer in hohem Masse. Und auch R. Jakob Josef anerkannte in Rabbi Beer, seinem Freunde, den dem Chassidismus entsprechenden „Führer“.

Und während R. Beer als „Führer“ viel für das Gedeihen des Chassidismus durch seine Rednergabe und sein organisatorisches



Talent tat, festigte R. Jakob Josef, sein Freund, den Bestand des Chassidismus und tat durch sein grosses schriftstellerisches Talent viel für seine Entwicklung und Vertiefung. Er brachte die Worte seines Lehrers, des Bescht, zu Papier, vertiefte sich in sie und erläuterte sie klar und deutlich. Er mühte sich darum, auch nicht ein Wort oder einen Gedanken seines Lehrers verloren gehen zu lassen. Eine chassidische Legende erzählt im Namen des Rab Jeba, eines Schülers des Rabbi Beer, dass, als R. Jakob Josef ihm die Worte des Bescht erklärte, „sein Mund wie eine brennende Feuerfackel war und Feuer um ihn flammte, und er und sein Bett wurden so und so viele Ellen über die Erde gehoben, und er sprach die Worte, wie sie am Sinai gegeben wurden, unter Furcht und Zittern, Donner und Blitzen“. <sup>84)</sup>

So arbeiteten die beiden Freunde, R. Beer und R. Jakob Josef, jeder auf seine Weise zum Wohl des Chassidismus, und während R. Beer als Führer der Chassidim am bekanntesten war und alle Befehdung von seiten der Rabbinen sich besonders gegen ihn richtete, wusste man damals fast noch gar nichts von R. Jakob Josef, der in seiner Stube sass und starke Waffen gegen die Mithnagdim schmiedete. Jene wussten nicht, dass in einem verlassenen Winkel, im Verborgenen, einer der mit dem Bann belegten Chassidim scharfe und geschärfte Waffen vorbereitete, ihnen heimzuzahlen, und dass sie, die bis dahin die Verfolger gewesen waren, nun zu Verfolgten werden würden.

Der junge Chassidismus fühlte selbst, dass seine Stellung gefährdet war. Noch hatte er sein Dasein nicht genug gefestigt, und schon begannen die furchtbaren Verfolgungen von seiten der Rabbinen und Mithnagdim mit dem Wilnaer Gaon an der Spitze. Und die grösste Not kam gleich darnach über sie: der „Führer“ R. Beer starb.

Die Gegner sahen im Tod des R. Beer den Finger Gottes, und Freude und Jubel herrschte in ihrem Lager. Aber sie glaubten, mit dem Tode des R. Beer werde auch der Chassidismus sterben. Doch sie irrten: R. Jakob Josef lebte. Er rettete den Chassidismus. Er legte den Grundstein zur chassidischen Literatur. Er ist der Zeit und dem Range nach der erste Schriftsteller des Chassidismus.



Und die Waffen, die er gegen die Mithnagdim verfertigte, waren scharf und zieltreffend. Er fluchte und schimpfte nicht; er denunzierte und verdamnte niemand; er hat die Gegner keinerlei Verfolgungen und Misshandlungen preisgegeben — er hat nur dem Volke den Charakter der damals am Ruder stehenden gegnerischen Rabbiner offenbart, er hat auf ihren Umgang mit dem Volke hingewiesen, das so blind und verständnislos ihnen nachgehe, — und mit einem Schlage zerschmetterte er ihre Altäre.

Er fürchtete weder die „Rabbiner“ noch den „Bannfluch“. Er warf sich ihnen nicht zu Füßen, noch leistete er einen Eid, dass er alle Gebote erfüllte wie es R. Mendel und seine Leute taten. Er wanderte nicht nach dem „Kanossa“ des Wilnaer Gaon, um Erbarmen von ihm zu erflehen. Sondern mit unerschrockenem Freimut erklärte er ihnen den Krieg.

### XIII.

„Um Heiligtümer zu errichten, sind Heiligtümer zu vernichten.“ Oder, um die Worte R. Jakob Josefs zu gebrauchen: „Ein zuverlässiger Arzt, der den Menschen liebt und ihm völlige Heilung bringen möchte, muss zuerst die Wunden und Beulen aufdecken, dann erst kann er ihn heilen. Und so ist der Sachverhalt auch bei der Zurechtweisung zum Guten: Wer „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“ erfüllen will, muss die Wunden der Sünden aufdecken, damit er Heilung annimmt.“<sup>85)</sup> Auch Rabbi Jakob Josef „deckte erst die Wunden auf“, bevor er daran ging, das Volk den Weg des Chassidismus des Bescht zu lehren, er zerstörte das alte Heiligtum.

Und das alte Heiligtum zerstörte er ganz und gar. Die alten Götzen zerschmetterte er zu Trümmern, bevorzugte nichts, sei es wer und was immer es sei. Mit dem Messer scharfer Kritik sezierte er die alten Führer seiner und der früheren Tage: die Rabbinen, Prediger, Lehrer, Vorbeter und Gemeindevorsteher. Mit wehem Herzen schreibt er: „Unsere Augen sehen die Weise der Rabbinen und Führer, die sich mit den Bedürfnissen der Gemeinde beschäftigen, wie man es nicht beschreiben kann.“<sup>86)</sup> Einer der grossen Mißstände, die er in dieser seiner Generation findet, ist die „Fülle der Führer“. Alle wollen „Führer und Häupter“ sein.<sup>87)</sup>

Er gibt ein allgemeines Bild der Rabbinen seiner Zeit: „Kleine schädliche Füchse — das sind die Rabbinen, die nach Geld streben schon von Jugend auf“ und „die in den Dörfern umherfahren, deren Verhältnisse zu untersuchen und es für erlaubt halten, Geschenke anzunehmen, Lohn für Müssiggang, der den Erwerb der andern beeinträchtigt. Heute aber ist dies nicht mehr erlaubt, denn er untersucht die Verhältnisse der Dörfer ja gar nicht, sondern fährt nur der Geschenke wegen umher“. <sup>88)</sup> Diese Rabbinen, deren einzige Herrscher das Geld und der Pilpul sind, „durchbohren einander mit den Schwertern ihrer Zungen, um ihren Scharfsinn wie ein scharfes Schwert zu zeigen, mit dem man den andern, der grösser ist, als man selbst, durchbohren kann“. Und jeder erhebt sich selbst und spricht: „ich will herrschen, ich bin der gelehrtere“. <sup>89)</sup>

Rabbi Jakob Josef konnte natürlich auch mit der Art des Lernens bei den Rabbinen nicht zufrieden sein. Er tat den Ausspruch, dass „die Thora kein Lernen im gewöhnlichen Verstande ist, sondern durch die Thora man Seinem grossen Namen sich hingeben soll, was das wesentliche Ziel ist“ und: das Lernen der Thora muss „zu Seiner Ehre, Er sei gelobt“, geschehen, „in Liebe und Ehrfurcht“, ist aber „seine Absicht, dadurch emporzusteigen, erhoben und angesehen zu werden, so ist das ein Grund für seinen Fall“. <sup>90)</sup> Natürlich bekämpfte er aufs äusserste die Haarspaltereien und den Pilpul der zeitgenössischen Rabbinen. „Bei den Rabbinen — klagt er — hat sich die Unsitte verbreitet, dass, wenn sie am Sabbat vor Pesach und am Sabbat in den Busstagen vor dem Volk Vorträge halten, sie anstatt das Volk einen Weg zu lehren, wie es sich für den Dienst vor Ihm, Er sei gelobt, heiligen könne, Erklärungen und Haarspaltereien vortragen, um dem Volk ihren Scharfsinn und ihre Belesenheit zu beweisen.“ Ironisch erklärt er den Schriftvers „Ja, die Kinder Israel hörten nicht auf mich — ja, die Gelehrten hören nicht auf mich, ihr Denken zu reinigen“. „Je mehr die Gelehrten lernen, desto grösser scheinen sie sich selber, und es gilt in ihren Augen, als ob sie schon genug gelernt hätten; je mehr aber die Chassidim lernen, desto geringer erscheinen sie sich selbst.“



#### XIV.

Die Lehre des Baalschem war auch die des R. Jakob Josef. In jedem irdischen und materiellen Ding fand er dessen Seele, dessen Göttlichkeit. „Alles sind Funken der Schechina, wie in dem Schriftvers angedeutet ist: sein Reich herrscht überall.“ „Es gibt kein Ding in der Welt, das von Ihm getrennt wäre, Er sei gelobt, und sein Reich herrscht überall, und alles ist eine Einheit.“ Gott verhüllt, verbirgt sich in dem grossen Körper, der die Welt ist. Das Körperliche, das unsere Augen sehen, „ist ein Thron des Geistigen“, das in ihm wohnt, denn „kein körperliches Ding würde ohne Geistiges, ohne eine Seele in ihm, bestehen können“. Und die Namen der stofflichen Dinge sind nach seiner Auffassung nur Bezeichnungen des Geistigen in ihnen: „das Geistige in der Speise wird Brot genannt, und das Geistige in einem Kleide heisst Gewand“, ebenso wie das Geistige im Menschen „Mensch heisst“ und sein Körper „gar nicht der Mensch ist, sondern nur das Gewand des Menschen“. <sup>92)</sup> Er vergleicht das ganze jüdische Volk mit einem einzelnen Menschen. Wie „es in dem einzelnen Menschen 248 Glieder und 365 Adern gibt und sie alle nur den Leib des Menschen bilden und nicht den Menschen selbst, und nur die drei Teile seiner Seele Mensch heissen, so ist es beim jüdischen Volk, das 248 Glieder und 365 Adern hat, aber die Gerechten (Zaddikim) des Zeitalters sind seine Seele, sein allgemeines Leben in jenem Zeitalter“. <sup>93)</sup>

Hier kommt R. Jakob Josef zu seinem Ziel, hier kommt er zum Fundament seines Chassidismus: dem Zaddik. Er riss die Festung der Rabbinen und ihrer Gelehrsamkeit ein und setzte an ihre Stelle die Zaddikim und deren Thora. „Der Zaddik ist der Grund der Welt“, er ist die Mitte, das „Innere der Welt“, er ist „die Seele und das Leben der Welt, und die übrigen Menschen auf der Welt sind nur Körper, die die Seele umkleiden.“ Der Zaddik ist „das Herz der Welt, und die übrigen Menschen die andern Glieder des Körpers, die von dem Leben des Herzens genährt werden“. Er ist „der Kanal, um die Fülle des Lebens von dem Leben allen Lebens zu den andern Gliedern überzuleiten, den Menschen seines



Zeitalters“. Er ist der Mittler zwischen dem Volk und Gott, wie Mose der Mittler zwischen Israel und Gott gewesen war, und ist sogar der Mittler „zwischen der Schechina und dem Heiligen, gelobt sei Er, selbst“. Das Volk also muss sich mit dem Zaddik verknüpfen und verbinden, dann hat es Hoffnung, „durch ihn Gestalt zu bekommen“, dann hat es Hoffnung, sein Ziel und seinen Zweck zu erreichen, um dessentwillen es geschaffen ist, „den Stoff der Gestalt unterzuordnen und Gott heilig zu sein“, denn dies „ist das Ziel der Vollendung“. <sup>94)</sup> Und denke daran, dass wenn du mit dem Zaddik verbunden bist, „der der Lebendige heisst, so bist du dem Leben, das ist Gott, hingegeben“. Denn der Zaddik, der „Gott hingegeben ist, wird gleichsam eine einzige Einheit“, und so ist deine Hingabe an den Zaddik „eine wirkliche Hingabe an Gott“. <sup>95)</sup>

Und die Hingabe an den Zaddik „darf nicht um leiblicher Dinge willen geschehen, dass er ihm Nahrung oder dergleichen erflehe, sondern allein um des Geistigen willen“. Denn das „Geistige“ des Volkes ist unvollkommen; auch wenn es sich mit Thora und Gebet befasst, „denkt es an das Irdische und an seine Verrichtungen in dieser Welt“. Dies kann allein durch die Hingabe an den Zaddik verbessert werden. Denn „profane Worte können nicht nach oben steigen und werden dort, am Orte des Geistigen, nicht gehört, es sei denn, er verbinde sie mit Geistigem, denn dann wird schliesslich in der Verbindung mit dem Geistigen auch das Irdische gehört“. <sup>96)</sup> Selbstverständlich soll der Mensch, wenn er sich mit dem Zaddik verbindet, sich nicht nur auf diesen verlassen, auch er selbst muss sich bemühen, von Stufe zu Stufe zu steigen, denn es ist besser, „das Volk verlässt sich nicht auf den starken Held, sondern kennt selbst die Posaunen des Krieges“. <sup>97)</sup>

Wie aber kann sich der Mensch mit dem Zaddik verbinden? — Im Glauben. Er muss vollkommen und einfältig an ihn glauben und alles tun, was der Zaddik von ihm fordert. „Man muss — sagt R. Jakob Josef — an den Zaddik einfältig glauben, ohne Grübeleien und Mäkeln an seiner Weise, und siehst du böse Weisen an ihm: dass er Lüge und Trug gebraucht und dergleichen, verachte ihn deshalb nicht, denn seine Absicht ist eine göttliche.“ <sup>98)</sup>

Und auch der Zaddik seinerseits muss sich bemühen, mit dem Volk verbunden zu sein. Denn „wie der Stoff, der Körper, der Seele bedarf, so auch die Seele des Körpers“. Auch er, der Zaddik, bedarf des Volkes, und von diesem hängt viel in dem geistigen Wesen des Zaddik ab. „Die Welt überhaupt heisst „Leiter“: Die Menge des Volkes steht auf der Erde und bildet die Füße der Leiter, und die Gelehrten sind der Kopf. Und darum heisst es: und der Leiter Haupt ragte in den Himmel. Alles aber bildet eine völlige Gestalt, ein menschliches Antlitz. Und die Engel Gottes, das sind die Zaddikim, die die Botschaft ihres Herrn getreulich vollführen, steigen auf ihr empor: denn reinigt das Zeitalter seine Taten, so steigen die Häupter des Zeitalters auf eine immer höhere Stufe. Und ebenso ist es — Gott behüte — beim Gegenteil: Sie sinken mit ihm, denn von dem Fehl der Menschen ist ein Weniges auch in den Weisen des Zeitalters.“<sup>99)</sup>

Aber um das Volk zu bessern, muss der Zaddik manchmal von seiner hohen Stufe herabsteigen zu einer niedrigeren, denn um eine tiefere Stufe zu einer höheren emporheben zu können, muss er „sich mit jener Stufe verbinden, und dann wird er sie emporheben können“. Zuweilen muss der Zaddik „die Kleider eines niedrigen Menschen von schlechter Art anlegen, damit er durch diese Art Verbindung mit dem Volke bekommt, das von schlechten Sitten ist“. Und manchmal gefährdet er sich selbst, indem „er sich mit der Weise der Frevler bekleidet“ und manchmal wieder muss er „tödliche Gifte benutzen, zum Beispiel Lüge und Trug, die Weisen des bösen Triebes“. Und nicht mit leichtem Herzen tut der Zaddik all dies. Er „will nicht hinabsteigen, aus Furcht, nicht zurückzukehren und in Sünde zu geraten“. Aber Gott „steht über ihm und bewahrt ihn vor Sünde, wenn er hinabsteigt, um sich mit der Menge des Volkes zu verbinden, so dass er nicht ihre Werke annimmt“.<sup>100)</sup>

Und dies Verbundensein des Zaddik mit dem Volk muss in Liebe bestehen. Er muss „die Liebe der gewöhnlichen, unwissenden Menschen zu erlangen suchen“ und sein Verhältnis zu ihnen muss das „einer Mutter zu ihren Kindern“ sein: „mit dem Auge der Barmherzigkeit auf sie zu schauen und sie zum Besseren hin-



zuführen“. Und kommt eine solche Verbindung zustande, dann kann der Zaddik sehr, sehr viel für das Volk tun, und nicht nur hier, in dieser Welt: indem er es bessert und auf dem richtigen Weg leitet, sondern auch dort, in der kommenden Welt, denn „die Seele des Zaddik durchschreitet die Tore der Hölle und hebt die Seelen, die ihm verbunden sind, empor, wie bei ihrem Leben“. <sup>101)</sup>

## XV.

Auch R. Jakob Josef glaubte, wie sein Lehrer, der Baalschem, fest, dass der Sinn der Erschaffung des Menschen in dieser Welt sei, dass er sich in ihr auf die künftige Welt vorbereiten solle und „das Ziel des Menschen, ein Tempel Gottes zu sein“. Und auf die Frage: auf welche Weise vermag der Mensch zu solcher Stufe zu gelangen, antwortet er, wie sein Lehrer, der Baalschem: „Das letzte Ziel — ihm gib dich hin.“ Und was bedeutet dies Sich-hingeben an Gott? „Der Glaube ist die Hingabe an Ihn, Er sei gelobt“, nur hierdurch, durch die Hingabe an Gott im Glauben, könne der Mensch „eine Seele erwerben“. Aber solche Hingabe „kann allein durch Bezwungung des Stofflichen erreicht werden“. „Die Seele ist immer entbrannt, an ihrem Schöpfer zu hangen, nur die Materie unterbricht die Hingabe.“ <sup>102)</sup>

Die Bezwungung des Stofflichen aber soll und darf nicht durch Kasteiung des Leibes und Abtötung des Lebensgefühls geschehen. „Die Bedeutung der Erschaffung des Menschen ist, dass er Thora und Gebote erfülle und durch sie lebe und nicht durch sie sterbe.“ „Durch Fasten und Askese gerät der Mensch in Trübsal, und diese wirkt schlecht, auch auf die Hingabe an Gott, die allein in Freude möglich ist.“ <sup>103)</sup> Hier gelangte R. Jakob Josef zu der optimistischen chassidischen Anschauung, im Gegensatz zu der pessimistischen, der lurjanischen Kabbala, in die er sich in seiner Jugend so vertieft hatte und in deren Wegen er gewandelt war, so dass der Baalschem in seinem oben erwähnten Brief hatte dagegen Einspruch erheben müssen. Die Bezwungung des Stofflichen, die R. Jakob Josef fordert, ist: das Stoffliche zu etwas Geistigem, etwas Heiligem zu machen. „Auch wenn du dich mit Irdischem und Weltlichem befasst, sei



dein innerster Gedanke beim Studium der Thora.“ Nur gewöhnliche Menschen denken, sie könnten Gott allein durch Thora und Gebet dienen, in Wahrheit aber, „wie es in den geistigen Dingen einen Sinn gibt: in Thora, Gebet und Ausübung der Gebote, die sich alle um einen Pol drehen: die gefallenen Funken zu läutern, so gibt es denselben Sinn auch in den irdischen Dingen: in Essen und Trinken und allen Arten der Arbeit“. <sup>104)</sup>

R. Jakob Josef, der mit ganzem Herzen und ganzer Seele dem Baalschem anhing, wollte überhaupt, wie sein Lehrer, das viele Studium nicht zur Hauptsache und Grundlage machen. „Gott — sagt der Baalschem — will, dass man ihm auf alle Arten diene.“ Und dies bildete auch für R. Jakob Josef die Grundlage, und er gibt dem, der Gott mit jeder Sache dient, auch mit dem Irdischen, den Vorzug vor dem, der in seinem Hause verschlossen sitzt und sein Hirn im ausschliesslichen Studium der Thora zermartert. Denn gegen die erstere Weise des Dienstes, den Dienst auch im Irdischen, lehnt sich der böse Trieb immer auf, und wer Gott dient, siegt über ihn „und unterwirft dadurch die linke der rechten Seite, und es entsteht vollkommene Einung in der Höhe, und das ist das letzte Ziel“ <sup>105)</sup>, denn das Wesen des Gottesdienstes ist: „das Böse zum Guten zu verwandeln, aus dem bösen Trieb einen guten zu machen, aus dem Feind einen Freund“, Gott auch „mit dem bösen Triebe selbst“ zu dienen, denn auch im bösen Triebe selbst ist Gott, „auch in den unreinen Gedanken ist ein heiliger Funke und ein Teil Gottes aus der Höhe“, „die Schechina wohnt auch im Bösen (in den Klippoth <sup>106)</sup>)“. Anders ist es mit dem, der Gott nur in Thora und Gebet dient, in Vollkommenheit und ohne Kampf gegen den bösen Trieb, „und allein auf der rechten Seite geht“ <sup>107)</sup>. Von diesem Gesichtspunkt aus empfiehlt er: „der Mensch soll sich nicht daran gewöhnen, immer über seinem Studium zu sitzen, sondern sich unter die Menschen mischen, und auch dort soll Gottesfurcht auf seinem Antlitz sein und er erfülle, was geschrieben steht: ich stelle Gott mir immer gegenüber — auch ausserhalb der Thora und des Gebets, überall achte er darauf, denn überall gibt es Tugend und Dienst vor Gott“. Denn nähert er sich mehr dem Leben und lernt

die Menschen mehr kennen, so wird er dadurch nicht nur anderen Nutzen bringen, denn vielleicht „sieht er ein Ding, das der Besserung bedarf, und auch die Menschen zum Gottesdienst führen“, sondern auch sich selbst, indem sein Geist Belehrung annimmt und er geistige Nahrung empfängt, und selbst „von einem bösen Menschen kann er Belehrung für sich empfangen“. <sup>108)</sup>

R. Jakob Josef sah stets nur das Geistige, Innerliche, in jedem Ding. Er, der den Ausspruch tat, dass das Kleid, das Sichtbare an der Thora, die „Thora des Menschen“ heiße, und erst ihr Inneres, das Verborgene, Geistige, die „Thora Gottes“ sei <sup>109)</sup>, er sah auch die Gebote und ihre Ausübung nicht von der Seite ihres äusseren Kleides an, sondern von der ihrer Innerlichkeit, des Geistigen in ihnen. „Ueberall, wo ich ein wenig und einen Teil von der Einheit erfasse und ergreife — sagt er — erfasse ich sie ganz. Und da die Thora und die Gebote aus Seinem Wesen, Er sei gelobt, ausstrahlen, der die vollkommene Einheit ist, so hat, wer ein Gebot richtig und in Liebe, das ist in Hingabe an Ihn, erfüllt, durch dieses Gebot einen Teil seiner Einheit erfasst, und daher ist die ganze in seiner Hand, als wenn er alle Gebote erfüllt hätte, die gleichsam die Einheit einer ganzen Person umfasse.“ <sup>110)</sup> „In der messianischen Zeit werden die Gebote aufgehoben“, sagten die Meister des Talmud <sup>111)</sup>, dann eben „werden die Gebote nicht mehr in ihrer irdischen Einkleidung, sondern im Geistigen allein bestehen, und die Gebote nach ihrer irdischen Seite werden aufgehoben sein“. „Selbst wenn sich jetzt in unseren Tagen ein Mensch fände, der dessen würdig wäre, wäre er von den praktischen Geboten befreit“. <sup>112)</sup>

Die ganze Thora und die Gebote sind nur ein Mittel, um durch sie zu einer hohen, geistigen Stufe zu gelangen, der „Stufe der Liebe“. Denn Wesen und Ziel der ganzen Thora „der Gebote und des Dienstes im Gebete ist, dahin zu gelangen, Gott zu lieben und ihm anzuhängen“. <sup>113)</sup>

## XVI.

Diese und ähnliche Gedanken legte R. Jakob Josef in seinem Buch „Toldoth Jakob Josef“ nieder, das er in Medzibodz, der „heiligen Stadt“ des Chassidismus, in einer chassidischen Druckerei drucken



liess, ohne jede „empfehlende Einführung“ von rabbinischer Seite — eine Tatsache, die schon allein genügt hätte, unter den Gelehrten einen Rachefeldzug auszulösen.

Dieses Buch, das erste der chassidischen Literatur, das zudem ohne jede weise Vorsicht und Verschleierung für den Chassidismus kämpfte und für ihn eiferte, und zugleich damit den Rabbinismus verfolgte und Schmach und Schande auf die Rabbiner und Gelehrten häufte — dieses Buch erweckte bei seinem Erscheinen grosse Aufregung unter den Mithnagdim. Sie, die geglaubt hatten, dass der Chassidismus all seine Kraft verloren hätte und seine Tage gezählt wären, mussten nun erkennen, dass dem nicht so war, mussten nun ihren Irrtum einsehen, denn in Wahrheit war die innere Kraft des Chassidismus gestiegen und voller Lebenssaft und Blütfähigkeit. Ein Gedanke, der ein so gigantisches Werk, wie die „Toldoth Jakob Josef“, schaffen konnte, war kein leerer Wind und Hauch, den man mit Bannflüchen und Schmähungen zu vernichten und von der Erde vertilgen konnte.

Den Häuptern der Mithnagdim, den Rabbinen und Gelehrten — abgesehen davon, dass sie sich durch die scharfen Worte, die der Verfasser gegen sie schrieb, beleidigt fanden, denn hatte er sie auch nicht mit vollem Namen genannt, erkannte doch jeder sein Bild in seinen Worten — gingen die Augen auf und sie erkannten, dass der Chassidismus, der bis dahin verfolgt gewesen war, sich zum Verfolger verwandelt hatte. Zudem fanden sie in diesem Buch viele Worte, in denen sie Zerstörung und Leugnung des Judentums sahen, und fanden an ihm einen furchtbareren und gefährlicheren Feind als an R. Beer selbst. Ihnen genügte der Ausspruch R. Jakob Josefs: „der Mensch soll sich nicht daran gewöhnen, immer über seinem Studium zu sitzen“, um das Judentum in ihm untergraben zu finden. Und zu ihrem grossen Schmerz sahen sie, dass diesem Buch eine mächtige Agitationskraft für den Chassidismus und gegen den Rabbinismus innewohne, denn nun konnten ja Tausende von Menschen, nah und fern, die gedruckten Worte lesen, die nach allen Orten der Zerstreuung Israels gelangen konnten, und war bisher der Chassidismus etwas „Verborgenes“ gewesen und die Lehre der Zaddikim nur



einzelnen Auserlesenen überliefert worden, die dem chassidischen Bunde treu waren, so wurde er nun durch dieses Buch etwas Bekanntes und jedermann Zugängliches. Und war bisher der Name des Baalschem besonders nur als der eines Wundertäters bekannt, der sich mit magischen Mitteln und Heilungen befasste, so wurde er durch dieses Buch, das ihn ungefähr zweihundertachtzig Mal als „mein Lehrer“ zitiert, als ein Mann berühmt, der erhabene, tiefsinnige und edle Lehren vertrat. Ausserdem erzählte R. Jakob Josef in diesem seinem Buche viel von der Heiligkeit und Grösse des Baalschem, und wusste zu erzählen, der Baalschem „sei mit der Seele nach Oben gestiegen und habe gesehen, wie Michael, der grosse Anwalt Israels, für Israel gesprochen habe: all ihre Sünde müsse in die günstige Schale gelegt werden“. <sup>114)</sup> Und wenn jeder damals sich wunderte und fragte: bei wem lernte der Bescht und von wem empfing er die Geheimnisse der Thora? — so offenbarte R. Jakob Josef den Sachverhalt: „Achija von Schiloh, der die Tradition von Mose, unserem Lehrer, empfangen hatte, mit aus Aegypten gezogen war, nachher im Gerichtshof des Königs David und der Lehrer des Propheten Elija gewesen war — er war der Lehrer meines Meisters — sein Andenken zum Leben der kommenden Welt. <sup>115)</sup>

Dies Buch, wie gesagt, entfesselte einen Sturm im Lager der Mithnagdim, der Rabbinen und Gelehrten; Pamphlete voll Schmähungen und groben Beschimpfungen wurden dagegen geschrieben, und besonders erregte es den Zorn des Wilnaer „Gaon“. Er sass ja all seine Tage eingeschlossen in den vier Ellen der Halacha, er sah ja im anhaltenden Talmudstudium das geistige Glück des Volkes — und plötzlich erscheint ein Buch von einem der mit dem Bann belegten und verstossenen Chassidim und predigt Verminderung des Studiums und ähnliches! Und er verurteilte das Buch zur Verbrennung. In Brody und an anderen Orten wurde das Buch auf den Scheiterhaufen gebracht. Die chassidische Legende erzählt von dem Sturm, der in der „oberen Welt“ gewütet habe, als der Gaon den Befehl erliess, das Buch zu verbrennen. Der Zaddik R. Michael von Slotczow kam in die oberste Halle „in grosser Erregung

und Klage darüber, dass man daran ginge, die Bücher des R. Jakob Josef zu verbrennen“. Er rief: „Ist es denn dem, der sprach und die Welt entstand, nicht bekannt und offenbar, dass nicht zu seiner eigenen Ehre — Gott behüte! — er es verfasst hat, sondern zur Ehre Gottes und seiner Thora?“ Dann „stieg zur Halle des Himmels“ R. Jakob Josef selbst auf „und schrie unter Weinen und grosser Klage, dass man daran ginge, seine Bücher zu verbrennen“. Dann „vernahm man ein lautes Tosen, so dass wirklich alle Welten bebten, und man rief: Gebt Raum! Denn der Baalschem selbst kam in die Halle“. Der „Lehrer“ selbst kam, um für das Buch seines Schülers zu flehen.<sup>116)</sup>

Und der Wilnaer Gaon begnügte sich nicht mit der Verbrennung des Buches allein. Dieses Buch erweckte in ihm Racheeifer, den Chassidismus und die Chassidim noch einmal und noch stärker mit dem Bann zu belegen. Und um dem neuen Bannfluch mehr Kraft und Macht zu verleihen, damit in dem Bann das Echo des ganzen Volkes, der Gesamtheit, zur Stimme komme, wählte er die Zeit des grossen Marktes in der Stadt Selwe in Litauen, wo sich alljährlich viele Rabbinen und Gemeindevorsteher versammelten, um über allgemeine Angelegenheiten zu beraten und, was sie dort beschlossen, nachher in ihren Gemeinden zu verkünden. Der Gaon und sein Rabbinatsgericht und die Gemeindevorsteher von Wilna wollten diese Zeit benutzen und schickten die neue Bannformel dorthin, damit auch die Rabbinen und Gemeindevorsteher, die sich dort versammelt hatten, ihre Unterschrift dazu geben sollten. Und so geschah es, denn wer hätte den Mut gehabt, gegen den Gaon aufzutreten und etwas, was er verlangte, abzulehnen? Den neuen Bann unterschrieben viele Rabbinen und Gemeindevorsteher. Jener Tag war der 3. Elul 1781, und der Bann wurde an die verschiedenen Gemeinden geschickt, damit sie seinen Inhalt ausführten.<sup>117)</sup>

Und all diesen Sturm und Lärm hatte das Buch „Toldoth Jakob Josef“ verursacht.

R. Jakob Josef sah, was dies sein Buch für Folgen hatte, aber er wich und wankte nicht, sondern liess weiter seine Bücher „Porath Josef“ und „Zophnath Paneach“ drucken. (Sein Werk „Ketoneth



Passim“ erschien erst nach seinem Tode.) Diese Bücher waren mit mehr Bedacht vor den Rabbinen und Führern des Zeitalters geschrieben. Offenbar beeinflusste der Kampf ihn dahin, dass er vom Streit abliess, vom Weg des Chassidismus aber wich er auch nicht einen Augenblick. In diesen Büchern festigt er den Chassidismus, wie in seinem ersten Buch, und auch in ihnen benutzte er oft die Worte des Baalschem, auch in ihnen erzählte er von seiner Heiligkeit: „Der Baalschem sah in die Ferne und hörte die himmlischen Stimmen, wie wahrhaft verbürgt ist.“<sup>118)</sup>

Und während die Mithnagdim das Buch Toldoth Jakob Josef mit Bannflüchen und Schmähungen empfangen, nahmen es die Führer der Chassidim mit Jubel und Freudengeschrei auf. Sie fanden nach innen die Grundlage und Wurzel des Chassidismus darin und ein Schild und einen Schutz nach aussen. R. Pinchas von Korretz, der Freund und Gefährte des Baalschem, schrieb über dieses Buch: „Bisher gab es solche Bücher noch nicht auf der Welt, denn es ist himmlische Thora.“<sup>119)</sup> Das Buch wurde in der Tat die höchste Autorität des Chassidismus, der sich bis heute von ihm nährt.

Im Jahre 1782 starb R. Jakob Josef in Polna.

## XVII.

Nachdem der Nachfolger des Bescht gestorben war, zogen sich, wie gesagt, seine Schüler in ihre Heimatländer zurück, wo jeder seinem chassidistischen Gotte einen Tempel errichtete. Und nun begann der Chassidismus verschiedene Formen anzunehmen — gemäss dem Geiste der betreffenden Juden — wie jede neue religiöse Strömung, die ihren engen Kreis verlässt, um sich einen Weg durch die breiten Volksschichten zu bahnen. Um jene Zeit — ca. 1775—1820 — entstehen die charakteristischen grundlegenden Elemente des Chassidismus überhaupt. Hie und da kam er zwar in ungleichen Formen zum Ausbruch; der Unterschied war jedoch nicht allzu gross. Meistens waren es nur rein äusserliche Abweichungen. Eine wesentliche Differenz, die ihresgleichen in den übrigen Teilen des Chassidismus nicht hat und deren Wirkung im ganzen Geschichtsprozess der



chassidistischen Bewegung zu spüren ist, finden wir nur zwischen dem ukrainischen Chassidismus und dem litauischen.

Die Ukraine war niemals eine Stätte für die rationalistische Lehrmethode des Rabbinismus, wie es andere jüdische Ortschaften waren. Sie besass keine „Jeschibah“, und grosse Talmudgelehrte, „die in der Halachah sich befahdeten“, gab es sehr wenig. Hie und da finden wir zwar diesen oder jenen Gaon; namentlich ist die Stadt Ostroho bekannt, in der mehrere Gaonien das Rabbinatum bekleideten, allein die meisten von diesen sind aus der Fremde gekommen; ihr Einfluss auf die Gemeinden war sehr gering und das Volk stand dem Rabbinismus ebenso fremd gegenüber wie zuvor.

Dieser Umstand, die Wirkungslosigkeit der rabbinistischen Lehrmethode, die durch ihre rationalistische Tendenz auf den Intellekt einen grossen Einfluss ausgeübt hat, zeigt, dass die Juden der Ukraine im allgemeinen von Natur aus für derartige Lehren nicht besonders eingenommen waren, und diese bildeten nun den günstigsten Boden für das Neue, für die religiös mystische Gefühlsströmung, nach welcher die Seele Israels seit je Verlangen hat.

Und es ist daher kein Wunder, dass in der Ukraine, wo, wie gesagt, der Einfluss des Rabbinismus schwach war, der Chassidismus ohne jeglichen Widerstand gleichsam mit offenen Armen aufgenommen wurde und sofort eine dem Charakter der Judenheit, der es mehr oder weniger gelang, sich vom rabbinistischen Joche zu befreien, entsprechende Form angenommen hatte, eine Form, die beseligend und herzerhebend wirkt. Sie ist gefühlsmässig und mystisch, nicht bloss von ihrer praktischen Seite, in den Gebeten und anderen zeremoniellen Uebungen, sondern auch das Geistige in ihr, ihre Theorie und ihr System sind durch und durch Gefühl, Phantasie und Mystik.

Die Poesie des Chassidismus, nämlich das mystische in ihm, ist in der Ukraine entstanden und von da aus nach allen Ländern hingelangt. So ist die Ukraine zur Wiege des Chassidismus geworden. Hier lebte der Bescht und da ward er zu dem, was er war. In diesem Lande durchwanderte der Meister die Städtchen und Dörfer, und er selbst propagierte seine Lehre. Hier lebten auch seine „Nachfolger“

R. Beer, sowie auch der Apostel des Chassidismus R. Jakob Joseph Hakohen.

Ferner haben dort zur Entwicklung des ukrainischen Chassidismus und zur Befestigung seines mystischen Elementes viel beigetragen die zwei Schüler R. Beers, die damals an der Spitze der Bewegung standen: R. Nachum Tschernobiler und R. Lewi Jitzchok Berditschewer. Beiden war ein starkes Gefühlsleben und eine glühende Phantasie gemein. Beide waren ausserordentliche Talente, begeisterte Anhänger des Chassidismus, die in ihrem Ideale völlig aufgegangen sind, und beide verstanden es, den ukrainischen Juden, die sie verehrten und bewunderten, Liebe für ihre Sache einzuflössen.

R. Nachum Tschernobiler, der, bevor er sich mit dem Chassidismus befasste, als „Gelehrter“ und lurjanischer Kabbalist bekannt war, gab seine Gelehrsamkeit auf, sobald er sich zum Bescht bekannte. Er, dem es beschieden war, zweimal mit dem Bescht zusammenzukommen, und auf den der Bescht das Wort prägte, er wollte das ganze Jenseits sich erobern, hat sich mit Leib und Seele dem Chassidismus hingegen. Er war die Ehrlichkeit und Bescheidenheit selbst. Das Allernotwendigste genügte ihm und mit allem war er zufrieden. In der Welt sieht er nur Gutes. Vor seinen Augen schwebten immer die Worte seines Meisters: Auf der Erde geschieht nichts Böses, „das Schlechte ist nur der Thron für das Gute“. Und auch er, R. Nachum, pflegte zu sagen: „In jedem Ding ist Gutes vorhanden.“

Und dieser fromme Mann war immer auf der Wanderschaft. Er zog von Stadt zu Stadt und von Dorf zu Dorf und suchte das Volk wieder zu beleben. Er erweckte die eingeschlafene Seele, das leidende Gemüt des Volkes.

Allein er predigte nicht, dass man nach den Lehrstätten ziehen solle, um sich dort die Weisheiten des Rabbinismus anzueignen. Er kannte nur allzu gut die Art vieler seiner zeitgenössischen Talmudgelehrten, „die, wie er sagte, im Scharfsinn zwar gross, aber von der wahren Gottesfurcht sehr fern seien. Das Böse herrscht noch in ihnen ganz und mächtig, ohne dass es von seiner Gewalt das Geringste eingebüsst hätte“. Ferner lehrte er nicht, dass das Volk auf alle Arbeit und Geschäfte verzichten und statt dessen sich einem



Leben voller Kasteiungen und Entsagungen widmen solle, wie es die lurjanische Kabbala verlangte und was er, R. Nachum, selbst an seinem eigenen Leibe durchgemacht hatte, bevor er Beschtianer wurde. Sein höchstes Ideal war nunmehr, in den Volksmassen grosse, erhabene Gefühle zu erwecken, Liebe zu Gott und vor allem, was heilig und rein ist. Er predigte die Grundsätze des Chassidismus: Hüte dich, auf die Güter des Lebens Verzicht zu leisten. Betreibe deine Geschäfte, arbeite, esse und trinke, geniesse das Sonnenlicht und ergötze dich an der Herrlichkeit des Alls. Nur musst du in deinen tiefsten Tiefen den göttlichen Geist wahrnehmen, „der allen Dingen innewohnt“. Dein ganzes Wesen muss von dem einzigen frommen Gefühl beherrscht sein, dass „Gott und du und alles, was durch dich geschieht, eins sind“. Die ganze Welt mit ihrem Leben und Treiben bildet eine Harmonie, das Geheimnis der himmlischen Gewalt. „Alles ist nur eine Offenbarung der Göttlichkeit“, und dann, nachdem du diese Stufe erlangt haben wirst, ist es selbstverständlich, dass du „auch durch deine irdischen Triebe den Weg zum Herrn wirst finden können“. Denn Gemeines, Böswilliges existiert überhaupt nicht auf der Erde. Alles ist gut, heilig, „alles ist Gott“.<sup>120)</sup>

Und das Volk erwachte. Und überall, wo R. Nachum mit seinem Wanderstab erschien, versammelte sich viel Volk, um seinen Worten zu lauschen, ein Mal in der Synagoge, ein anderes Mal auf offener Strasse oder sonst in Freundeskreisen.

Von der gleichen Art und mit einem noch grösseren Begeisterungsvermögen ausgestattet war R. Levi Jizchok (1740—1809).

## XVIII.

Er pflegte nicht, wie sein Gesinnungsgenosse R. Nachum, herumzuwandern, um den Chassidismus überall zu verpflanzen, vielmehr hat er von seiner Stätte aus einen grossen Einfluss ausgeübt. Aus allen Ortschaften der Umgebung zogen die Leute geschäftshalber nach jener Stadt Berditschew (Gouv. Kiew) hin, die ein Zentrum des Handels und der Industrie war, und sahen den wunderbaren Mann und hörten begierig seine Lehren und extatischen Gebete, und jeder kehrte dann als begeisterter Chassid nach seiner Heimat zurück. Und



es war kein Gegner, erzählt man sich ganz naiv, der sich nicht zum Chassidismus bekehrte, sobald er nur R. Levi Jizchok beten hörte . . . .

Dieser war durch und durch Gefühl, ein Mystiker. Er war, wie die Sage ihn in ihrer Sprache schildert, „entzündet vom göttlichen Feuer“. Immer fühlte er sich in der Gesellschaft mit seinem Schöpfer, mit dem er nach Herzenslust Unterhaltungen pflog, wie ein Mensch mit dem zweiten, einmal in flehenden Gebeten und ein ander Mal grollend und ihn sehr ernst anrufend. Nie aber geschah es wegen seiner eigenen Bedürfnisse, sondern nur seines Volkes wegen, das er über alles liebte, für welches er bereit gewesen wäre, seine ganze Person zu opfern.

Im ganzen Judentum des Exils finden wir kaum eine ähnliche Persönlichkeit, welche sich wie er in seiner gewaltigen Liebe zu Juden und Judentum auszeichnete. Nirgends wieder hören wir Worte, die so aus der Tiefe des Herzens dringen, in denen man solche unendliche Sehnsucht, solches Aufgehen der Seele in Gott und Israel verspürt, wie die aus dem Munde des Rabbi Levi Jizchok von Berditschew. Diese Liebe hat ihre Wurzel in der glühenden Begeisterung, dem Gefühle, das aller Klügelei und Unnatürlichkeit bar ist. Er kennt keinerlei Philosophieren über Juden und Judentum. Wo man philosophiert, ist auch Zweifel vorhanden, und sei es auch der Schatten eines Zweifels. Doch Rabbi Levi Jizchok konnte niemals im Zweifel sein über alles, was Juden und Judentum betrifft. Er und sie sind gleichsam zu einer Seele vereinigt worden. Sie sind ihm sein Leben und noch mehr als das. Immer, wenn er über sie spricht und denkt — und wann geschieht es denn nicht? — ist er ganz Herz, ganz Gefühl, ganz Liebe, reine erhabene Liebe, Liebe zu Gott und Israel. Und seine Liebe zu Israel überschritt alle Grenzen. Er liebte sein Volk mehr als alles, was ihm teuer und heilig ist. Er liebt es noch mehr als seinen Gott. Um seines Volkes Willen ist er bereit, auch Gott von seinem Throne herabsteigen zu lassen. „Herr“, ruft einmal R. Levi Jizchok aus, „solltest du mal harte Beschlüsse gegen die Juden fassen, so werden wir Zaddikim sie zu nichte machen.“ <sup>121)</sup>

Er sieht in Israel nichts Ungerechtes, für ihn ist es schuld- und schattenlos. „Und wenn wir auch den Wunsch des Herrn nicht erfüllen, so sind wir doch besser als andere Völker.“ „Man darf kein schlechtes Wort über Israel fallen lassen, sondern muss immer für dasselbe plaidieren.“ Israel ist das höchste aller Dinge, es ist heilig und rein, über alles erhaben. „Israel, das heilige Volk, ist höher als alle Welten.“

Und dieses veranlasste ihn immer mit Gott zu „Auseinandersetzungen“ und immer findet er, dass sein Volk im Rechte ist und nicht Gott. Eines Tages, erzählt die Sage, als er auf der Reise war, sah er seinen jüdischen Kutscher während der Verrichtung seines Morgengebetes die Wagenräder schmieren. Eine grosse Begeisterung durchflutete ihn bei diesem Anblick, seine Augen erglühten und laut schrie er auf: „Herr der Welt, siehe, wie dich dein Volk immer liebt und dir dient! Sogar während des Schmierens der Wagenräder vergisst es deiner nicht, und lobt dich, und du wagst es noch gegen Israel Anklage zu erheben.“

„Der Verteidiger Israels“, das ist der Name, den die ukrainisch-chassidische Phantasie für ihn erfunden hatte. In jeder Generation, heisst es nach dem Chassidismus, hat Israel einen Verteidiger im Diesseits, ebenso wie es einen, den Engel Michael, im Jenseits hat: Diese beiden Verteidigungswerke, das himmlische wie das irdische, gehen immer Hand in Hand. Doch ist es nicht jeder Generation beschieden, ihren Verteidiger und seine Fürsprache mit einfachen Sinnen wahrzunehmen. Meistens ist dieser Vertreter einer von jenen sechsunddreissig Incognito-Zaddikim, die in jedem Menschenalter auftreten und die geheimen Pfeiler der Welt bilden. Allein R. Levi Jizchok war ein öffentlicher Verteidiger und er hat seine Mission glänzend erfüllt.

R. Levi Jizchok hat keine Gelegenheit versäumt, für sein Verteidigungswerk einzutreten. Eines Tages, erzählt wiederum die Sage, als in seiner Stadt der grosse Markt stattfand, stand er nach Mitternacht auf, nahm Brot und Schnaps mit sich und ging nach dem Marktplatz hin. Eine regungslose Stille herrschte dort. Die Kaufleute, Juden sowie Nichtjuden, lagen auf und unter den Wagen in



tiefem Schlafe versunken. Der Rabbi näherte sich einem Juden und weckte ihn aus dem Schlafe: „Stehe auf mein Freund und nimm etwas zu dir. Den ganzen Tag über hast du doch sicherlich nichts gekostet. Hier nimm etwas und erhole dich.“ Der Jude richtete sich auf, schaute sich ein wenig um und sprach: „Nein, Herr, ich darf jetzt nicht essen, obzwar ich Hunger habe; denn ich kann mein Gebet nicht verrichten, da kein Wasser vorhanden ist, um meine Hände zu waschen.“ Das Antlitz des Rabbi leuchtete förmlich auf vor Begeisterung, und so ging er zum zweiten und dritten Juden und alle schlugen sein Anerbieten mit den gleichen Worten ab. Dann wandte er sich zu einem Nichtjuden und lud ihn zum Essen ein. Dieser nun machte keine langen Umstände und liess sich die angebotenen Speisen sehr gut schmecken. Der Rabbi entflammte, er brannte vor innerer Ekstase und sofort stürzte er in sein Bethaus, steckte den Kopf in die Bundeslade und rief aus: „Herr aller Welten! Siehe dein Volk Israel, wie ich es sehe. Siehe, welch ein Unterschied zwischen ihm und andern Völkern und du kannst noch über dein Volk solch leidensschwere Urteile fällen und du glaubst noch im Recht zu sein?“

Für ihn ist Israel der Mittelpunkt der ganzen Schöpfung, in ihm sieht er das Lieblingskind Gottes, denn alles, was Gott geschaffen hat und schafft, hat er nur wegen seines Lieblings Israel geschaffen.“ „Alle oberen und unteren Welten sind nur wegen Israel geschaffen.“ Israel steht zu Gott im Verhältnis eines Lieblingskindes zu seinem Vater. Alles, was der Sohn wünscht, tut der Vater. „Wie Israel das Walten des Herrn in den Welten sich wünscht, so regiert der Ewige.“<sup>122)</sup>

Und sein ganzes Leben war nur eine lange Reihe von Leiden und Qualen. Tiefe Wunden trug er in der Seele und sein grosses Herz blutete immer. Er hat viel, sehr viel gelitten. Aber nicht wegen seiner persönlichen Sorgen. Er war stets mit Gott und seinem Volke eng verbunden. Er war in ihnen restlos aufgegangen, — und er litt an den Leiden der Allgemeinheit.

Das „Gefühlsjudentum“ hat das Mysterium geschaffen: Gott, die Thora und Israel sind eins. Nach diesem Mysterium befindet sich



Israel niemals allein, sondern immer in unzertrennlichem Bunde mit Gott und Judentum. Und wegen dieser „Dreieinigkeit“ hat R. Levi Jizchok sein ganzes Leben hindurch gelitten.

Er sieht sein Volk im Exil, verachtet und verfolgt von allen Seiten. Er sieht sein Volk, das so hoch steht und alles überragt, auf Schritt und Tritt allen möglichen Qualen ausgesetzt, und sein glühendes Herz vergeht ihm . . .

Aber über diese Leiden Israels kann er doch noch einen Trost finden. Schliesslich gelten sie doch einem hohen Ideal. Israel leidet um das Judentum, um seinen Gott. Und wie lieb sind daher solche Schmerzen, „wie süss und angenehm sind mir alle die Folter und Schläge, durch welche der Name des Ewigen in aller Welt geheiligt und gefeiert werden wird“. Nur vermag ihn nichts darüber zu trösten, dass die Geistigkeit Israels in Verbannung ist: Israel im Exil, das Judentum im Exil, Gott im Exil. Israel hat sein Land verloren, dann wanderte auch Gott mit ihm in die Fremde. „Hier im Exil ist auch die Gottheit im Exil.“

Und Rabbi Levi Jizchok, der durch und durch Ideal war, hoffte auf Tage, wo das Ideal sich in allen Menschen verkörpern wird, „wo alle Völker den Herrn zu ihrem alleinigen Herrscher krönen werden“. Dann „wird alles Böse von der Welt verschwinden und keine Verbrechen werden mehr vorkommen“. Dies sind die Messiasstage.

Und dann an jenem grossen Tage, am Messiasstage wird die endgültige Erlösung eintreten, eine Erlösung fürs Judentum, für Israel, für Gott. Und an jenem grossen Messiasstage wird Israel in sein Land zurückkehren, in das Land der Väter.

Denn nur dort, im Lande Israels, kann die vollständige Erlösung zustande kommen; nur dort, im Lande der Väter, „welches hoch ist in der heiligen Geistigkeit“, und in der „grossen Vernunft“ kann ein „Aufsteigen der Gottheit“ geschehen. Und dann wird Israel zur höchsten Stufe gelangen, die von den Engeln noch nicht erreicht ist. „Israel wird im Allerinnersten sein, und die Engel werden Israel fragen: Was tut Gott?“

Diesen grossen Tag hat Rabbi Levi Jizchok herbeigesehnt. An jedem Tage und zu jeder Stunde hat er gewartet auf jenen Tag,

auf den Messias. Er war überzeugt und von tiefstem Glauben durchdrungen, dass nicht lange mehr, ein klein wenig noch, Er, der Ersehnte, erscheinen und dann für alle Leiden Israels, des Judentums und Gottes das Ende kommen wird.

Und am Vorabend des neunten Ab — erzählt der Chassidismus — zur Dämmerung, als die Juden in seiner Synagoge schon versammelt waren, um über die Zerstörung ihres Landes zu wehklagen, zu dieser bitteren Stunde stand R. Levi Jizchok in seiner dunkeln Zelle und schaute zum Fenster hinaus. Er war ganz Begeisterung und von einer feurigen Glut durchdrungen. Er schaute hinaus in die Ferne, in die weite Unendlichkeit. Er wartete auf jemand. Von Zeit zu Zeit neigte er das Ohr um seine Schritte zu vernehmen; — vielleicht kommt Er aus der Ferne, vielleicht ist Er bereits in der nächsten Strasse — er wartete — auf den Messias.

Der Tag der Zerstörung, der Tag der grossen Nationaltrauer, der neunte Tag im Ab — sagt eine talmudische Legende — wird verwandelt werden in einen Tag der Freude, zum Messiasstage. Und R. Levi Jizchok der Gläubige, der zu jeder Zeit den Messias erwartete, hat hauptsächlich auf diesen Tag gewartet, auf den neunten Ab.

Die Abendschatten waren verschwunden. Und die Juden warteten in der Synagoge auf den Rabbi. Und er stand am Fenster in Gedanken verloren, erwartungsvoll. Der Diener kam und flüsterte ihm leise zu: „Rabbi, es ist die höchste Zeit, „die Klagelieder“ anzustimmen. Die Juden sitzen bereits auf der Erde und warten.“

Wie ein Donnerschlag trafen diese Worte sein grosses Herz. Er erwachte aus seinen tiefen Gedanken und schaute um sich her; — wie furchtbar, wie schrecklich ist doch die Wirklichkeit: Die Juden im Exil, das Judentum im Exil, Gott im Exil. Und Er ist nicht da . . .

Mit einem fürchterlichen, herzerreissenden Schrei stürzte er in die Synagoge. Er fiel zur Erde an der „Bundeslade“ und jammerte bitterlich: „Eicho joschwoh bodod hoïr Jeruscholajim“ . . . (Wie liegt so wüst die Stadt Jerusalem.)

In derartigen Bildern wusste der ukrainische Chassidismus seinen Liebling zu schildern.



Diese zwei, R. Nachum und R. Levi Jizchok, haben auf den ukrainischen Chassidismus die stärkste Wirkung ausgeübt und ihn mit Gefühl, Phantasie und Mysterium beseelt.

## XIX.

Ein weiterer Vorkämpfer des Chassidismus, der erfolgreich in der Ukraine wirkte, war Rabbi Pinchas aus Korez, oder, wie er bei den Chassiden genannt wird, „Rabbi Pinchas der Grosse“.

Er ist im Jahre 1728 als Sohn des talmudgelehrten litauischen Juden R. Abraham geboren. Seinem Sohne Pinchas gab der Vater eine Erziehung im Geiste der litauischen Juden. Mit Eifer studierte er den Talmud und die rabbinischen Bücher und schärfte seinen Geist durch pilpulistisches Auseinandersetzen von Streitfragen.

In jener Zeit war der Name Bescht schon berühmt geworden. Seine chassidistische Lehre erfüllte bereits die Atmosphäre in der Ukraine. Erzählungen und Sagen über seine Wundertaten rissen die jungen Seelen hin und begeisterten die Phantasie.

Als die Gerüchte über Bescht nach Wolhynien gelangten, wo der junge Rabbi Pinchas ein einsames Leben führte, bemächtigte sich seiner eine mystische Sehnsucht, die über seine trockene Gelehrsamkeit den Sieg davontrug. Er begann sich in die Kabbala und die Mussarliteratur zu vertiefen. Seiner besondern Liebe erfreuten sich die Bücher: „Chowath ha-lewawoth“, „Hilchoth Deoth“ von Maimonides, „Sefer ha-jaschar“ von Rabbenu Tam, „Hapardes“, der „Sohar“, und die Schriften des Rabbi Jizchak Lurja.<sup>123)</sup>

Die Lektüre jener Bücher riefen in seinem Innern eine geistige Revolution hervor. In völlig neuem Lichte erschien ihm nun die Welt, und er entdeckte in ihr Dinge, an denen er früher gedankenlos vorbeiging. Die frühere Zeit trockener Talmudstudien blieb in seiner Erinnerung als eine Periode unnützer Tätigkeit und geistiger Oede. Früher Pilpulist nach litauisch-jüdischer Art, war er jetzt gegen jene Geistesrichtung erbittert, und die Kabbala erschien ihm jetzt als der Urquell und der Inhalt alles Lebens. „Das Talmudstudium verschafft mir nicht soviel Freude und Genuss wie der Sohar.“<sup>124)</sup> In R. Pinchas kam damals die chassidische Anschauung auf, dass nicht das rabbi-



nistische Studium, nicht der gelehrte Wortstreit die Hauptsache ist, sondern vielmehr das reine, geläuterte Denken. „Du glaubst — sagte R. Pinchas — dass es nur ein Lernen in Stimme und Gespräch gibt; es gibt aber auch ein Lernen im Denken.“ Es „gibt eine Lehre (Thora), die höher ist als alles Sprechen: das ist das reine Denken“. Das reine Denken eines Menschen „vermag den endlosen Raum der Welt zu überblicken, ohne dass ein körperliches Ding es verhindert“. <sup>126)</sup>

Die Grundlagen seiner chassidischen Lehre sind: unmittelbarer, naiver Glaube ohne jede Klügelei und gute, ehrliche Eigenschaften ohne jede Absicht. „All mein Reden — sagte R. Pinchas — ist lediglich auf die Stärkung des Glaubens gerichtet, denn ich zeige, dass der Heilige (gepriesen sei er) in jedem Ding enthalten ist.“ „Auch in jedes einzelne Wort schliesst Gott seine Gegenwart (Schechina) ein“, denn „die ganze Welt ist Gott, der Heilige allein“. <sup>126)</sup>

Das Wesen des Judentums bilden nach ihm die „guten Eigenschaften“. „Wahrheit und Bescheidenheit“ sind auf seiner Fahne geschrieben, die er stets hochhielt. „Die Lüge ist ein ebenso grässliches Vergehen wie die Blutschande“; man solle lieber den Tod erdulden, als sich zu einer Lüge verleiten lassen. „Lieber soll die Seele deinem Leibe, als ein Wort der Lüge deinen Lippen entfahren.“ Ja, wenn die ganze Welt die Wahrheit gesprochen hätte, „so wäre Messias gekommen“. Er pflegte selbst den kleinen Kindern einzuschärfen, keine Unwahrheiten zu sagen, indem er dem kindlichen Gemüte seine Ideenwelt zugänglich zu machen versuchte. Seine Söhne lehrte er folgendes Gebet zu sprechen: „Herrscher der Welt, leite uns auf den Weg der Wahrheit.“ <sup>127)</sup>

Neben der Wahrheit ist die Bescheidenheit die zweite Hauptsäule des Judentums. „Wenn ein Mensch noch so fromm und tugendhaft ist, ist er dennoch nichts wert, sofern er auch nur einen geringen Teil von Stolz und Hochmut besitzt.“ Nur ein Mensch, der sich nicht überhebt, wird von der Schechina erleuchtet. Daher ist nach ihm die Macht des Gestraften höher als die des Strafenden. Denn „der Gestrafte, der so weit in der Bescheidenheit sinkt, dass er willig die Strafe empfängt, ist gewiss demütigen Geistes; es heisst aber: mit wem wohne ich (Gott)? mit dem Gebeugten und dem

Demütigen — folglich weilt die Schechina beim Gestraften“. Und von sich sagte er: „Ich wurde zu dem, was ich bin, nur damals, als ich in einer verborgenen Ecke lernte; jetzt aber, da ich eine hohe Stelle einnehme, verstehe ich die Schrift nicht.“<sup>128)</sup>

Der „wahre Israelit“ (haisch haisraeli, der israelitische Mensch) ist in seinen Augen über alles erhaben. „Der wahre Israelit umfasst die ganze Thora.“ Auch sein Leib oder — wie er sich ausdrückt — „das Tier in ihm“ ist geläutert, denn „wenn ein Mensch vom Licht der Erleuchtung berührt wird, so wird auch das Tier in ihm vom Licht berührt“.<sup>129)</sup> Und obwohl er im allgemeinen pessimistisch auf die Welt schaut und in ihr mehr Böses als Gutes entdeckt, betrachtet er dennoch den Menschen nur vom Standpunkte des Guten, das in ihm enthalten ist. Freilich besitzt der Mensch in gleichem Masse gute und schlechte Neigungen, die er Paradies und Hölle nennt.<sup>130)</sup> Aber Rabbi Pinchas macht es dem Menschen zur hehren Pflicht, dem Paradies in sich zum Siege über die Hölle zu verhelfen. Der Mensch hüte sich — sagt er — zu fluchen, zu schwören, zu zürnen oder traurig zu sein; er sei darauf bedacht, „in weichem, ruhigem Ton“ zu sprechen, jedes auszusprechende Wort auf der Wage der Vernunft genau abzuwägen, denn jedes Wort „kommt zum Menschen von oben“ und in jedem Wort „sind die zehn Emanationen enthalten“.<sup>131)</sup>

Der „wahre Israelit“ muss ein heiliges Gerät Gottes sein. Er muss darüber wachen, dass „jede seiner Bewegungen und Handlungen ein Weihedienst für den Schöpfer sei“. Aber nicht nur die Handlungen des Menschen müssen Gott geweiht sein. Auch seine Studien und Gedanken müssen den Stempel des Heiligen tragen. Er „gestattet“ das Studium „der Mathematik und anderer Dinge“, die „Lehre der Grammatik und andere Lehren“, jedoch mit der Bedingung, dass dieses Studium auf das Heiligste und Höchste gerichtet sein soll: auf die Thora, denn „alle Wissenschaften sind Abzweigungen der Thora“. Die Thora ist der Mittelpunkt alles Wissens, in ihr „werden alle Arzneien und Heilmittel angedeutet“.<sup>132)</sup> Kurz: die Thora ist alles, und alles ist die Thora. „Es gibt kein Ding, in dem die Thora Gottes nicht offenbart wäre.“ Und „wer da sagt: die



Thora ist ein Ding für sich, und das weltliche Wissen ein Ding für sich, der ist ein Ketzer“. <sup>133)</sup>

Eine der wichtigsten Formen des Gottesdienstes ist das Gebet. Denn „das Gebet und Gott bilden eine Einheit“, das Gebet allein ist „Gottheit“, und „jedes Wort der heiligen Reden und des Gebetes umfasst alle Welten, Engel und Seelen“. <sup>134)</sup> Das Gebet muss im Stillen verrichtet werden, leise und ohne Bewegungen, denn nur dann kann der Betende sich mit Gott vereinigen. Denn „das Wesen des Gebetes ist die Vereinigung mit dem Schöpfer der Welt, und das Wesen der Vereinigung ist das Abstreifen des Körperlichen, welches gleichkommt dem Ausscheiden der Seele (aus dem Leib). <sup>135)</sup>

An einem andern Orte führt er seine Gedanken über das „Abstreifen des Körperlichen“ folgendermassen aus:

„Sobald die Macht des Gedankens in göttlicher Fülle entfaltet wird, wird diese Macht, die nicht körperlich ist, so sehr stark, dass alles sinnliche Empfinden schwindet und die Ideen von der Materie losgelöst werden. Dann liegt es im Bereiche der Möglichkeit, im Gesichte des Geistes das abstrakte Denken zu einer greifbaren Form emporzuheben und die vollständigen, wesentlich menschlichen Wahrheiten zu erfassen.“ <sup>136)</sup>

Das Gebet muss allgemein und umfassend sein; der Betende richte seine Bitte nicht für sich allein, denn jedes Gebet, „das nicht im Namen des ganzen Volkes Israel geschieht, ist kein Gebet“. Und noch mehr: „Man muss auch für die Schlechten unter den Fremdvölkern beten.“ <sup>137)</sup> Man soll das Gebet am frühen Morgen verrichten, „ehe die Welt von leerem Tand erfüllt ist“ und „ehe der Mensch eitle Gespräche führt“. <sup>138)</sup>

Solcher Natur waren die Reden des Rabbi Pinchas. Sein Ruhm verbreitete sich rasch in der Welt der Chassiden, und sehr bald erfreute er sich des Rufes eines Heiligen. Von überall strömten die Chassiden herbei, um seine Lehren zu hören. Berühmte Männer gesellten sich zu ihm und wurden seine Jünger. Ganz besonders zeichnete sich sein Schüler Rabbi Refael aus Berschid aus. Sein Verhältnis zum Meister war wie das des Rabbi Nathan zu Rabbi Nachman von Brazlaw, oder wie das des Rabbi Jakob Joseph zu



Bescht. Er war sein Apostel. Er pflegte die Aussprüche des Meisters aufzuzeichnen, und nur ihm hat die chassidische Literatur es zu verdanken, dass die Worte des Rabbi Pinchas erhalten blieben. Rabbi Refael setzte das Werk seines Meisters auch nach dessen Tode fort. Um ihn scharte sich eine besondere Gruppe von Chassiden, welche unter dem Namen der „Berschider“ bekannt ist.

Rabbi Pinchas zog es vor, seine Lehre vor greisen Chassiden vorzutragen.<sup>139)</sup> Er fühlte sich zu den Alten hingezogen, weil er bei ihnen seine Lieblingstugenden vorfand: Einfachheit und Schlichtheit. Aus diesem Grunde bevorzugte er die einfachen Männer vor den berühmten und sprach mit Vorliebe vor dem Volke.<sup>140)</sup>

Er glaubte, dass die Worte des Zaddik in das Herz der Hörer eindringen und Früchte zeitigen müssen. „Wenn ihr wollet und höret — sagte er — so ist es gut, wenn aber nicht, so werden meine Worte euch verfolgen.“ „Denn jedes Wort hat einen für sich bestimmten Ort, selbst jedes Geräusch. Und wenn nun ein Mensch das Wort in sein Herz aufnimmt, so hat es Ruhe. Im andern Falle aber — verfolgen sie (die Worte) den Menschen mit allen Mitteln, bis der Mensch sich bessert und sie in ihm einen Ruheplatz finden.“<sup>141)</sup>

Und wirklich verfolgten die Worte des Meisters seine Schüler, und sie erreichten sie auch. Seine Jünger zeichneten sich durch gute und ehrliche Eigenschaften aus, besonders die „Berschider“, die unter dem Namen der „Schweigenden“ bekannt waren. Denn diesen Grundsatz schärfte ihnen der Meister ein: „Je sparsamer der Mensch mit seinen Worten umgeht, um so mehr kommt er der Heiligkeit näher.“<sup>142)</sup>

Denn durch Einschränken der Rede schränkt man sich ein im Verleumden, Lügen, Schmeicheln und ähnlichen Untugenden. Von sich selber sagte er, wie berichtet wird: „Ich hüte mich auch, viel wahres zu sagen, aus Furcht, unbewusst eine kleine Lüge auszusprechen.“ Rabbi Pinchas suchte seine Chassiden von allem Unschönen zu läutern. Er wachte darüber, dass sie sich durch ihre Tugenden auszeichnen und sich nicht mit andern vermischen. Und als der grosse Kampf zwischen den „Mithnagdim“ und den „Chassi-

dim“ von aussen und zwischen dem „Greisen von Schpoli“ und Rabbi Nachman von Brazlaw von innen entbrannte, befahl Rabbi Pinchas seinen Chassidim, „über diese Dinge nichts zu reden, sondern zu schweigen“. <sup>143)</sup>

Im Jahre 5651 (1791), am 14. Elul, starb Rabbi Pinchas in der Stadt Schpitowka auf einer Reise nach Palästina.

## XX.

Zu jener Zeit lebten in der Ukraine zwei Männer, die nicht durch ihre Gelehrsamkeit, sondern durch ihre Persönlichkeit auf die Entwicklung des Chassidismus grossen Einfluss ausübten. Der erste, R. Abraham, Sohn des R. Beer von Meseritz, ist im Volke als „der Engel“ bekannt. Der zweite war der nicht minder bekannte R. Lejb Sores.

Schon in seiner Jugend führte R. Abraham ein einsames, abgesondertes Leben. Er ass und schlief wenig und vertiefte sich hauptsächlich in das Studium der Kabbala. Sein Vater R. Beer war auch um die talmudische Ausbildung seines Sohnes besorgt und fand für ihn einen Lehrer in der Person seines Schülers, des berühmten Talmudisten R. Schneur Salmen. Allein der trockene Unterricht befriedigte die mystisch veranlagte Seele des Schülers nicht, und er suchte in jeder Stelle des Talmud kabbalistische Andeutungen. Als sich R. Schneur Salmen eines Tages darüber vor seinem Vater beklagte, sagte ihm dieser: „Lass nur meinen Sohn seine eigenen Wege gehen. Du deutest ihm den Talmud wie du ihn verstehst, und er deutet ihn nach seiner Auffassung. Zeige du ihm das Aeussere des Talmud, und er wird dir sein Inneres erklären.“

Ueber seine Art des Gottesdienstes ist folgende Sage erhalten. Den ganzen Tag war er in den Tallis (Gebetmantel) gehüllt, und immer schmückten die Tefillen (Stirnriemen) seine Stirn. In seinem Zimmer eingeschlossen, pflegte er sich ganz im Tallis zu verhüllen, sodass kein Mensch sein Gesicht sehen konnte. Und das Volk sagte von ihm: Er ist ein heiliger Mann, sein Gesicht ist wie das Antlitz Gottes, kein Sterblicher vermag ihn anzuschauen. Sein Enkel, R. Israel von Risin, sagt von ihm: „Er war ein leibhafter Engel; seine Speise



war die Haut eines jungen Täubchens; ein Mensch könnte mit solcher Speise nicht auskommen.“<sup>144</sup>)

Der Chassidismus suchte R. Abraham als einen Menschen darzustellen, der von lauter Geist beherrscht war und der seinen Leib und sein Fleisch unterdrückte. Als der Vater ihn überredete, eine Frau zu nehmen — so erzählt die Sage — da weinte er, denn wie könnte er sich so erniedrigen und eine Frau berühren? Jedoch willigte er ein, nur der Erfüllung des ersten Gebotes wegen: „Vermehret euch!“ Er überwand seine Scheu vor der Ehe und führte eine Gattin heim, die ihm vier Kinder schenkte: zwei Söhne und zwei Töchter. Er sagte darüber: Viermal berührte ich meine Frau, viermal pflanzte ich Pflanzen.

Einer der Frommen jener Zeit, R. Jizchak von Radziwilow, wollte den „Engel“ sehen und betrachten. Er besuchte ihn am Vorabend des Fasttages des 9. Ab und begab sich mit ihm in das Gotteshaus, um die Klagelieder (Kinot) zu sprechen. Alle Leute sassen auf dem Boden, und der Vorbeter begann zu klagen: „Wie ward verlassen die einzige Stadt . . .“ Da erhob R. Abraham laut seine Stimme und schrie auf: „Echah!“<sup>145</sup>)

Und er verbarg seinen Kopf zwischen die Kniee und blieb still. Schon hatte der Vorbeter die Gebete zu Ende gesungen, schon waren alle Leute heimgegangen, er aber blieb immer noch sitzen, das Haupt zwischen den Knien und sprach kein Wort und machte keine Bewegung mit seinem Körper. R. Jizchak, sein Gast, wartete bis zur Mitternacht, aber dann ging auch er heim. Am nächsten Morgen ging er wieder ins Gotteshaus, und siehe da! noch immer sass R. Abraham wie zur Stunde, da er ihn im Gotteshaus verlassen hatte. Bis zum Abend blieb R. Abraham so sitzen. „Nicht umsonst — sagte nachher R. Jizchak — nennt man ihn den ‚Engel‘. Dieser Name entspricht sowohl seinem Wesen, als seinen Taten.“

Der Zaddik R. Baruch von Medziboz, jener Enkel des Bescht, der seine zeitgenössischen Kollegen im allgemeinen sehr gering einschätzte und den kühnen Spruch tat: „Ich will der Fürst über alle Zaddikim sein“<sup>146</sup>), musste jedoch vor R. Abraham, dem Engel, das Haupt verneigen. Als er einmal hinging, um sich „das grosse Wun-



der“ anzusehen, konnte er sich nicht entschliessen, das Zimmer zu betreten, in dem der „Engel“ sass, sondern er blieb draussen stehen, um durch die Fensterscheiben dem grossen Manne zuzuschauen. Und als der „Engel“ aufstand und R. Baruch ihn erblickte, fiel eine so grosse Furcht über ihn, dass er davonlief.

In Fastow (Gouv. Kiew), seinem letzten Aufenthaltsorte, lebte der „Engel“ wie früher abgesondert und in seinem Zimmer verschlossen. Jedoch das Volk war vom heissen Wunsche beseelt, einmal sein Antlitz zu erblicken. Und als der Zaddik, Rabbi Nachum von Tschernobyl, durch das Städtchen fuhr, baten ihn die Leute aufs Inständigste, er möchte den „Engel“ überreden, sich dem Volke zu zeigen. Rabbi Nachum riet ihnen von ihrem Vorhaben ab und erklärte ihnen die Gefahr, die ihnen drohe, wenn sie den Engel Gottes schauen würden. Aber da die Leute sehr darum baten, gab er nach. Es war gerade ein Tag, da bei einem Einwohner des Städtchens das Beschneidungsfest stattfinden sollte. Der „Engel“ sollte Sandik und Rabbi Nachum Mohel (Beschneidender) sein. Da das Fest in der Synagoge gefeiert werden sollte, versammelten sich dort alle Einwohner der Stadt, klein und gross, und es geschah ein grosses Wunder, dass alle Leute im kleinen Raume des Bethauses Platz fanden. Da trat nun der „Engel“ ein, die Brust mit dem Tallis bedeckt. Er setzte sich auf den Stuhl, um das Kind zu empfangen. Langsam begann er den Tallis zu lüften. Das Volk stand und schaute mit grosser Ungeduld, denn es konnte die Stunde nicht erwarten, da es das Gesicht des heiligen Mannes erblicken durfte, das Angesicht Gottes mit eigenen Augen! Aber wie gross war der Schrecken des Volkes, als der „Engel“ ihm sein Antlitz zeigte. Bestürzt flohen alle aus dem Gotteshause!

So suchte die chassidische Volksphantasie R. Abraham als Engel darzustellen. Und die Chassiden glaubten und glauben noch heute, dass er ein Engel war, der nur eine körperlich-menschliche Hülle hatte.

Sein abgesondertes Asketenleben fand die heftigste Gegnerschaft in der Person seines Vaters, des Predigers Beer von Medsiritsch. Häufig bat er ihn, diesen Weg zu verlassen, aber alle seine Bemü-

hungen blieben ergebnislos. „Auch nach seinem Tode — berichtet die Sage — erschien R. Beer seinem Sohne, dem heiligen Engel, und ersuchte ihn, aus Ehrfurcht vor dem väterlichen Willen, den Weg des Asketenlebens zu verlassen, denn dieses strenge Asketenleben, das soweit führe, dass man die Stufe des „Engels“ erreiche, sei sehr gefährlich. Jedoch der Sohn antwortete ihm, er kenne keinen fleischlichen Vater, er anerkenne nur den Vater des Erbarmens, den lebendigen Gott.“ <sup>147)</sup>

So sehr sich R. Abraham in seiner Lebensweise und der Art seines Gottesdienstes von seinem Vater unterschied, so sehr waren sie sich in den grundsätzlichen chassidistischen Lehren ähnlich. Seine chassidistischen Schriften, die unter dem Titel „Chesed l'Awrohom“ gesammelt sind, weisen keinerlei Abweichung von dem Beschtianischen Chassidismus auf. Auch er sieht in dem Zaddik den Grund, die Wurzel, die Seele der Schöpfung. „Der Zaddik — sagt er — ist die Basis der Welt. Durch ihn kommt das Gute und das Ganze in die unteren Welten. Denn keine Offenbarung ist möglich, ehe sie dem Zaddik zuteil wird.“ <sup>148)</sup>

„Der Zaddik bringt göttliche Begriffe in alle Welten“, und durch ihn „wird das ganze Geschlecht erhoben“, „und alles wird vollkommen durch den Zaddik.“ <sup>149)</sup>

Das Wesen des Gottesdienstes ist nach ihm die Liebe zu Gott. „Durch die Liebe werden alle niederen Stufen emporgehoben.“ <sup>150)</sup> Mit dieser Anschauung steht er dem Bescht näher als seinem Vater, R. Beer, für den die Gottesfurcht das Wesen des Gottesdienstes ausmachte.

Gleich Bescht und seinem Vater verherrlichte auch er das „lautere Denken“. „Das Denken eines Menschen ist seine Seele, es ist der Teil der göttlichen Majestät.“ <sup>151)</sup>

Am 12. Tischri des Jahres 5537 (1777) starb R. Abraham in Fastow. Er erreichte ein Alter von ungefähr 36 Jahren. Der Zaddik R. Pinchas aus Koritz sagte damals: „Wäre der Engel nicht so jung gestorben, wären alle Zaddikim ihm untertan geworden.“

Auf dem Grabe des „Engels“ steht ein altes Häuschen. Der



Ort gilt dem Volke als heilig. Bei jedem Unglücksfall gehen sie dorthin, um vor dem „heiligen Grabe“ zu beten.

\*                      \*                      \*

Geheimnisvoll ist das Leben des R. Lejb Sores. Sein Geburtstag ist unbekannt. Ebenso wenig bekannt sind seine Herkunft und seine Familienverhältnisse. Seine ganze Biographie setzt sich zusammen aus einer Reihe von Sagen und Ueberlieferungen, die der ukrainische Chassidismus gesammelt und mit liebevoller Treue und peinlicher Genauigkeit bis auf den heutigen Tag aufbewahrt hat.

Er pflegte oft seinen Zeitgenossen Beer von Medziboz zu besuchen, und dieser fand nie genug Worte des Lobes für ihn. Ihm war eine eigene Stellung im Chassidismus beschieden. Er hielt keine belehrenden Vorträge, schrieb keine Bücher, pflegte auch keinen regen Verkehr mit den Chassiden. Die Chassiden in der Ukraine wussten von ihm als von einem wunderbaren Mann zu erzählen, von einem Zaddik, der hoch über ihnen und weit entfernt von ihnen stehe. Sie wussten, dass er nicht für sie, sondern für die 36 verborgenen Zaddikim des Geschlechtes in die Welt geschickt wurde.

Denn in jedem Geschlechte leben 36 verborgene Zaddikim, die — nach der jüdisch-mystischen Lehre — durch ihre Gerechtigkeit das Bestehen der Welt bewirken. Niemand weiss, wo sie wohnen, noch was sie tun und wie sie handeln. Vielleicht gehört einer jener armen, elendgekleideten, völlig ungebildeten und unwissenden Bettler, die auf der Strasse kaum dein Aufsehen erregen, eben zu jenen 36 verborgenen Gerechten des Geschlechtes? Denn sie sind ja „verborgen“.

Und in jedem Geschlechte gibt es einen Zaddik, dem die Aufgabe zufällt, zwischen den verborgenen und offenbaren Gerechten seines Geschlechtes zu vermitteln. Er muss auch für ihren Unterhalt sorgen. Diese hohe Aufgabe fiel nun R. Lejb Sores zu.

In dieser Hinsicht wob die chassidische Sage um das Leben R. Lejbs seine Sagen und Märchen. Durch diese Aufgabe des Meisters erklärte der Chassidismus auch sein unstetes Wanderleben: Er verkehrte persönlich mit jedem der 36 verborgenen Zaddikim, die da und dort in der Welt zerstreut waren, und musste daher von einem



Ort zum andern wandern. Die Sage weiss zu erzählen, dass ihm sehr oft das Wunder der „Strecken Kürzung“ („Kfizath haderech“) zu teil wurde, denn er ereilte den entferntesten Ort in sehr kurzer Zeit.

Ueberall wo er hinkam, eröffnete er einen Verkaufsladen, der aber meistens leer war. Noch heute sagt man bei den Juden der Ukraine von einem armen Geschäft: „Das Geschäft des R. Lejb Sores.“ Nicht Käufer kamen zu ihm ins Geschäft — sagt die Sage —, sondern es war dies der Ort, wo er die verborgenen Zaddikim unauffällig empfangen konnte.

An jedem Markttag sah man R. Lejb Sores, wie er gesenkten Hauptes, wie ein armer Mann gekleidet, auf den Strassen ging, als würde er etwas suchen: er suchte die 36 Zaddikim.

Und die Chassiden der Ukraine schauten zu ihm mit Achtung empor. Sie fürchteten sich, ihn anzureden, denn sie wussten, dass er nicht ihretwegen in die Welt kam. Sie glaubten aufrichtig und unerschütterlich, dass er ein Heiliger und ein grosser Zaddik sei, in dessen Händen das Leben im Dies- und Jenseits liege.

Und der Name R. Lejb Sores wurde ein Symbol. Bis zum heutigen Tage glauben die ukrainischen Chassiden, dass man jedes Unglück verhüten kann, wenn man bei Blitzesschein den Namen R. Lejb Sores dreimal hintereinander spricht. Man fand sogar im uralten Buche „Rasiel Hamalach“, dessen Verfasser kein geringerer sein soll, als der Engel Rasiel, der dem ersten Menschen (Adam), nach der jüdischen Mystik, dieses Buch übergab, unter anderen heiligen Namen auch den des R. Lejb.

Seine Geburt liegt im Bereich der Sage. Dem Sagenreiche gehört auch sein ganzes Leben, und auch nach seinem Tode lebt er fort im Reiche der Sage.

## XXI.

Von einer ganz anderen Art ist der Chassidismus in Litauen. Hier traf er andere Juden und einen anderen Meister und Führer: R. Schneur Salman aus Ladi.

Litauen, die Stätte der vielen Talmudschulen, wo der Rabbinismus seine unbeschränkte Gewalt ausübte, war durchaus nicht ge-

eignet zu einer Idee, die hauptsächlich auf Gefühl und Intuitionen basiert. Und R. Schneur Salman, „der Gelehrte“, der auch, nachdem er Schüler des R. Beer wurde, seinen „Rabbinismus“ nicht ablegte, hat auch den Chassidismus ganz anders aufgefasst als seine Gesinnungsgenossen R. Nachum Tschernobiler und R. Levi Jizchok Berditschewer u. n. a.

Er, der rabbinistische Rationalist, ist nunmehr zum chassidistischen Rationalist geworden. Er begründete einen Chassidismus, den er mit dem Namen Chabad (Abbraviatur: Chochmah, Binah, Daath, Weisheit, Vernunft, Wissen), die drei ersten der zehn Sefiroth (göttlichen Emanationen) bezeichnete. Während dem ukrainischen Chassidismus nur das Gefühl zugrunde liegt, hat der chabadistische Chassidismus die Vernunft zur Grundlage, denn „das Wesen, der Urquell aller Tugend ist Weisheit, Vernunft und Wissen“. <sup>152)</sup> „Das Wesen der Seele ist die Vernunft“ und „die Erkenntnis ist es, von der der Glaube seine Nahrung und Stärke erhält“. <sup>153)</sup> Die Sittlichkeit, die als Folge der Vernunft erscheint, ist erhabener, als die in der menschlichen Natur wurzelnde, „und die aus dem Wissen entsprungene Tugend ist höher als die Tugend, die nicht durch die Erkenntnis begründet ist“. <sup>154)</sup>

Der Chabadismus ist die Philosophie des Chassidismus, während die ukrainische Auffassung seinen poetischen Gehalt bildet. Der litauische Chassidismus, der Chabad, kennt nicht jene „heiligen Geschichten“, von denen der ukrainische so viel zu berichten weiss. Das dichterische Moment, die ukrainisch - chassidische Erzählungsgabe, die so viele wunderbare Legenden geschaffen hat, geht dem Chabad völlig ab.

Und während seine Gesinnungsgenossen, die Gefühlsmenschen, die rabbinische Lehre bekämpften und nur als Mittel und nicht als Selbstzweck angesehen haben, während R. Jakob Josef, der Nestor unter den Schülern des Bescht, ausdrücklich befahl: Der Mensch soll nicht allzu eifrig sich mit Talmudstudien befassen, das Gebet allein ist das Wesentliche, womit er an eine Aeusserung des Bescht anzuknüpfen schien, welcher einmal erzählte, es sei ihm das grosse Glück zuteil geworden, dass sich ihm erhabene Dinge geoffenbart



haben, nicht weil er sich viel mit dem Talmud und anderen rabbinischen Schriften beschäftigte, sondern einzig und allein mit dem Gebet, das er immer mit grosser Andacht verrichtete, und dieses habe ihm zu dieser hohen Stufe verholfen, . . . konnte R. Schneur Salman, der Rationalist, sich auf keinen Fall zu dieser Ansicht bekennen und befahl: „während du dich mit der Halacha beschäftigst, sollst du dein Studium, um des Gebetes willen, nicht unterbrechen“. <sup>155)</sup> Denn er findet in der Halacha die „Ausbreitung und die Ausgiessung des Lichtes des Willens Gottes und die höchste Weisheit“. Der Mensch muss die Gemara lernen, selbst wenn die Dinge keinen praktischen religiösen Wert haben, selbst „solche Halachoth, die für keinen Menschen nötig sind“. <sup>156)</sup> „Denn die Halachoth, die die Tanaiten ausgesprochen haben, bilden die wahre Erkenntnis der Gottheit.“ <sup>157)</sup> Denn „jede Halacha ist die Weisheit und der Wille Gottes, in dessen Wille es lag, dass der eine, Reuben, so, und der andere, Schimon, <sup>158)</sup> anders spricht, selbst wenn die Aussprüche sich auf Dinge beziehen, die nie vorhanden waren . . . Wenn also ein Mensch mit seinem Verstand die Halacha begriffen hat, so hat er ebenfalls den Willen und die Weisheit Gottes begriffen. Denn der Willen und die Weisheit Gottes können nur durch ihre Offenbarung, wie sie in der Halacha offenbart sind, erkannt werden. <sup>159)</sup> Und er befahl seinen Chassidim, man solle jedes Jahr in jeder Stadt den ganzen Talmud durchstudieren in der Art, dass man jedem von ihnen einen Teil zum Durchstudieren übergebe, so dass während des Jahres der ganze Talmud durch alle Chassidim der Stadt durchgelernt werde. <sup>160)</sup> Und als der Zaddik R. Schlomeh Karliner einmal den Wunsch äusserte, sich in seiner Nähe niederzulassen und von ihm die Erlaubnis erbat, bewilligte er sie ihm nur unter der Bedingung, dass er das Talmudstudium und seine Anhänger nicht missachten solle.

Durch R. Schneur Salman widerfuhr dem Chassidismus das gleiche Schicksal, wie seiner Vorgängerin, der Kabbala. Von der Kabbala, die zum Rabbinismus in so schroffem Gegensatze steht, hat letzterer gerade durch einen der Kabbalisten seine stärkste Stütze erhalten: Der Verfasser des „Schulchan-Aruch“ war R. Joseph Karah,



der Kabbalist, der berühmte Lehrer des R. Moses Kordviro, welcher behauptete, dass die Kabbalisten auf einer weit höheren Stufe stehen, als die Bibel und Mischnahgelehrten.<sup>161)</sup> — Und der Chassidismus, der doch auch dem Rabbinismus mit seinen Theorien und Gesetzen so feindlich gegenübersteht, hat letzterem durch einen seiner Führer eine neue Befestigung geliefert: R. Schneur Salman verfasste einen „Schulchan-Aruch“.

R. Schneur Salman, der Litauer, der in den Chassidismus das rationalistische Moment hineingetragen hatte, er allein konnte ein neues Gesetzbuch schaffen. Bei ihm sehen wir die zwei Extreme, den Rabbinismus und Chassidismus, sich berühren, weil nach ihm beiden ein und derselbe Mittelpunkt eigen ist, nämlich die Vernunft.

## XXII.

So standen diese beiden Richtungen, der Chassidismus der Vernunft und der des Gefühls, einander gegenüber, und es gab keinen Frieden unter ihnen. Es war auch nicht denkbar, dass zwischen diesen beiden Anschauungen im Chassidismus eine Versöhnung eintreten solle. Beide standen sich nun im Kampfe gegenüber und jede berief sich auf ihr alleiniges Recht. Die Ukrainer Chassidim meinten, der Chassidismus sei eine aus dem Gefühl entstandene religiöse Strömung, eine populäre Erscheinung, an der alle Schichten des Volkes Anteil haben; nur deswegen müsste er gegen die rabbinische Lehre und ihre Tendenzen ins Feld ziehen, da diese nur das Erbe einzelner sei, der „Verstandesmenschen“, und der chabadistische Chassidismus habe sich auch nur zu einer neuen Verstandestheorie herangebildet, an der ebensowenig das ganze Volk teilnehmen könne. Hingegen behauptete der Chabadismus: Die chassidistische Idee soll nicht zu einer ganz gewöhnlichen, vulgären Sache herabgezogen werden. Er kann ohne inneren Gehalt, der in Vernunft und gründlicher Ueberlegung seine Wurzel hat, nicht bestehen.

Und es begann der Chabadismus mit einem gewissen Stolz auf den ukrainischen Chassidismus herabzusehen. Er nannte ihn zuweilen gemein, plebejisch. Ebenso wie die Religion überhaupt durch ihren geistigen Gehalt und die praktischen Uebungen auf Intelligenz und

Masse sich verteilt, so auch der Chassidismus im allgemeinen. Der Chabadismus betrachtete sich als die aristokratische Richtung im Chassidismus, die nur für die „Auserwählten“ bestimmt ist, während die anderen Auffassungen der Masse angehören.

Und in der Tat sind beide über das Mass hinausgegangen, ebenso die Chassidim der Ukraine wie die aus Litauen. Während der ukrainische Chassidismus sich in lauter Gefühl und Phantasie aufgelöst hat, sodass er allmählich sein wahres Wesen einzubüssen begann, hat sich die chabadistische Richtung zu einer neuen Vernunftlehre, zu einem chassidistischen Rationalismus herausgebildet. Und wer weiss, wie weit sich diese beiden in ihren Uebertreibungen noch verloren hätten, wenn nicht in jedem dieser beiden Lager ein kritischer Geist aufgetaucht wäre, der es verstand, die wahre Mitte zu finden. Im litauischen Chassidismus erstand dieser Mann in dem Chassid R. Aron Strascheler, dem angesehenen Schüler R. Schneur Salmans, und in der Ukraine war es R. Nachman Brazlawer.

R. Aron Strascheler, der mit seinem Meister dreissig Jahre verkehrt hatte, war der erste unter den Chabadisten, der im litauischen Chassidismus das Gefühl und die Begeisterung wieder herstellte, und in seinen Werken bekämpfte er alle diejenigen, die dies vom Chassidismus zu entfernen suchen. Bald ist er dadurch mit dem offiziellen litauischen Chassidismus in einen heftigen Konflikt geraten und musste manche Verfolgungen über sich ergehen lassen. Auch sein Meister kehrte ihm in der letzten Zeit den Rücken, allein er achtete nicht auf all die Feindseligkeiten und verfolgte weiter den Weg, der ihm als der richtige erschien. Nach dem Tode seines Meisters ist unter den Chabadisten eine Trennung entstanden: Mehrere von ihnen verblieben als Anhänger des „Mittleren Rabbi“, während viele sich R. Aron angeschlossen und seine Ideen zusagender gefunden haben.

R. Nachman Brazlawer sah auch ein, dass der ukrainische Chassidismus im Sinken begriffen sei. „Hie und da beginnen die Chassidim abzukühlen“, die göttliche Eingebung, die den Bescht erleuchtete, ist erloschen und erscheint nicht mehr wieder. Die wahre Gestalt des Chassidismus ist verwischt worden und blieb matt und farblos.



Und er, R. Nachman, wollte ihn wieder zu Ehren bringen, ihn zu einem „unvergänglichen Dinge“ machen. Einerseits war er der erste, der gegen den Chassidismus jener Zeit offen aufgetreten ist, während ausser ihm niemand sich unterstand, eine derartige Kritik an dem Chassidismus zu üben. Ferner bemühte er sich, dem Chassidismus eine tiefere und anschaulichere Form zu geben, begründet auf Mystik und Intuition, denn das ist ja die Basis des beschttischen Chassidismus. Und er selbst pflegte zu sagen: „Ich gehe einen neuen Weg, den niemand vor mir je betreten hat. Dieser Weg ist zwar sehr alt, und doch ist er ganz neu.“

\*                      \*

R. Nachman starb (1810) und mit ihm ging der letzte grosse jüdische Mystiker und Erneuerer des Chassidismus dahin. Sein Hauptwerk „Lekute Mahran“, das sich an der Seite der berühmten chassidischen Werke wie „Toldoth Jakob Joseph“, „Magid Dworow Lejakob“, „Tanja“ stellen kann, war das letzte tief eingreifende grosse Werk in der chassidischen Literatur. Was nachher geschrieben wurde, und es wurde sehr viel geschrieben, war alles nur Nachahmung und Wiedererzählung.

Von da an beginnt der Chassidismus zu erstarren. Die Chassidim haben sich zwar vermehrt. Tagtäglich scharten sich neue Scharen von Chassidim um ihre Zaddikim, aber der Chassidismus ist erstarrt. Keine neuen Gedanken, keine Vertiefung, keine Phantasie wurden ihm neu zugeführt, er nährte sich nur von seiner grossen Vergangenheit. Der Kern, die Grundlage des Chassidismus, die seine alten Meister geschaffen, ist zwar geblieben, aber ohne diesen Schwung, ohne das tiefe Gefühl des Idealismus der Blütezeit.

Von nun an beginnt sich der starre „Zaddikismus“ mit seinen vielen „Dynastien“ auszubreiten. Der „Zaddikismus“, der für das Zusammenleben der Chassidim, für die Verstärkung ihrer Organisation sehr viel geleistet hat, brachte aber die Gefahr der Zersplitterung unter den Chassidim selber mit sich, denn jeder Zaddik bekämpfte den andern konkurrierenden Zaddik. Dieses führte unter den Chassidim vielfach zu sehr peinlichen Auseinandersetzungen.

Der Kern des Chassidismus lebt, wie gesagt, noch heute und wird auch noch lange leben. Denn eine so tiefeingreifende Idee wie der Chassidismus, die tief, tief im ganzen Gefühlsjudentum bis zu den Propheten hinauf wurzelt, kann nicht spurlos aus dem Judentum verschwinden. Allein der Chassidismus erwartet seinen Erneuerer, einen Erneuerer von innen heraus, einen neuen Rabbi Nachman von Brazlawer, einen neuen Rabbi Levi Jizchok von Berditschew u. a.



# VOM GEMEINSCHAFTSLEBEN DER CHASSIDIM.

## I.

Die Lehre des Rabbinismus, die sich im Mittelalter von Sura und Pumbedita nach Deutschland und Frankreich verpflanzt hatte, verlieh den in diesen Ländern lebenden Juden ein besonderes Gepräge und machte sie im Laufe der Zeit ganz wesensverschieden von den Juden Spaniens, die unter dem Einfluss der dort zur höchsten Entwicklung gelangten jüdischen Mystik, der Kabbala, standen. Diese geistige Differenzierung führte zu einem tiefen inneren Riss zwischen den beiden Judentypen, dem rationalistischen und dem romantischen. Der spanische Jude schaute auf den deutschen herab und machte in seiner Geringschätzung selbst vor den Gelehrten und Schriftstellern nicht Halt.<sup>1)</sup> Nach der Vertreibung der Juden aus Spanien kam es zu einer gewissen Annäherung zwischen den spanischen Juden und denen der anderen Länder — dadurch, dass die Verbannten die jüdische Mystik in ihre neuen Zufluchtsstätten brachten und ihr dort Eingang zu verschaffen wussten. Aber der innere Gegensatz, den Jahrhunderte geschaffen hatten, wurde nicht ganz verwischt.

Um jene Zeit breitete sich die jüdische Mystik besonders im Orient aus, wo zahlreiche spanische Juden ein gesichertes Asyl gefunden hatten, während sich der Mittelpunkt des Rabbinismus nach Grosspolen (Lublin, Krakau, Lemberg) verschob, wo die in Deutschland und Böhmen bedrängten Juden für ihr materielles und geistiges Leben Zuflucht suchten. In der Folge drang dort auch die Kabbala ein — zunächst die spanische Richtung. Dann kam auch die deutsch-lurjanische Richtung dazu — aus dem Orient über Italien, das damals rege Handelsbeziehungen zu Polen unterhielt. Die Juden Polens standen demgemäss im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts unter dem Einfluss beider Geistesrichtungen: des Rabbinismus und der Kabbala. Mit der Ueberhandnahme der Leiden und Bedrängungen der Juden in Polen nahm auch der Mystizismus überhand

und schaffte einen fruchtbaren Boden für die pseudomessianischen Bewegungen der Sabbathai-Zwi und Jakob Franks.

Je mehr der Einfluss der Kabbala zunahm, desto mehr wurde der Rabbinismus zurückgedrängt. Der ihnen innewohnende Gegensatz duldet ihr Zusammensein auf die Dauer nicht. Der Rabbinismus wandte sich nach Litauen, das damals politisch mit Polen verbunden war. Es entstanden dort grosse Jeschiboth, und die talmudische Gelehrsamkeit mit ihrem rationalistischen Pilpul eroberte sich den Geist der litauischen Juden. Polen aber wurde zum Mittelpunkt der jüdischen Mystik, ohne die talmudische Gelehrsamkeit ganz verschwinden zu lassen. Aus Polen drang die Kabbala zu den Juden der Ukraine, bei denen der Rabbinismus überhaupt nie feste Wurzeln gefasst hat.

So sehen wir, wie sich die Juden trotz der Gleichartigkeit ihrer politischen und geographischen Lage unter dem Einfluss verschiedener geistiger Strömungen zu drei besonderen Typen — man möchte fast sagen Arten — differenzieren: dem rationalistischen, talmudischen Litauens, dem rein mystischen der Ukraine und dem rationalistisch-mystischen als Verschmelzung beider Richtungen in Polen. Während also zwischen den polnischen und litauischen Juden einerseits und den ukrainischen andererseits Verbindungsfäden bestanden, befanden sich die litauischen und die ukrainischen Juden in einem schroffen Gegensatz zueinander. Hatte in der spanischen Aera der Mystizismus seine Ueberlegenheit gegenüber dem Rationalismus bekundet, so schaute hier der gelehrte litauische Jude mit Geringschätzung auf den ukrainischen, den „Am-Haarez“, den Unwissenden, der selbst in der Kabbala nichts Neues und Tiefsinniges zu schaffen wusste, sondern lediglich in schlichter Herzenseinfalt an ihr hing. Nur bei den polnischen Juden, die ihnen in der Gläubigkeit nahestanden, fanden die ukrainischen Juden Verständnis und Stütze.

In einer solchen Zerklüftung traf der Chassidismus des Baal-Schem die Judenheit an und machte sich zur Aufgabe, zwischen den Extremen zu vermitteln. Gelang es ihm auch nicht, die Judenheit zu einer vollkommenen Einheit zusammenzuschmieden, so ver-



mochte er doch einen grossen, ansehnlichen Teil unter einer Fahne zu sammeln.

Keine Geistesrichtung war auch geeigneter, die Abgründe zwischen den divergierenden Richtungen zu überbrücken als der Chassidismus. Hat ja der Baal-Schem immer wieder „Zusammenschluss der Genossen“ und „Liebe“ als Grundsätze seiner Lehre gepredigt. „Ich bin auf diese Welt gekommen“, — gab er einem zur Antwort, der ihn fragte, weshalb er gegen Kasteiungen und Fasten sei, — „um einen neuen Weg zu zeigen, dass der Mensch darauf bedacht sei, sich drei Dinge zu eigen zu machen: Liebe zu Gott, Liebe zu Israel und Liebe zur Thora. Dann bedarf es der Kasteiungen nicht.“ Der Chassidismus hatte Liebe und Mitleid für jedermann und nahm selbst die mit offenen Armen auf, die der Rabbinismus aus seinem Lager stiess. „Nicht tadeln und schmähen“ — so lehrte der Baal-Schem — „sondern nach einer Rechtfertigung suchen. Bemerkte man etwas Hässliches an einem Menschen, so darf man nicht übersehen, dass auch da Sein Name, gelobt sei er, ruht. Denn kein Ort ist Seiner bar. Man tadle daher keinen Menschen, selbst den Frevler nicht, denn auch im Bösen liegt Gutes und die Lüge bürgt eine Wahrheit in sich.“ „Weist man seinen Nächsten zurecht, so muss das aus Liebe geschehen.“ „Auch für seine Feinde soll man beten.“ <sup>2)</sup>

Nach diesen ethischen Grundsätzen verhalf der dem Chassidismus eigene Geist des Mysteriösen, der Seelenüberschwang, das starke, grosse Sehnen nach Geistigkeit, nach dem Unendlichen zu einer Versöhnung der Gegensätze.

Dieses Streben beseelte den Chassidismus schon bei seiner Entstehung und gelangte durch die Schüler des Baal-Schem und deren Schüler zur vollen Entfaltung. Nicht trennen, sondern vereinigen, nicht niederreißen, sondern aufbauen wollte er, nicht auseinanderreiben, sondern einander nähern. Musste er auch hie und da zerstören, so geschah es nur, um bauen und erneuern zu können.

Hatte schon die Kabbala, die Vorgängerin des Chassidismus, einigend gewirkt, so vermochte dies der Chassidismus mit seiner unverbrauchten neuen Lebenskraft bereits bei seinem ersten Auf-

treten in einem noch höheren Masse. Unter seiner Fahne sammelten sich bald die verschiedenen Arten der Juden: die aus Litauen, die aus Polen und die aus der Ukraine. Der Chassidismus umspannte mit feinen aber starken Fäden seine weit voneinander getrennten Anhänger, in Karlin, Minsk und selbst Wilna, der Feste seiner Gegner, dem Sitze des Wilnaer Gaon. Zuerst im geheimen, dann, als er seine Kräfte wachsen fühlte und sein wahres Antlitz zeigen durfte, offen, ja aggressiv. Er erhob bald den Anspruch, eigene Lebensformen für seine Anhänger zu schaffen — durch besondere Gebetbücher, besondere Bethäuser, besondere Rabbiner, Vorbeter, Schächter und besondere Druckereien.<sup>3)</sup> So wollte er sich ein eigenes geistiges Zentrum innerhalb der grossen jüdischen Gemeinschaft bilden, die ihn mit den schärfsten Mitteln zu bekämpfen begann und selbst vor Bann und Denunziationen nicht zurückscheute. Der Drang nach Ausbreitung war es auch, der Rabbi Beer von Meseritsch, den Nachfolger des Baal-Schem, veranlasst hatte, nicht die „heilige Stadt“ Medsibosch, den Sitz und die Grabstätte seines Vorgängers, sondern Meseritsch zu seiner Residenz zu wählen. Meseritsch ist eine wolhynische Grenzstadt, zwischen Litauen und Polen. Rabbi Beer, dieser erste grosse Organisator des Chassidismus, wollte so kraft seiner gewaltigen Persönlichkeit alle drei Judentypen im Chassidismus vereinigen, was ihm auch in einem gewissen Sinne gelang. Nach seinem Tode kehrten seine Schüler aus den genannten Ländern in ihre Heimat zurück und suchten dort den Chassidismus in der Ausprägung, die ihm ihr Lehrer gegeben hatte, zu verbreiten.<sup>4)</sup>

Wie wohlthätig die einigende Kraft des Chassidismus schon damals gewirkt hat, ersehen wir aus folgender merkwürdigen Tatsache. Zwischen den spanischen und deutschen Juden in Palästina bestanden schwere Gegensätze, die immer wieder zu neuen Reibungen und unschönen Kämpfen führten. Die Führer der deutschen Juden hatten sich oft über das übelwollende Verhalten der spanischen Juden bitter zu beklagen.<sup>5)</sup> Als aber im Jahre 5637, also vor etwa 140 Jahren, Rabbi Mendel von Witebsk, der Schüler des Baal-Schem und des Rabbi Beer von Meseritsch, nach Palästina zog und dort dem Chassidismus Anhänger warb, trat bald eine Annäherung der feindlichen



Gemeinden ein. Die spanischen Juden begannen, Anschluss an die anderen Juden Palästinas zu suchen, ja sie liessen sich sogar herbei, sich mit deutschen Juden zu verschwägern, was bis dahin verpönt war.<sup>6)</sup> Sie fanden im Chassidismus den Widerhall der alten jüdischen Mystik, der ihr Sehnen galt.

## II.

Seit den Essäern, die manche Berührungspunkte mit den Chassidim haben, hat es bis zum Auftauchen des Chassidismus innerhalb der jüdischen Gemeinschaft keine Sekte mit besonderen geistigen und sozialen Lebensformen gegeben; denn die Karäer standen ausserhalb des offiziellen Judentums. Die Chassidim dagegen bildeten schon recht früh eine wohlorganisierte, selbständige Sekte, ohne sich von der Gesamtheit loszulösen. Sie zerfielen zwar bald in zahlreiche Einzelgruppen, von denen jede ihren Zaddik und Führer hatte. Aber trotz dieser Differenzierung bildeten sie eine innere Einheit, wie Ringe einer Kette. Die verschiedenen Dynastien und ihre Anhänger standen oft in heftigen Kämpfen einander gegenüber, nach aussen aber bildeten sie eine geschlossene Gruppe, stillschweigend ein Schutz- und Trutzbündnis, eine Sekte — die des Chassidismus.

An der Spitze dieser Sekte steht der Zaddik — der Uebermensch des Chassidismus. Nicht durch Wahl der Anhänger an die Spitze berufen, wie etwa bei den Essäern. Der Baal-Schem, der Begründer des Chassidismus, hat selbst seinen Nachfolger, den Rabbi Beer von Meseritsch, bestimmt und ihn in seine Stellung eingeweiht. Nach dessen Tode übernahmen die bedeutendsten seiner Schüler die Führerschaft an verschiedenen Orten. Es gehört zu den äussersten Seltenheiten, dass ein Rabbi durch Wahl eingesetzt wird. Die Führerschaft geht in der Regel auf den Sohn oder die Söhne über. Denn der Sohn des Zaddik ist geheiligt „vom Mutterleibe“ an, „heilig durch die heiligen Gedanken seines Vaters in der Stunde der Zeugung — ein Sohn Gottes“. In dieser Weise entstanden die verschiedenen „Zaddikim-Dynastien“.<sup>7)</sup>

Im Chassidismus nimmt der Zaddik fast dieselbe Stelle ein,

wie Jesus Christus im Christentum. Wie zwischen Christus und den Pharisäern, veranlasste auch zwischen dem Zaddik und den Rabbinern, Nachfolgern der Pharisäer, die gleiche Ursache eine Spaltung. In der Hauptsache erregte Jesus Christus den Zorn der Pharisäer nicht nur durch seine Lehre, die in ihren Grundlagen eigentlich schon im vorchristlichen Judentum, insbesondere bei den Propheten, vorhanden ist, sondern durch seine Art und Weise, wie er die Lehre predigte; „denn er lehrte sie (die Massen), wie einer, der Vollmacht hat und nicht wie die Schriftgelehrten (Mati 7, 29)“. Das persönliche, unmittelbare Auftreten Christi bildet die Ursache des Hasses der Pharisäer gegen ihn. Die Pharisäer verfassten für das Volk Gesetze, deren Basis die Thora war. Diese bildete also den Mittelpunkt, die Autorität, und die Pharisäer waren nur die Mittelbaren, die Vermittler. Da kam Jesus und sprach seine eigenen Worte, ohne Quellen- und Autoritätsangabe, wie wenn er selber die Thora repräsentiere: „Ich sage euch . . . , Ihr habt gehört . . . , Es ist gesagt . . . , Ich aber sage euch . . . .“

Für das Christentum bedeutet deshalb die Person Jesu das gleiche wie für das Judentum die Thora unter dem Einfluss der Pharisäer. Nur im Gefühlsjudentum und insbesondere im Chassidismus tritt der Zaddik mit seiner ganzen Persönlichkeit auf, ohne sich dabei auf die Thora zu stützen. Er steht an Stelle der Thora, so dass natürlich die Rabbiner, die nur die Thora als einzigen Stützpunkt anerkannten und nur sie gelten liessen, den Zaddik bekämpften.

Der Zaddik bedeutet seinen Anhängern „die Grundfeste der Welt“, „das Innere der Welt“, „die Seele und das Leben der Welt“. Die Menschen, die ihn umgeben, sind gleichsam der Körper, der der Seele als Hülle dient. Der Zaddik ist „der Mittler zwischen der Menge und Gott“, er ist die Schleuse, durch die das Leben aus dem Urleben in die Glieder seiner Zeitgenossen hineinströmt. Er ist ein Teil der Gottheit; „Gott entnimmt seiner Wesenheit gleichsam ein Lichtbündel, streut es in die Welt und lässt daraus den Zaddik hervorspriessen“. Der Zaddik verschmilzt zu einer Einheit mit Gott. In seiner Macht liegt es, Sünden zu vergeben. Jeder Chassid muss ihm beichten.



Der Zaddik steht an der Spitze der Chassidim, die mit inniger Einfalt an ihm hängen. Der Chassidismus schärft seinen Anhängern immer wieder schlichten und ungeteilten Glauben an den Zaddik ein. „Nicht darf er, der Chassid“, befiehlt Rabbi Nachman von Brazlaw, „von seinen, des Zaddik Worten weichen, weder nach rechts noch nach links; er werfe von sich alle Weisheit, ja seinen Verstand soll er von sich tun, als hätte er überhaupt keinen Verstand, als den er vom Zaddik empfängt.“ „Mögen dich deine Gedanken nicht überrumpeln, indem sie dir an dem wahren Zaddik Zweifelhaftes zeigen. Denn auch darin gleicht der Zaddik seinem Schöpfer, dass manches an seinen Taten unverständlich bleiben muss. Den Chassid darf es nicht beirren, wenn es ihm auch scheint, dass der Zaddik, Gott behüte, gegen die Thora handle. Denn der Zaddik steht über der Thora, wie sie die Menge zu erfassen vermag. Die Thora ist in seine Hand gegeben, er darf ihren Sinn nach seinem Sinne auslegen. Er selbst ist Gesetz und Recht.“<sup>8)</sup>

Der Zaddik ist eng mit seinen Chassidim verbunden. Er bedarf ihrer, wie sie seiner bedürfen, wie der Körper der Seele und wie die Seele des Körpers bedarf. Der Zaddik ist wohl „der machtvolle Held“, aber er kann seiner Anhänger als Mithelfer im Kampfe nicht entbehren. „Wozu braucht ihr euch Gedanken zu machen“, sagt Rabbi Nachman zu seinen Chassidim, „nur Bausteine und Kalk gebt mir, ich will erhabene und grosse Dinge daraus bauen.“ Und ein anderes Mal sagt er: „Ich vermag alles, was ihr bis jetzt verdorben habt, wieder gut zu machen.“ Zuweilen gibt sich der Zaddik preis und steigt von seiner Höhe herab, um die Gefallenen zu sich emporzuheben. „Wer seinen Nächsten aus dem Sumpf heben will, muss sich selbst hineinstürzen.“ Der Zaddik ist stets um seine Anhänger besorgt. „Nicht für eine Stunde wende ich meine Augen von euch ab“, schreibt Rabbi Mendel aus Palästina an seine Chassidim in Russland, „jeder von euch ist in mein Herz eingegraben.“

Der Zaddik lebt im Wohlstand. Die Chassidim nehmen bereitwillig ihrem Seelenhirten alle materiellen Sorgen ab, damit er sich frei und unbehindert „den himmlischen Angelegenheiten“ hinzugeben vermöge. Der „Hof“ des Zaddik wird auf Kosten der Chassidim

erhalten. Er umfasst staatliche Häuser, mitunter Prachtgebäude, Gärten, Gefährte, Gold- und Silbergeräte, Diener und Dienerinnen und die besonderen Diener des Zaddik, die sogenannten „Gabaim“.

Die ersten Zaddikim haben ein kümmerliches Dasein geführt. Auch sie pflegten ansehnliche Beiträge von ihren Anhängern zu erheben, aber sie gaben fast alles für wohltätige Zwecke aus. Der Baal-Schem pflegte sich nicht schlafen zu legen, ehe er das ganze Geld, das er bei sich hatte, an Arme verteilt wusste. Einst konnte er lange keinen Schlaf finden, da stand er auf, suchte und fand einiges Kleingeld in seinen Taschen. Rabbi Nachum aus Tschernobyl, sein Schüler, gab all seine Einkünfte für die „Auslösung von Gefangenen“ und für die Ausstattung armer Bräute her. Selbst aber lebte er in äusserster Dürftigkeit. Die Chronik der Chewrah-Kadi-schah (Leichenbestattungsverein) in Tschernobyl enthält eine sehr charakteristische Aufzeichnung darüber; Rabbi Nachum wurde als Mitglied aufgenommen und da er den Betrag von drei Rubeln nicht bar bezahlen konnte, gab er ein Buch „Sefer Chassidim“ als Pfand.

So lebten um jene Zeit die Häupter des Chassidismus. Mit dem Hinscheiden der ersten Vertreter aber trat eine Periode der Ueppigkeit und des Luxus ein. Das dürftige Häuschen verschwand und an seine Stelle trat der „Hof“ mit allem modernen Komfort. Schon der Sohn und der Nachfolger Rabbi Nachums, Rabbi Mordechaj, begann auf grossem Fusse zu leben, fuhr in einem Viergespann, in einer prunkvollen Kalesche nach Art der polnischen Adligen. Die Chassidim setzten sich dieser Lebensführung nicht entgegen, im Gegenteil, sie sahen darin „Gadluth hamoach“, „Geistesschwung“, und glaubten, dass Engel die Kalesche begleiteten. Einzelne Sprösslinge dieser Dynastie brachten es zu grossem Reichtum und üppigem Hausprunk. Bekannt ist die Chanukah-Menorah (Leuchter) des Zaddik Rabbi Nachum, eines Enkels des Rabbi Mordechaj, die aus reinem Silber und reinem Golde bestand und an der ein berühmter Goldschmied jahrelang gearbeitet hatte. Sie hatte Mannesgrösse und war mit getriebenen Figuren, Bäumen, Blumen und mit einem kunstvollen Häuschen geschmückt. Man erzählt: Einst zeigte R. Nachum seine Menorah einem andern Zaddik, der zu ihm auf Besuch ge-



kommen war. Dieser war von solchem Luxus sehr wenig erbaut und machte die Bemerkung: „Ich bewundere die Schönheit dieser Menorah. Alles gibt es hier, sogar ein schönes Häuschen, aber an einem mangelt es, an einem Ort für die Notdurft.“ Rabbi David aus Talna hatte sich einen silbernen Thronsessel anfertigen lassen, der ihn in grosse Gefahr stürzte. Man hinterbrachte nämlich den Behörden, dass der Sessel die Inschrift: David, König von Israel, trug. R. David musste Russland verlassen und sich nach Brody in Galizien flüchten. Auch die andern Mitglieder dieser Dynastie liessen sich Prachtbauten errichten und statteten sie verschwenderisch aus. Sie verstanden es auch, sich eine entsprechende ständige Einnahmequelle zu verschaffen, indem sie „Maamadoth“ einführten (es ist dies eine Art Peterspfennig, zu dem sich jeder Chassid verpflichten musste), und sie hatten ihre Emissäre, die diese Abgaben einzukassieren pflegten. Ausserdem hatte jeder Chassid bei seinem Besuch zusammen mit dem „Quittel“ (Zettel), auf dem alle seine Bitten und Wünsche verzeichnet standen, eine gewisse Summe, „Pidjon“ (Lösegeld) genannt, zu überreichen. Jeder gab, soviel er konnte, gar oft mehr als er konnte, je nach Gutdünken des Zaddik. Die Summe des Lösegeldes hatte gewöhnlich eine symbolische Bedeutung: achtzehn oder ein vielfaches dieser Zahl ist gleich „chaj“ — lebend. Es hat auch solche Zaddikim gegeben, die ihren Anhängern mit gelinder Gewalt möglichst hohe Summen abforderten. Diese fanden darin nichts Anstössiges, im Gegenteil, sagten sie, die Zaddikim nähmen das Geld nur, um die darin verborgenen „heiligen Funken“ emporzuheben. Vom Zaddik aus Tscherkassy (Gouvernement Kiew) erzählt man sich, dass er von seinen Chassidim Summen zu fordern pflegte, deren Zahlenwert den Namen der Bittsteller entsprach — und zwar in Rubeln. War aber der Zahlenwert eines Namens nicht gross genug, so half er sich dadurch, dass er den Zahlenwert des Namens der Frau des Bittstellers verlangte. Einem Chassid, der das Glück hatte, eine Frau namens Chaje zu besitzen und der demgemäss nur 23 Rubel entrichten sollte, hielt der Zaddik entgegen: „Du nennst gewiss deine Frau zuweilen auch Chajele, du musst mir also hundert Rubel mehr geben.“ Besonders zeichnete sich in dieser

Hinsicht die Sadagoraer Dynastie aus. Sie besass Paläste mit Sommer- und Wintergärten, Gold- und Silbergeräte, reichhaltige Bibliotheken und verstand es auch, grosse Summen in bar beiseite zu legen. Manche Zaddikim protestierten gegen die Ueberhandnahme des Luxus, manche aber billigten sie und fanden gar wunderbare Geheimnisse in dieser Lebensweise.

Das Haus des Zaddik ist der Zusammenkunftsort für seine Anhänger. Einigemale, zumindest aber einmal jährlich, an den hohen Festtagen, muss der Chassid zu seinem Zaddik wallfahren, um dessen Lebensweise zu beobachten, seinem Gespräch und seinen Erzählungen zu lauschen, seinen Segen und seinen Rat zu empfangen. Denn in allen Lebenslagen muss der Chassid oder die Chassidah den Zaddik befragen und, ist ein Familienmitglied krank, Heilung bei ihm suchen. Jeder Zaddik hat einen „Sefer Refuoth“, ein Buch kabbalistisch-medizinischen Inhalts, das für alle Krankheiten unfehlbare Heilmittel kennt. Diese bestehen ausser in Gebeten und Amuletten hauptsächlich in Gräsern und Kräutern, was ebenfalls an die Essäer erinnert. Manche Zaddikim sahen darauf, dass ihre Anhänger sich nicht von profanen Aerzten behandeln liessen. „Der Todesengel konnte“, sagte Rabbi Nachman von Brazlaw, „mit seiner Arbeit, die Menschen zu töten, allein nicht fertig werden, da hat man ihm die Aerzte als Gehilfen beigegeben.“ Konnte ein armer Chassid die Reisespesen nicht aufbringen, so sorgten seine Genossen dafür. Fehlen durfte er nicht. Oftmals aber zog es der Chassid vor, zu Fuss zu gehen, denn jeder Schritt auf der Wallfahrt wird im Himmel angerechnet. „Aus jedem ihrer Schritte entsteht ein Engel“, sagt Nachman aus Brazlaw.

Jeder Zaddik hat sein Bethaus, wo die Anhänger am Samstag und an Feiertagen die Gebete zu verrichten pflegen. Den Zaddik selbst sieht man nicht, er betet allein in einem anstossenden Zimmer, dem Allerheiligsten. Nach Schluss des Gebets öffnet er die Tür, die Chassidim defilieren an ihm vorbei, grüssen ihn mit dem Festesgruss, und er nickt ihnen zu.

An Sabbaten und Feiertagen nehmen die Chassidim die „heilige Mahlzeit“ am Tische des Zaddik ein. Während des Essens herrscht



Schweigen. Zuweilen sagt der Zaddik Thora, d. h. er erklärt Bibelstellen, die dem Tage entsprechen. Alle lauschen in Ehrfurcht und Begeisterung. Der Zaddik kostet wenig von jedem Gang. Die „Schi-rajim“ (Reste) werden unter die Gäste verteilt. Den Tisch des Zaddik nennen die Chassidim „Altar Gottes“, das Mahl „Opfer Gottes“. Und indem der Zaddik von den Speisen genießt, ist er der Hohepriester, der Gott das Opfer darbringt. Auch dies erinnert an die Mahlzeiten der Essäer.

Insbesondere ist die heilige Feier während der „dritten Mahlzeit“ (Schalosch Seudoth) am Ende des Sabbat gross. Nachdem das Vorabendgebet (Minchah) verrichtet ist, versammeln sich die Chassidim samt dem Zaddik zum letzten Sabbatmahl. Es wird ganz wenig gegessen; es wird nur eine Speise und zwar Fisch, der in der jüdischen Mystik noch vom Talmud her eine grosse Rolle spielt, verabreicht. Man sitzt im Dunkeln und es herrscht eine heilige Stimmung. Der Zaddik trägt geschlossenen Auges, mit melancholischer Stimme, einige mystische Gebetslieder, Vers um Vers, vor, und die Chassidim wiederholen jeden Vers voll Enthusiasmus. Darauf trägt der Zaddik meistens Thora vor. Hierauf wird von einem Chassid, der Stimme besitzt, ein Sabbatlied (Semer l'Schabat) gesungen und alle Chassiden wiederholen es im Chor, Vers um Vers<sup>9)</sup>.

So bleiben sie alle beisammen, bis in die Nacht hinein. Nachdem das Abendgebet (Marab) verrichtet worden, betet der Zaddik das „Hamabdil“-Gebet. Dieses bedeutet den Abschied vom Sabbat und ist ein Gebet zu Gott, der, „zwischen Heilig und Nichtheilig, zwischen Licht und Finsternis, zwischen Juden und andern Völkern, zwischen dem Sabbat und den Wochentagen scheidet“. <sup>10)</sup>

Vor diesem hebräischen Gebet betet der Zaddik ein in Jüdisch-Deutsch verfasstes Gebet, verfasst von dem berühmten Zaddik R. Levi-Jizchok von Berditschew. Es lautet folgendermassen: Gott Abrahams, Isaaks, Jakobs behüte dein Volk Israel vor allem Bösen. Der heilige Sabbat ist dahin und die neue Woche soll uns bringen Leben, Glück und Segen in der Gemeinschaft aller Juden, Amen. Dieses Gebet sagt der Zaddik voll Inbrunst und Verzückung. Die Chassidim ringsum wiederholen es leise Wort für Wort. Darauf

versammeln sich die Chassidim und verweilen in Gesprächen über ihren Zaddik. Sie wägen jedes Wort, deuten jeden Wink, jeden Augenaufschlag, den sie bemerkt haben, und suchen deren ganzen geheimnisvollen Inhalt zu ergründen. Während dieser Aussprache sitzen alle dicht beieinander, einer spricht, die andern lauschen, jeder Unterschied zwischen Gross und Klein, Arm und Reich ist ausgelöscht. Auch die Chassidah, die allein oder in Begleitung ihres Mannes zum Zaddik gewallfahrtet ist, darf in angemessener Entfernung sitzen und den heiligen Erzählungen lauschen <sup>11)</sup>. Die meiste Zeit aber bringt sie in Gesellschaft der Rabbinerin, der Frau des Zaddik, zu, speist mit ihr vom heiligen Mahl und hat Anteil an den „Schirajim“. Auch die Chassidim pflegen den „Hof“ nicht zu verlassen, ohne auch von der Rabbinerin den Segen empfangen zu haben.

Von besonderer Feierlichkeit ist das Leben beim Zaddik an hohen Festtagen. „An diesen Tagen“, sagt Rabbi Feiwisch von Sberitsch, der Schüler des Rabbi Beer von Meseritsch, „an den Neujahrs- und Versöhnungstagen muss man vor allem von Gott die Kraft erbitten, dass er uns möglich mache, uns in Wahrheit und aus ganzem Herzen ihm anzuschliessen; dass er Besitz ergreife von unserer Seele und dass der Eindruck Gottes in unserer Seele das Jahr hindurch uns zur Stütze diene und uns leite, auf dass unser Schritt nicht weiche vom Pfade. Denn stark ist die Macht des bösen Triebes. Um uns vor ihm zu bewahren, hat uns Gott heilige Zeiten geschenkt, an denen sein Licht in höchstem Glanze erstrahlt und in unsere Seelen eindringt. Solche Zeiten sind besonders die Tage des Rosch-Haschanah und des Jom-Kippur, die gleichsam das Gehirn und das Herz des ganzen Jahres bilden. Die Zeit birgt Sinnbilder für alle Glieder des menschlichen Körpers in sich. Also heisst es im Buche Jezirah: Welt, Jahr, Organismus stehen alle unter einem Zeichen. Rosch-Haschanah ist das Haupt. Wie das Haupt des Menschen, wenn er sich mit all seinen Gedanken einer Sache hingibt, die Kräfte aller Glieder absorbiert, so dass vor der Macht des Gedankens alle Sinne und Empfindungen schwinden, ebenso konzentrieren sich alle Seelenkräfte des Menschen und der Welt und der Zeit am Rosch-Haschanah im Haupte der Welt, wie



am Tage der Schöpfung, als sein Wille die Welt schuf. Der Versöhnungstag aber ist das Herz, die Zeit des Abschlusses und der Vollendung, wie im Herzen des Menschen die Dinge, mit denen der Gedanke fertig geworden ist, zum Entschluss reifen. Der Versöhnungstag wird daher als die „Durchleuchtung der Vernunft“ angesehen, d. h. im Herzen des Menschen reift und erwacht dann in ihrer Vollendung die Erkenntnis Gottes.“<sup>12)</sup>

An diesen heiligen Tagen konnte es kein Chassid über sich bringen, zu Hause zu bleiben; zumeist pflegte er sein Hausgesinde zum Zaddik mitzunehmen. Die Zaddikim selbst schärften ihren Anhängern ein, sie an diesen Tagen aufzusuchen. „Alles, was dir der Zaddik befiehlt, musst du tun“, sagt Rabbi Nachman aus Brazlaw, „nur wenn er dir verbietet, am Rosch-Haschanah zu ihm zu kommen, musst du nicht gehorchen.“

An solchen Festtagen erreicht der „Zusammenschluss der Genossen“ und die Anbetung des Zaddik die höchste Stufe. Der Zaddik steht dann auf der Stufe der „Furcht“ und des „Schreckens“. In seinem entflammten Antlitz, seinen feuersprühenden Augen lesen die Anhänger, wie schwer die Aufgabe ihres Führers und Lehrers ist, an den Tagen der Ehrfurcht als Fürsprecher seiner Gemeinde vor Gott hinzutreten; welche Anstrengungen er macht, um für sie die Vergebung der Sünde und die Eintragung ins Buch des Lebens zu erwirken.

Aber selbst in solch feierlich ernsten Stunden pflegen die Chassidim fern zu sein von Trauer und Kummer. Denn ihre Lehre verbietet ihnen den Kummer und gebietet ihnen die Freude. „Selbst wenn man eine Sünde begeht“, sagt der Baal-Schem, „darf man sich nicht der Schwermut hingeben. Das hiesse, das Werk des bösen Triebes tun. Durch die Freude vereinigt man sich mit Gott.“ Deshalb pflegen die Chassidim selbst an den hohen Feiertagen Tänze aufzuführen; Rundtänze, an denen mitunter der Zaddik teilnimmt. Da entschwindet ihnen die Wirklichkeit des Lebens, sie vergessen alles, drehen sich Stunde um Stunde im Reigen und spüren keine Müdigkeit. Eine Runde um die andere wird getanzt, nur unterbrochen durch einen Labetrunk und durch heilige Erzählungen.

Das Haus des Zaddik ist für die Chassidim nicht nur der Mittelpunkt ihres geistigen Lebens. Dort werden auch Geschäftsverbindungen angeknüpft und, selbstverständlich mit Zustimmung des Zaddik, Geschäfte abgeschlossen. Zuweilen wird der Zaddik auch als Teilhaber aufgenommen; er beteiligt sich indessen nicht mit seinem Gelde, sondern lediglich mit seinem Segen, wofür er einen Teil vom Gewinn erhält, ohne einen Verlust mittragen zu müssen. Oft geschieht es, dass man Kinder, sei es, dass sie zum Zaddik mitgenommen wurden, sei es, dass sie zu Hause geblieben sind, miteinander auf Geheiss des Zaddik verlobt.

Sind die Feiertage verrauscht, so kehren die Chassidim in ihr Heim zurück, jeder zu seinem Geschäft und zu seinem Beruf. Aber ihr Heim ist ihnen nur eine vorübergehende Wohnung. Ihre Gedanken weilen auch hier beim Zaddik.

Die Chassidim eines Zaddik stehen in einem solchen Verhältnis zueinander, dass der eine mit Sicherheit auf die Unterstützung des andern rechnen darf. Der Zaddik und die Aeltesten der Chassidim sehen darauf, dass der bedürftige Chassid von seinen Brüdern genügend unterstützt werde. Besonders wird auf Krankenpflege und Ausstattung armer Bräute geachtet. Ueberhaupt fühlen sich die Chassidim in ihrer Stadt als eine gesonderte religiöse Gruppe und haben auch dort, wo sie nur eine Minderheit bilden, ihr eigenes Bethaus, ihren eigenen Rabbiner, ihren Vorbeter und ihren Schächter, die durch den Zaddik eingesetzt worden sind.

Selbst wenn sie den Zaddik nicht sehen, bleiben sie in Verbindung mit ihm. Auch fern von seiner Residenz versammeln sie sich an Sabbaten und Festtagen und führen Gespräche über ihn und über die andern Zaddikim. Zuweilen trifft es sich, dass einer kurz vorher von einer Wallfahrt zurückgekehrt ist. Dann umringt man ihn und lauscht den Neuigkeiten, die er vom Hofe des Zaddik mitgebracht hat.

Jeden Abend zwischen dem Vorabend- und dem Abendgebet bilden sich in dem chassidischen Bethause Gruppen, die sich über chassidische Angelegenheiten unterhalten. Sie stehen dicht aneinandergedrängt, Jung und Alt, Gross und Klein. Sie vergessen die strenge



Wirklichkeit und die Sorgen des Tages und gelangen zu jener höchsten Ekstase, die sie als „Bitul Hajesch“ — Auflösung des Seins — bezeichnen.

Die Chassidim beten den Zaddik nach seinem Tode ebenso an wie zu Lebzeiten. Auch nach seinem Tode ist er der Vermittler zwischen Israel und Gott, und dort im Himmel ist er bestrebt, das jüdische Volk vor den Leiden, die es bedrohen, zu bewahren. Der Zaddik ist nicht tot. Der Mann, dem alles Geschehen im Himmel und auf Erden bekannt ist, kann nicht durch den Tod verschwinden. „Unser Urahn Jakob ist nicht tot“, überliefert schon die talmudische Legende. „David, der König Israels, lebt und besteht“, pflegt jeder fromme Jude in schlichtem Glauben in seinem Gebete zu sagen. „An jenem Tage, als Rabbi verschied“, erzählt die Agada, „da sagten die Rabbiner: wer aussprechen wird, dass Rabbi gestorben sei, den soll ein Schwert durchstechen.“ Aehnliches erzählt die arabische Sage von Mohammed: „In dem Augenblick, als er die Seele aushauchte, trat Omar mit gezücktem Schwerte hervor und sprach: Wer da sagt, dass er tot sei, den wird mein Schwert durchbohren.“ So bildete und verbreitete sich die Ueberlieferung von der Auferstehung des Jesus von Nazareth und so entstand auch der Glaube an die Unsterblichkeit des Baal-Schem<sup>13</sup>). „Was für einen Unterschied gibt es für ihn, den Zaddik“, sagt Rabbi Nachman aus Brazlaw, „zwischen Leben und Tod? Er hat früher hier gewohnt und jetzt seine Wohnstätte im Grabe genommen“ und er ist „wie einer, der aus einem Zimmer ins andere geht. Er hört gewiss, wenn man ihn ruft“. — „Ich will unter euch bleiben“, sagte derselbe Rabbi zu seinen Chassidim, „und ihr sollt mich an meinem Grabe aufsuchen.“

Die Grabstätte des Zaddik befindet sich an einer bevorzugten Stelle des Friedhofes. Das Grab ist von einem „Ohel“ (Zelt) umspannt, das eine grosse Gemeinde zu fassen vermag. In der Mitte des Zeltes befindet sich das „heilige Grab“, auf diesem eine schwarze Holzbare. Zu Häupten des Grabes brennen stets Kerzen und Oelampfen. Bevor die Chassidim das heilige Grab besuchen, baden sie in der Mikwah (rituelles Bad), beten mit besonderer Andacht, kleiden

sich festtäglich, umgürten ihre Lenden wie zum Gebete, wie wenn sie der lebende Zaddik empfangen wollte. Ueberhaupt tragen die Vorbereitungen, den toten Zaddik zu besuchen, denselben Charakter wie die beim Empfange des lebenden. An der Tür des Ohel ziehen die Chassidim die Schuhe von den Füßen, treten mit Ehrfurcht ein, jeder zündet seine Kerze oder ein Lämpchen an, tritt leise an das heilige Grab, legt einen Zettel, der seine Wünsche enthält, in die Bahre in derselben Weise, wie er dem lebenden Zaddik seine Wünsche kundzutun pflegte. Man betet gewisse Gebete und besondere Abschnitte aus den Psalmen.

Droht der Judenheit oder einem Einzelnen ein Leid, so wallfahren nicht nur Chassidim, sondern auch Nichtchassidim an das Grab des Zaddik, um von ihm Hilfe zu erflehen. Besonders zahlreich sind die Besuche in Monat Elul, jenem Monat der Vorbereitung zur Busse, der den Tagen der Ehrfurcht, dem Rosch-Haschanah und dem Jom-Kippur, vorangeht. Das sind Tage, an denen nach einer Aussprache des Rabbi Feiwisch aus Sberitsch „Gottes Name seinem Volk leuchtet, es mit dem Glanz der Furcht umstrahlt und die Herzen der Kinder Israels durchdringt. In jenen Tagen muss sich der Mensch in der Reinheit des Gedankens in Wort und Tat läutern und in Thora und Gebet heiligen“. Im Monat Elul sind die Thore des Grabzeltes den ganzen Tag allen Besuchern, die aus weiten Fernen hinströmen, geöffnet.

Solche heiligen Gräber kennt jede Stadt, in der ein Zaddik gelebt hat. Besonders berühmt ist die Grabstätte des Baal-Schem in Medsibosch, das Grab des Rabbi Mordechaj von Tschernobyl in Ninatuwka (in der Nähe von Kiew), das Grab des Rabbi Nachman von Brazlaw in Uman, das Grab des Rabbi Levi Jizchok in Berditschew, das Grab des Rabbi Nachum in Tschernobyl und manche andere.

Am Todestage, der „Jahrzeit“, des Zaddik versammeln sich die Chassidim in ihrem Bethause, aber nicht um zu weinen und zu klagen. Das Bethaus wird festlich erleuchtet. Nach der Verrichtung des Gebetes nehmen sie eine gemeinsame Mahlzeit ein, verweilen in Gesprächen über den Zaddik und trinken auf das Wohl seines



Nachfolgers, des Sohnes, der so heilig ist wie sein Vater, dessen Stelle ausfüllt und sein heiliges Werk fortsetzt. Während dieser Festlichkeit, die in jeder Stadt, in der sich seine Chassidim befinden, begangen wird, wird ein Amulett versteigert, das vom Nachfolger zugeschickt wurde. Es ist dies gewöhnlich eine silberne Münze, die der Zaddik geweiht hat, indem er sie in die Hand nahm und Gebete über sie sprach. Es findet eine Versteigerung statt; jeder Chassid bietet und die Münze bleibt dem, der das höchste Angebot gemacht hat. Für das Geld wird Brantwein gekauft. Jeder Chassid kostet ein wenig und trinkt auf das Wohl des Spenders, auf das aller Chassidim und auf das der ganzen jüdischen Gemeinschaft.

### III.

Die Chassidim führen bis auf den heutigen Tag ein Eigenleben, durch das sie sich von den andern Juden, besonders den „Mithnagdim“, sondern, wenn auch nicht mehr so scharf wie einst. Es hat Zeiten gegeben, — nicht nur nach dem Bannfluche des Wilnaer Gaon, sondern auch viel später, — in denen Chassidim und Mithnagdim miteinander keine Ehen eingingen und nicht beieinander speisen wollten, da sie gegenseitig die Speisen als nicht rituell betrachteten. Trotzdem standen die Chassidim nie ausserhalb des offiziellen Judentums. Denn auch ihnen war und ist der Schulchan Aruch der massgebende Kodex des religiösen Lebens. Nur dass sie es in unwesentlichen Dingen mit den Buchstaben dieses Kodex, der das Leben von der Geburt bis zum Aushauchen der Seele streng reglementiert, nicht genau nehmen. Beispielsweise mit der Zeit zum Beten. Die Mithnagdim verrichten zu einer bestimmten Zeit, in früher Morgenstunde, ihr Gebet, denn so will es der Schulchan Aruch. Der Chassidismus meint, jede Tagesstunde sei gleichwertig, um vor Gott das Herz auszuschütten. Wer in den Gebetsformen nicht allen vorgeschriebenen Regeln nachkommt, wird von den Mithnagdim als ein Sünder angesehen. Wer die Gebete nicht gehörig versteht, ist in ihren Augen als Ignorant minderwertig. Nicht so die Chassidim. Nicht die äussere Form, nicht das Tun ist ihnen die Hauptsache,

sondern die Kawanah, die Herzensandacht. „Ein Jude“, so sagt der Baal-Schem, „geht den ganzen Tag auf dem Jahrmarkt herum. Gegen Abend, beim letzten Tagesstrahl, fährt er auf und sagt sich: Weh, ich könnte ja das Minchah-Gebet vergessen. Er geht in ein Haus, verrichtet das Gebet, ohne zu wissen, was seine Lippen sagen, und dennoch erzittern alle Himmelsscharen bei diesem Gebet.“

Ueberhaupt nehmen es die Chassidim mit den Einzelheiten der Gebote nicht sehr genau, da dadurch jene höhere Freude, die das Erfüllen eines Gebotes erheischt, gestört wird. Der Baal-Schem schärfte seinen Anhängern ein: „Was man verrichtet, verrichte man nicht mit übermässiger Peinlichkeit, denn dazu verleitet der böse Trieb. Er jagt dem Menschen die Angst ein, er sei seinen Pflichten nicht nachgekommen. So befällt ihn Traurigkeit, und Traurigkeit ist ein grosses Hindernis für den Gottesdienst.“

Der Talmud und seine Kommentare sind den Chassidim ebenso heilig wie den andern Juden. Nur unterscheiden sie sich darin, dass sie nicht das Heil im intensiven Studium und im Pilpul sehen. „Alle diese Gelehrten“, sagte Rabbi Jakob Josef von Polona, „häufen geistreiche Kommentare auf Kommentare, um ihr Wissen und ihren Scharfsinn zu zeigen. Das ist Schale, Aeusserlichkeit.“ Der Chassidismus fordert für das Talmudstudium reine Absicht, „um sich in Heiligkeit und Reinheit den Buchstaben potenziell und wirklich, in Wort und in Gedanken anzuschliessen.“ „Denn die Buchstaben sind Kammern des Heiligen, gelobt sei Er, durch die er sein Licht strömen lässt.“ Daher stellen die Chassidim nicht die Forderung auf, dass man seine ganze Zeit mit dem Talmudstudium verbringe, wie es die Mithnagdim tun. Der Baal-Schem sagt: „Es ist der böse Trieb, der den Menschen verleitet, sich ausschliesslich mit dem Talmud und seinen Kommentaren zu beschäftigen.“ Dass es ihm vergönnt war, die höheren Dinge zu schauen, habe er nicht dem intensiven Studium des Talmud und der anderen religiösen Bücher zu verdanken, sondern seinem Gebete, das er stets in grosser Andacht verrichtet und so eine hohe Stufe erklommen habe. In der tiefen Ueberzeugung, dass jedes Ding Welten, göttliche



Seelen in sich berge, weiss der Chassidismus, dass man durch ein Zwiegespräch mit seinem Nächsten auf der Strasse ebenso den Weg zu Gott finden kann, wie durch Thorastudium und Gebet. „Zuweilen“ — sagt der Baal-Schem — „geht ein Mensch einher, spricht mit den Leuten und ist nicht in der Lage zu lernen. Er muss sich dann nur an Gott halten und seine Gedanken auf ihn lenken; ebenso, wenn ein Mensch sich auf der Reise befindet und im Studium oder im Gebete gestört wird. Er muss dann Gott auf andere Weise dienen. Er nehme sich das nicht zu Herzen, denn Gott will, dass man ihm in jeder Weise diene, das eine Mal auf diese, das andere Mal auf jene andere Art. Deshalb eben fügt es Gott, dass der Mensch einen Weg mache oder mit den Leuten spreche, damit man ihm auch einmal in einer anderen Weise diene.“ Nicht nur das, was im Schulchan Aruch geschrieben steht, nicht nur, was von den Vätern auf die Söhne hergekommen ist, noch viele andere Wege führen den Menschen zu Gott. Alle Dinge, die sich in dieser Welt befinden — so lehrt der Chassidismus — muss der Mensch zur Einheit erheben durch seine Gedanken, sein Wort und seine Tat, dass alles Gott allein geweiht sei, in Wahrheit und ganz, denn nichts gibt es in der Welt, das von der Einheit Gottes ausgeschaltet wäre, und wer etwas nicht für Gott tut, trennt ja — fern sei es von uns — dieses Ding von seiner Einheit. Rabbi Jakob Josef von Polona hat folgenden Ausspruch gewagt, durch den er sich grosse Gegnerschaft zuzog: „Ein Mensch darf sich nicht gewöhnen, immer bei seinem Studium zu verweilen, er suche auch den Verkehr mit den Menschen, nur möge stets Gottesfurcht auf seinem Antlitze sein, nach dem Wort: ‚Ich habe mir stets Gott vor Augen gehalten‘.“

Einen ebenso hohen, ja noch höheren Wert als dem Talmud legen die Chassidim dem Buche Sohar, der Bibel der Kabbala, bei, das dem Tannaiten Rabbi Schimon ben Jochai zugeschrieben wird. Im Soharbuche studieren selbst jene fleissig, die weder den aramäischen Stil, noch den tief mystischen Inhalt verstehen. Die Worte des Sohar an und für sich sind der chassidischen Anschauung nach heilig und heilsam für die Seelen derer, die sie aussprechen, sei es auch, ohne ihren Sinn zu verstehen. Ausser dem Sohar wird be-

sonders das Buch „Chowath Halwawoth“ in seinen ethischen Teilen (mit Ausschluss des ersten philosophischen Abschnittes), „Mnorat Hamour“, der „heilige Schelah“ („Schne luchoth habrith“), „Reschut Chochmah“ und der „heilige Or Hachaim“ geschätzt. Vor allem aber vertiefen sich die Chassidim in das Studium ihrer eigenen Literatur: in die Bücher der Zaddikim, von den Sammlungen der Aussprüche des Baal-Schem und den Schriften seiner Schüler bis auf die Erzeugnisse ihrer letzten Führer. Eine Hauptlektüre bilden auch die heiligen Erzählungen, die von Mund zu Mund gingen und erst später niedergeschrieben wurden. Es ist ein Geböt des Chassidismus, heilige Erzählungen besonders aus dem Leben der Zaddikim zu hören und zu erzählen. Diese Erzählungen seien ein „Heilmittel für die Seelen“.

Die chassidische Literatur ist der Hauptgegenstand im Unterricht des chassidischen Kindes. Es wird zwar auch mit dem Talmud vertraut gemacht, aber nicht in dem Masse, wie es bei den Kindern der Mithnagdim zu geschehen pflegt, deren ausschliessliches Studium der Talmud und seine Kommentare bilden. Die Chassidim selbst haben keine Jeschiboth und schicken ihre Kinder auch nicht in die Jeschiboth, die von den Mithnagdim so zahlreich gegründet worden sind. Denn ihnen ist das Talmudstudium kein Selbstzweck, und das Studium dort bei den Mithnagdim ist überdies kein wahres Studium, es ist ein „Studium ohne Seele“.

Der chassidische Vater sieht darauf, seinen Sohn in den Cheder (jüdische Volksschule) eines chassidischen Melamed zu geben. Dort lernt er zunächst die fünf Bücher Moses mit Raschi-Kommentar. Etwas älter geworden, wird er in den genannten Kommentar „Or Hachaim“ eingeführt. Aus den andern Büchern der Bibel lernt er besonders die Psalmen, die sein Erbauungsbuch fürs Leben bleiben sollen. Denn täglich nach dem Gebete pflegt der Chassid zehn Kapitel aus den Psalmen zu lesen und am Samstage alle insgesamt. Vom Talmud und seinen Kommentaren bekommt der chassidische Schüler nur einen oberflächlichen Begriff. Seine Haupterziehung geniesst er in seinem Elternhause und im chassidischen Milieu, besonders im Bethause der Chassidim, wo er sich zu den Erwach-



senen gesellt und den Sagen und Erzählungen aus dem Leben der Heiligen lauscht.

Ist das Kind „Barmizwah“ (religiöse Mündigerklärung) geworden, nimmt es sein Vater zum erstenmal zu seinem Zaddik mit. Dann sieht der Knabe den Mann, zu dem er schon in der zartesten Kindheit ehrfurchtsvoll emporzuschauen gelernt hat. Der Zaddik legt eigenhändig die Gebetriemen um den Kopf und den Arm des Barmizwah und segnet ihn, um „auf dem rechten Wege zu wandeln“. Von jener Stunde an ist der Knabe nicht nur ein vollkommener Jude, der nach dem Schulchan-Aruch verpflichtet ist, alle 613 Gebote und Verbote zu halten, sondern ein gleichwertiger Chassid. Bald betet er mit derselben Andacht wie die Grossen und nimmt an dem gemeinsamen Mahle an jedem Samstag im Bethause teil. Bald gewöhnt er sich auch daran, häufig die Mikwah, das rituelle Bad, aufzusuchen, denn das ist eines der Grundgebote der Chassidim, wodurch sie ebenfalls an die Essäer erinnern. Vor dem Morgenbet pflegen sie im rituellen Bad unterzutauchen, besonders am Montag, Donnerstag, Freitag und Samstag.

Einige Jahre später findet die offizielle Aufnahme des Jünglings in den Kreis statt. Er wallfahrtet dann zum Zaddik und übergibt ihm zum erstenmal den Bundesbrief, ein Symbol der Vereinigung, des inneren Bundes zwischen Chassid und Zaddik. Dieser Brief ist nach einer bestimmten Formel abgefasst und drückt aus, dass der Chassid seine Seele an die Seele des Zaddik knüpft, dass er ihm von jetzt ab mit all seinen 248 Gliedern und 365 Adern ergeben ist, dass er ihm gehorchen wolle usw. Diese Neophyten sind die grosse Freude des Zaddik, in ihnen sieht er seine Zukunft, eine junge, blühende Generation, die in seinem Geiste leben wird. „Es ist nicht gut, alt zu sein“, sagt Rabbi Nachman von Brazlaw, „weder ein alter Chassid, noch ein alter Zaddik. Es ist nicht gut. Nur sich an jedem Tag erneuern.“

Der chassidische Jüngling pflegt früh zu heiraten, spätestens im achtzehnten Lebensjahr. Es wird von Seiten der Eltern und des Zaddik darauf gesehen, dass er die Tochter eines Chassid, zumeist eines Anhängers des gleichen Zaddik heimführe.

#### IV.

Aus dem vielverzweigten Stammbaum des Chassidismus hat sich ein Ast abgebogen, als wollte er ein Sonderleben führen — der Zweig der Brazlawer Chassidim.

Alle anderen Chassidim stehen bis auf den heutigen Tag in einem organisatorisch straffen Zusammenhang mit ihrem Führer, der ihnen in allen Lebenslagen Wegweiser und Berater ist. Anders die Brazlawer Chassidim. Rabbi Nachman von Brazlaw, ein Urenkel des Baal-Schem, ihr Zaddik und der Begründer ihrer Richtung, ist seit mehr als hundert Jahren tot, ohne einen Nachfolger zurückgelassen zu haben. Sein Schüler und Sekretär Rabbi Nathan konnte und wollte seine Stelle nicht einnehmen, wollte nur sein Apostel sein, der jedes Wort, jeden Wink seines Lehrers erklärte und deutete. Er war Rabbi Nachman, was Rabbi Chaim Vital dem Rabbi Jizchok Lurjah und was Jakob Josef von Polona dem Baal-Schem gewesen. Aber trotzdem die Brazlawer Chassidim eines lebenden Oberhauptes entbehren, haben sie den Zusammenschluss nicht verloren, weil sie unentwegt weiter in den Bahnen wandeln, die ihnen ihr toter Führer vor mehr als hundert Jahren vorgeschrieben hat. Ihre Zahl wächst überraschenderweise von Tag zu Tag. Eine Erklärung dafür finden wir im Wesen des Rabbi Nachman und seiner Richtung. Rabbi Nachman war der erste Kritiker des Chassidismus. Er fand, dass schon zu seiner Zeit „die Chassidim lau zu werden begannen“. Und die Schuld treffe nicht etwa die Chassidim, sondern die Führer. „Der Baal-Schem seligen Angedenkens und andere Zaddikim haben in dieser Welt erreicht, was sie erreicht haben. Kaum aber verliessen sie diese Welt, fand auch ihr Tun einen Abschluss. Die Erleuchtung, die sie ihren Schülern gegeben, durch die sie sie Gott zugeführt haben, fand keine Fortsetzung von Geschlecht zu Geschlecht, sondern erlosch.“ Und Rabbi Nachman hielt sich für berufen, diesen Fehler wieder gut zu machen, „etwas zu schaffen, das von ewiger Dauer sein würde“. Er fasste den Plan, die Organisation der Chassidim von Grund aus zu ändern, so dass die Führer Schüler und die



Schüler wieder Schüler hinterlassen sollten, die wieder Lehrer erziehen, damit das Licht sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanze. Diese Schüler sollten nicht die Auserwählten, nicht einzelne hervorragende Persönlichkeiten sein, nein, alle Chassidim sollten den Chassidismus so tief verstehen und von ihm so stark ergriffen sein, dass sie es vermöchten, die Herzen der andern zu begeistern. „Diese Menschen werden andere schaffen und diese wieder andere, und so fort.“ Die Chassidim selbst müssten dafür sorgen, dass der Chassidismus bis zum Ende der Geschlechter in seiner lauterer Reinheit erhalten bleibe. Der Zaddik sei allerdings der Zentralpunkt der Chassidim, er sei ihr Anführer. Aber sie selbst müssten sich zu der Stufe emporheben, dass sie sich selbst und andere zu führen vermöchten, sobald es die Stunde erheische, sich selbst und andere lehren, sobald es keinen geistigen Führer gebe.

Und so geschah es auch. Die Brazlawer Chassidim sind seit dem Tode ihres Lehrers bis auf den heutigen Tag ihre eigenen Führer. Sie dringen ins Volk und verbreiten dort die Lehre des Rabbi Nachman. Besonders pflegen sie den Anschluss an die Menge zu suchen, an die Armen und Handwerker. Sie bringen ihnen jüdisches Wissen bei und weihen sie besonders in die Lehre des Rabbi Nachman ein. Gar mancher armer Handwerker, der von zu Hause aus keinerlei Kenntnisse mitgebracht, hat sich auf diese Weise zu einem wissensreichen Chassid emporgerungen. Wie sein Urgrossvater, der Baal-Schem, so hatte auch Rabbi Nachman ein warmes Herz für die niedrigen und unterdrückten Massen. „Sehe ich einen Armen unter den Armen in zerfetzten Kleidern, mit zerrissener Mütze und Schuhen ein gutes Werk tun“, sagte er, „so ist er mir besonders teuer.“ Dagegen hasste er den Reichtum. Jeder Götzendienst steckt im Mammon. Selbst wenn Zaddikim Reichtum besitzen, schadet es ihnen am Gottesdienst.“ Er rief den Reichen zu, sie sollten „die Götzen ihres Silbers und Goldes verwerfen und zu Gott allein beten“. Eine besondere Wertschätzung hatte er für die Handwerker. „Gross ist, der von seiner Hände Werk lebt, denn er erkennt die Majestät Gottes mehr als die Engel.“ Er liebte die Menge, „die einfachen und redlichen Leute“. Auch sagte er: „Man kann ein grosser Zaddik

sein, wenn man auch nicht viel gelernt hat“, ja, „wenn man überhaupt nicht lernen kann.“

Die Brazlawer Chassidim stehen abgesondert und getrennt von den anderen Chassidim. Sie werden mit Verachtung und Hass angesehen. Während die anderen Richtungen trotz der Gegensätze starke Berührungspunkte aufweisen, wodurch sie sich als eine Körperschaft fühlen, haben die Brazlawer Chassidim ihren eigenen Weg, ihr eigenes, stilles Seelenleben, sie nehmen weder an der Freude noch an der Trauer der anderen Chassidim teil, sie haben ihre eigene Freude und Trauer, ihre eigenen Wünsche und eigenen Bestrebungen. Die anderen Chassidim haben eine Persönlichkeit, die ihnen höher als ihr eigener Zaddik steht, eine Persönlichkeit, in deren Verherrlichung sie sich alle zusammenfinden — den Baal-Schem. Auch darin unterscheiden sich die Brazlawer Chassidim. Denn wenn sie auch den Baal-Schem verehren, glauben sie doch, dass ihr Lehrer Rabbi Nachman seinen Urgrossvater übertroffen habe. Sie wagen das nicht über die Lippen zu bringen, aber in ihrem Innern tragen sie die feste Ueberzeugung, dass Rabbi Nachman weder einen gleichwertigen Nachfolger noch einen gleichwertigen Vorgänger gehabt habe.

Der Hass der anderen Chassidim gegen die Brazlawer ist nicht neu. Die Geschichte des Brazlawer Chassidismus weiss viel von grausamen Verfolgungen zu erzählen, die seine Anhänger von den anderen Chassidim zu erleiden hatten. Unter den vielen Gebeten, die Rabbi Nathan auf Geheiss seines Lehrers verfasst hat und die jedem Brazlawer Chassid bis auf den heutigen Tag geläufig sind, befindet sich auch folgende Tefillah: „. . . dass du um deines Namens willen tuest und mir stets dazu verhelfest, dass ich jederzeit bei dir vor allen Feinden und Hassern Zuflucht finde. Nur zu dir werde ich mich flüchten, bei dir allein Rettung finden. Und dass es mir dadurch beschieden sei, mich dir immer mehr und mehr zu nähern. Und helfen sollst du mir, meine Feinde zu bezwingen und sie mir untertan zu machen, und öffnen sollst du ihre Augen, dass sie die Wahrheit sehen, dass ihr Streit und ihre Verfolgungen grundlos sind, denn ich habe keinen Zwist mit ihnen, sondern ich begehre



in Wahrheit den Frieden. Ich bin der Friede, und wenn ich das ausspreche, wollen sie Kampf.“

Die Ursache für diese heftige Gegnerschaft ist schon beim Schöpfer des Brazlawer Chassidismus, Rabbi Nachman, zu suchen, in der unerbittlichen Schärfe, mit der er gegen die anderen Zaddikim zu Felde gezogen ist. Der Chassidismus hat in Rabbi Nachman einen rücksichtslos scharfen Kritiker gefunden. Er verschonte selbst seine berühmtesten Zeitgenossen nicht. „Führer gibt es“, so sagte er, „die sich Rabbiim (Zaddikim) nennen, die sich herausnehmen, die Welt zu führen, und verstehen es nicht einmal, sich selbst zu führen. Sie sitzen den ganzen Tag in Tallis und Tefillin gehüllt da, aber sie sind Heuchler. Der Satan fand es zu schwer, allein die ganze Welt vom rechten Pfade abzulenken, da nahm er sich da und dort einen berühmten Mann zu Hilfe.“ Durch solche Aussprüche zog sich Rabbi Nachman die heftige Feindschaft seiner Zeitgenossen zu. An der Spitze seiner Gegner stand der „Schpoler Grossvater“, der ihn und seine Anhänger rücksichtslos verfolgte und die Anschuldigung verbreiten liess, dass er, Rabbi Nachman, der Irrlehre des Sabbatai Zwi zuneige. Einen Vorwand zu dieser Anklage gaben jene Aussprüche des Rabbi Nachman, die eine gewisse Gleichgültigkeit gegen die rituellen Gebote und Verbote bekundeten. Bekanntlich nimmt es schon der Chassidismus des Baal-Schem mit den Aeusserlichkeiten der Gesetze nicht so genau wie der Rabbinismus. Schon ihm ist der tiefere Inhalt, die Seele, die Hauptsache. Rabbi Nachman ging darin noch einen Schritt weiter. „Es gibt nichts, das ein absolutes Muss sein sollte. Kann man es tun, so kann man es eben; wenn nicht, so nicht.“ „Zuweilen ist der Mensch gar nicht imstande, Gott zu dienen. Was lässt sich tun? Wer nicht kann, den enthebt Gott der Pflicht.“ „Ein Jude darf sich keine Sorgen machen, ob er seine Pflichten vollkommen erfülle. Ein Wesen aus Fleisch und Blut kann seine Pflichten nicht vollkommen erfüllen. Und die Thora ist nicht für Engel da.“ Nicht die äussere Schale, die Hülle der Gebote ist die Hauptsache, sondern der Gedanke. „Das Sehnen und der Wunsch an und für sich sind sehr grosse Dinge, und Gott heischt nur das Herz.“ „In der Hauptsache entsteht die Seele durch das

Sehnen und das Begehren, mit dem ein Jude, jeder nach seiner Stufe, zu Gott hinstrebt. Aus diesem Sehnen, aus dem Begehren, eine höhere Stufe zu erlangen, erzeugt sich die Seele.“ Solche Aussprüche finden sich zwar auch bei seinen Vorgängern, Rabbi Nachman hat ihnen aber eine radikale Form gegeben. „Ich gehe einen neuen Weg“, sagte er einmal, „den noch kein Mensch betreten hat. Es ist ein sehr alter Weg und trotzdem ganz neu.“ Dieses Neue eben konnten ihm seine Gegner nicht verzeihen und verfolgten ihn und seine Anhänger mit der äussersten Unerbittlichkeit. Man ging keine Ehen mit den Brazlawer Chassidim ein, ass nicht von ihrer Schechita (rituelle Schlachtung), ihr Leben war vogelfrei.

Dieser Hass gegen die Brazlawer Chassidim ist noch bis auf den heutigen Tag nicht ganz geschwunden, wenn er auch mit der Zeit mildere Formen angenommen hat und an Stelle der unbarmherzigen Verfolgungen Spott und Verachtung getreten sind.

Die Chassidim von Brazlaw leben untereinander in grosser Einigkeit. Haben sie auch keinen lebenden Führer, der sie zusammenhält, so lebt doch der Geist des Rabbi Nachman unter ihnen, und sie hängen an ihm, als hätte er sie eben erst verlassen, als würden sie jeden Augenblick seine Rückkehr erwarten. Hat er ihnen ja selbst über den Tod des Zaddik gesagt: es ist, als ob er von einem Zimmer ins andere trete. Sie pflegen oft in ihrem Bethause zusammenzukommen, um sich ins Studium der Bücher ihres Rabbi, jedes Wortes, jedes Punktes zu vertiefen. Ausser der schriftlichen Literatur bewahren sie eine „überlieferte, mündliche Lehre“, in die sie einen Fremden nicht einweihen dürfen. Diese vererbt sich von dem Vater auf den Sohn, von der alten auf die neue Generation und ist bis jetzt so geheim gehalten worden, dass nichts davon in die Öffentlichkeit gedrungen ist.<sup>14)</sup>

Besondere Zusammenkünfte finden an Sabbaten und Feiertagen statt. Den gebräuchlichen Gebeten fügen sie von Rabbi Nachman und seinem Schüler, Rabbi Nathan, verfasste hinzu. Sie sprechen sie mit Begeisterung und grosser Freude. „Ein Gebet in Freude“, sagt Rabbi Nachman, „ist Gott angenehm und süss.“ „Durch die Freude wird die Heiligkeit vollkommen, durch die Freude nimmt die Kraft



des Verstandes zu.“ Nach den Gebeten führen alle einen Tanz auf, wobei Lieder, die von ihren Grossen verfasst wurden, gesungen werden. Hierauf setzen sie sich zusammen und lesen die Bücher ihres Lehrers. Die Aeltesten erklären und deuten, die andern lauschen in Inbrunst und Begeisterung, bis sie die ganze Umwelt vergessen. Dann weilt ihr Lehrer unter ihnen, sie sehen ihn, sie fühlen seine Anwesenheit, seine Nähe und hören seine Stimme, die zu ihnen wie ein liebender Vater zu seinen Kindern spricht.

Eine Stunde am Tage pflegt jeder Brazlawer Chassid in Einsamkeit zu verbringen. Er verlässt die lärmende Aussenwelt, flüchtet sich in einen stillen Winkel, um mit seinem Gott Zwiesprache zu halten. Nicht in bestimmten Formeln und Ausdrücken, nicht in Gebeten, die dieser oder jener verfasst hätte, sondern in Worten, die dann seinem Herzen entströmen. Denn Rabbi Nachman hat ihnen geboten, am Orte der Einsamkeit „nur in der Sprache, in der man spricht, d. h. jüdisch-deutsch, zu beten. Denn in der heiligen Sprache (hebräisch) hält es schwer, das ganze Gespräch auszudrücken. Auch wird das Herz von diesen ungewohnten Wörtern nicht angezogen, da wir nicht gewöhnt sind, in der heiligen Sprache zu sprechen.“ Ueberhaupt schrieb Rabbi Nachman den Gebeten in der Umgangssprache eine grosse Bedeutung zu. Denn „betet man in der Sprache, in der man spricht, dann haftet das Herz fest an den Worten des Gebets und man heftet sich viel fester an Gott“. Doch darf man die traditionellen hebräischen Gebete nicht abschaffen.

Die Brazlawer Chassidim sind Gegner einer jeden wissenschaftlichen Forschung. Auch darin gehen sie noch viel weiter als die andern Chassidim, die die Werke eines Maimonides oder eines Jehuda Halevi doch nicht ganz auszuschalten wagen. Der Brazlawer Chassidismus verdammt jede Wissenschaft, jede Forschung, ohne Ausnahme. „Sie sind grosse Weise“, sagt Rabbi Nachman, „in ihrer Weisheit denken sie sich etwa eine Waffe aus, mit der man Tausende Menschen auf einmal töten kann. Gibt es eine grössere Narrheit, als Tausende Seelen umsonst umzubringen?“<sup>16)</sup> „Eine wahrhaft grosse Weisheit, eine grosse Kunst ist es, wie ein Tier zu sein, einfaltsvoll, ohne Klügelei.“ „Von Büchern der Forschung, sogar von denen,

die grosse Juden verfasst haben, möge man sich fernhalten, sie schaden dem Glauben.“ Eines der Gebete des Rabbi Nachman lautet: „Lass es mir vergönnt sein, dir in Wahrheit, in Einfalt und vollkommener Einfachheit ohne jegliches Wissen zu dienen. Hüte mich und verschone mich in deinem grossen Erbarmen vor Forschungen und fremden Wissenschaften. Erbarme dich meiner und ganz Israels und beglücke mich in deiner grossen Gnade mit wahrer Einfalt!“

Die Brazlawer Chassidim leben zumeist kümmerlich und sind sehr genügsam, denn ihr Lehrer hat ihnen befohlen, den Haushalt nach der Stunde und der Zeit einzurichten. Lieber sich und seinen Hausgenossen etwas schuldig bleiben, als dem Krämer oder anderen, „denn das diesseitige Leben ist ja das Leben einer Stunde, ein Leben, das nicht verdient, dass man sich damit viel beschäftige“. „Alle sagen, es gibt ein Diesseits. Hier gibt es keines, hier gibt es nur eine Hölle voll grosser Schmerzen. Der Tote lacht gewiss über die, welche ihm nachweinen. Es ist ja, als würde man ihm zurufen: wie gut wäre es gewesen, wenn du noch länger in dieser Welt geblieben, noch grössere Leiden gelitten, noch mehr von den Bitternissen dieser Welt gekostet hättest!“

Die Wahrheitsliebe ist einer der höchsten Grundsätze der Brazlawer Chassidim. Sie beschränken sich in ihren Reden auf das Notwendigste, um nicht zu einer Lüge verleitet zu werden. Auch die Notlüge ist verboten. „Lieber sterben, als ein Lügner in den Augen der Menschen sein.“

Auch das Gottvertrauen ist bei ihnen sehr stark entwickelt. Denn also hat ihr Lehrer gelehrt: „Der Mensch soll nur Gott suchen und nicht zu sehr auf Wege sinnen, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Wer voll und ganz glaubt, dass Gott ihm alles bescheren kann, braucht sein Heim nicht zu verlassen.“ Und von sich selbst sagte er, wenn er auch auf dem Felde leben würde, würde er Gott vertrauen, dass er ihm Nahrung gewähre.

Rabbi Nachmans Grabstätte befindet sich in Uman (Gouvernement Kiew), wo er seine letzten Tage verbrachte. Ueber seinem Grabe wölbt sich ein „Ohel“ (Zelt). In der Nähe befindet sich das



Bethaus der Brazlawer Chassidim. Uman ist ihr Wallfahrtsort. Der Brazlawer Chassid besucht das Grab, schüttet sein Herz vor dem toten Zaddik aus, hält Zwiesprache mit ihm, wie mit einem Lebenden, hierauf begibt er sich ins Bethaus und vertieft sich dort in die Bücher von und über Rabbi Nachman.

Am Neujahrsfeste versammeln sich die Anhänger des Rabbi Nachman in Uman besonders zahlreich. Am Vorabend des Feiertages besuchen sie das Grab und verrichten dort besondere Gebete. Die Feiertage selbst verbringen sie im Bethause, wo sie nicht nur die Gebete sprechen, sondern auch gemeinsam die Mahlzeiten einnehmen und Reigen aufführen.

Ausser dem heiligen Grabe kennt der Brazlawer Chassid noch ein geistiges Zentrum und hält sich für verpflichtet, es wenigstens einmal im Leben aufzusuchen — das heilige Land. Erez Israel war von jeher die Stätte, auf die die Sehnsucht aller jüdischen Mystik gerichtet war. „Heil dem“, so heisst es im Buche Sohar, „der das Glück hat, zu Lebzeiten im heiligen Lande seine Wohnstätte zu errichten. Denn wem dies vergönnt ist, dem wird es auch vergönnt sein, den Himmelstau von oben, der herabfällt auf die Erde, zu geniessen. Und wem es vergönnt ist, sich bei Lebzeiten mit dem heiligen Lande zu verbinden, dem wird es dereinst auch vergönnt sein, sich mit dem höheren heiligen Lande zu verbinden.“ „Ein Jude“, so sagt ein berühmter Kabbalist, „dem es vergönnt ist, das heilige Land zu betreten, erhält eine zweite Seele aus einer Neuschöpfung, die sich in die alte Seele hüllt. In der ersten Nacht im Lande Israels gelangen beide Seelen in den Himmel, aber zurück kehrt nur die neue, die sündenfreie, die keine Strafe verdient.“ Im siebzehnten Jahrhundert war Palästina ein grosses geistiges Zentrum für die jüdische Mystik. Auch der Baal-Schem, der Vater des Chassidismus, bewahrte diese Sehnsucht und gedachte nach Erez Israel zu wallfahren, trotzdem man ihn vom Himmel — so erzählt die Sage — davor gewarnt hatte. Er achtete dessen nicht und trat die Reise an, aber vom Himmel wurde er daran gehindert, denn ein Echo von Oben verkündete, wenn er nach Palästina kommen würde, müsste auch der Messias kommen, für dessen Ankunft aber die Zeit

noch nicht reif sei. Der Baal Schem gab darauf die Reise auf und kehrte heim.

Was ihm nicht vergönnt war, war seinem Urenkel Rabbi Nachman beschieden. Er lebte einige Monate in Erez Israel, wo er am Vorabend des Rosch haschanah des Jahres 5559 anlangte. Hier vertiefte er sich in das Studium der Kabbala und wallfahrtete häufig zu den Grabstätten des Rabbi Schimon ben Jochai, des Rabbi Jizchak Lurjah und der anderen Kabbalisten. Er wollte dort bleiben, aber die Sehnsucht nach seinen Anhängern trieb ihn wieder nach Haus. Der starke Eindruck aber, den Erez Israel trotz seines kurzen Aufenthaltes auf ihn gemacht hatte, wich nie aus seiner Seele. Alles Leben, das in ihm sei, sagte er, habe er von seinem Aufenthalt in Erez Israel. Er verbot, seine Predigten, die von der Zeit herrührten, bevor er in Palästina gewesen, niederzuschreiben, da sie unreif wären. „Wer in Wahrheit ein Jude sein will, der gehe nach Palästina. Mag er noch so viele Hindernisse haben, er beseitige sie und gehe dorthin.“ Denn „das Wesen des Verstandes und der Weisheit ist in Erez Israel“.

Die Brazlawer Chassidim sind bestrebt, auch diesem Gebote ihres Führers nachzuleben. Selbst der Aermste sucht zumindest einmal in seinem Leben in Palästina zu sein. Zuweilen verlässt ein Brazlawer Chassid aller Mittel entblösst sein Heim, wandert von Stadt zu Stadt, bleibt an jedem Orte nur so lange, bis er so viel gesammelt hat, um ein Stück weiter wandern zu können, bis er endlich in den Hafen seiner Sehnsucht — ins Land Israel gelangt.<sup>16)</sup>

## V.

Unter den vielen Schattierungen der Chassidim nimmt die Chabad-Gruppe eine besonders angesehene, ja überragende Stellung ein. „Chabad“ sind die Initialen der Worte „Chochmah, Binah, Daath“: Weisheit, Vernunft, Wissen, auf die sich diese Sonderlehre gründet. Ihre Anhänger werden die „Chabadnikes“ genannt.

Die Chabadnikes glauben sich im Besitze der höheren Formen des Chassidismus und schauen geringschätzig auf die anderen Richtungen, besonders auf die wolhynisch-ukrainischen herab. Die an-



deren Chassidim räumen ihnen den Vorrang an Wissen ein, aber sie stehen ihnen fremd gegenüber und werfen ihnen Stolz und Mangel an Gemüt vor. Der Chabader Chassidismus, der arm an Legenden und Sagen ist, weiss von seinem Begründer zu erzählen: Als Rabbi Schneur Salman aus Ladi in Petersburg im Kerker sass, wohin er infolge einer Denunziation gekommen war, öffnete sich eines Tages die Tür seiner Zelle und herein trat sein seliger Lehrer Rabbi Beer aus Meseritsch in Begleitung eines alten Mannes. Der Lehrer stellte diesen seinem Schüler als den Rabbi Israel Baal Schem vor. Beide waren aus der „Welt der Wahrheit“ gekommen, um den ersten Märtyrer des Chassidismus kennen zu lernen. Der Baal-Schem ersuchte Rabbi Schneur, ihm seine, die Chabader Lehre, vorzutragen. Dieser tat es und hörte beim Abschied Worte der Ermunterung aus dem Munde des Baal-Schem: Lehre also, mein Sohn, lehre!

Die Chabader Lehre zeichnet sich vor allen andern chassidischen Lehren durch ihren Intellektualismus und philosophischen Tiefsinn aus. Sie gründet sich wie die anderen Richtungen auf die Lehre des Baal-Schem, aber diese dient ihr nicht wie den andern als eine lückenlose Weltanschauung, sondern als eine Unterlage für metaphysische Rätsel über Gott und Welt, die nicht bereits gelöst sind, sondern erst eine Lösung erheischen. Der Unterschied zwischen ihr und den andern Lehren zeigt also eine gewisse Aehnlichkeit mit den Gegensätzen, die zwischen der spanischen Richtung der Kabbala und der deutschen bestanden haben.

Der Begründer der Chabader Richtung, Rabbi Schneur Salman, der von allen Chassidim, auch denen der anderen Richtungen, schlechthin „der Raw“ genannt wird, stammt aus Litauen und ist zunächst im Geiste der litauischen Juden mit Talmud und Kommentaren vertraut geworden. Er galt schon als eine talmudische Autorität, bevor er Schüler des Rabbi Beer aus Meseritsch wurde, und ragte unter den Schülern des letzteren, von denen viele bedeutende Talmudisten waren, hervor. Rabbi Schneur fühlte sich berufen, den talmudischen Tiefsinn in den Chassidismus hineinzutragen. Sein grundlegendes Hauptwerk „Likute Amarim“ oder „Taniah“, unter welchem Titel es am meisten bekannt ist, ist das

erste Buch der chassidischen Literatur, das ein logisch geordnetes System enthält. Seine Vorgänger beschränkten sich auf Homiletik und Ethik, indem sie die Worte ihres Lehrers, des Baal-Schem, mit Erklärungen und Deutungen versahen. „Taniah“ aber ist eine selbständige Arbeit, trotzdem auch sie auf dem Chassidismus des Baal-Schem basiert.

Rabbi Schneur Salman machte aus dem Chassidismus eine Disziplin, die gelehrt werden kann und gelernt werden soll, während es seinen Vorgängern nur darauf ankam, zu erbauen, anzuregen und den Gottesglauben und den Glauben an den Zaddik zu stärken. Rabbi Schneur, der litauische Talmudgelehrte, fordert von den Chassidim dasselbe, was der antichassidische Talmudgelehrte fordert: Studium und Vertiefung, nur dass er sich nicht auf die rabbinische Gelehrsamkeit beschränkt. Für Rabbi Schneur ist der Zaddik nicht der Wundertäter, sondern der Lehrer und Erzieher. Während die Chassidim der andern Richtungen von ihren Zaddikim Wunder, eine Aufhebung der Naturgesetze erwarten und von ihnen auch solche zu erzählen wissen, bei ihnen übernatürliche Hilfe in allen ihren privaten Lebensangelegenheiten suchen, kommt der Chabader Chassid zu seinem Zaddik nur, um die Lehre aus seinem Munde zu hören. Zwischen dem Chabader Zaddik und seinen Anhängern besteht auch nicht jenes intime Verhältnis, wie zwischen den andern Zaddikim und ihren Chassidim. Er reicht ihnen nicht die Hand, wenn er sie empfängt, und veranstaltet keine gemeinsamen Mahlzeiten. Nur am Rosch haschanah, am Simchath Thora und dem 19. Kislew, an dem der Raw von seiner Haft befreit wurde, gestattet er ihnen eine Annäherung. Sonst kommt er mit seinen Anhängern nur zusammen, um ihnen die Lehre vorzutragen und sich gleich nachher wieder in seine Studierstube zu begeben. Es wird auch kein Personenkultus mit ihm getrieben, es wird nicht zu seinem Grabe gewallfahrtet, man feiert nicht seinen Todestag, sondern nur den 19. Kislew, den Tag, an dem die Lehre des Raw den Sieg davongetragen hat.

Hinterlässt ein Chabader Zaddik einen Sohn, so wird dieser nur dann sein Nachfolger, wenn ihn sein Wissen dazu befähigt. Zuweilen geschieht es, dass Schüler von Chabader Zaddikim nach deren



Tode ihre Stelle einnehmen und ihre früheren Gefährten zu Schülern bekommen.

Die Chabader Chassidim pflegen an den Sabbaten und Feiertagen sich nach dem Gebet in ihrem Bethause zu versammeln, um dem Vortrag ihres Zaddik zu lauschen. Geschlossenen Auges stehen sie da und horchen ohne Ekstase, aber gebannt durch die Gedankentiefe und den Scharfsinn seiner Ausführungen. Nachdem sie — jeder für sich — ihr Mahl eingenommen haben, versammeln sie sich wieder. Ein Mann, der sich stets in der Nähe des Zaddik befindet und so in seine Lehre besser eindringen kann, dient als Repetitor. Seine Aufgabe besteht darin, die Ausführungen des Rabbi zu wiederholen, zu erläutern und den Hörern einzuprägen. Zuweilen kommt eine Gruppe der Chabader Chassidim auch an Wochentagen zusammen und schickt eine Deputation zum Zaddik, damit er dieser das eine oder das andere aus der Lehre vortrage.

Die Lehre des Chabader Chassidismus hat, trotzdem sie im Hauptwerke ihres Begründers festgelegt wurde, doch Wandlungen in ihrer Weiterentwicklung durchgemacht: durch seinen Sohn, Rabbi Beer, genannt der mittlere Rabbi, durch dessen Nachfolger Rabbi Mendel von Lubawitsch, der Lubawitscher genannt, und durch deren Nachfolger und Schüler. Es existiert eine ganze Literatur des Chabadismus. Aber noch [mehr als veröffentlicht wurde, findet sich in Manuskripten vor, die in Abschriften von Hand zu Hand wandern.

In den letzten Jahren hat ein Sprössling der Dynastie, ein Enkel des erwähnten Rabbi Mendel, in Lubawitsch eine Chabader Jeschibah gegründet, die als eine Hochschule des Chabadismus angesehen werden kann.

Die Chabader Chassidim haben ihre eigenen Bethäuser, ihre eigenen Riten und ihre eigenen Betformeln. Ihr Begründer hat das Gebetbuch des Rabbi Jizchak Lurjah einer Bearbeitung unterzogen und aus diesem Gebetbuche, das „Der Raws Ssidur“ genannt wird, verrichten die Chabader Chassidim ihre Gebete, in Begeisterung, aber nicht in jener Ekstase, die wir bei den andern Chassidim finden; in jener Ekstase, die in Gesten, erhobener Stimme, Aufschreien und anderen Aeusserlichkeiten ihren Ausdruck findet. „Indem man sich

beim Gebete hin und her bewegt“, sagt ein berühmter Zaddik, „gelangt man zu grosser Erregung. Man gleicht dann einem Menschen, der dem Ertrinken nahe ist. Wenn ein Mensch, der im Wasser zu ertrinken droht, Bewegungen macht und zappelt, dann werden doch die Zuschauer seiner nicht spotten. Ebenso darf man dessen nicht spotten, der sich beim Gebete hin und her bewegt, denn auch er hat sich zu retten aus böswilligen Gewässern, das sind jene bösen Geister, die seine Gedanken vom Gebete ablenken wollen.“ Eine solche Ekstase ist den Chabader Chassidim fremd. Ihre Begeisterung ist eine stille, innerliche. Nur zuweilen dringt die unterdrückte Stimmung hervor und findet ihren Ausdruck in einer bekannten Melodie: „Dem Raws Nigun“<sup>17</sup>). Mehrere Male lassen sie dann den Ruf „Tatuniu! Tatuniu!“ („Väterchen!“) in jener Melodie hören.

Die Chabader Chassidim unterscheiden sich auch darin, dass sie nicht so weltfremd sind wie die anderen Chassidim. Sie haben es verstanden, dem modernen Leben Konzessionen zu machen, und sind auch der profanen Bildung nicht abhold. Als Nikolaus I. jene Verordnung erliess, dass die Juden in „Schkoles“ (öffentlichen Schulen) unterrichtet werden müssten, war Rabbi Mendel von Lubawitsch einer der wenigen, der seinen Kindern Unterricht in der Landessprache erteilen liess.

Die Chabader sind bis auf den heutigen Tag die fortgeschrittensten unter den Chassidim geblieben, was sich schon in ihrem Aeussern, selbst in ihrer Tracht, zeigt. Aus ihrer Mitte sind auch bekannte „Schtadlanim“, Vermittler zwischen den jüdischen Gemeinden und der Regierung, hervorgegangen.

## VI.

Eine besondere Entwicklung hat der polnisch-galizische Chassidismus genommen.

Hier wie in Litauen stiess der Chassidismus gleich bei seinem ersten Auftreten auf den Rabbinismus. Während aber in Litauen der Rabbinismus so ausschliesslich die Geister beherrschte, dass die neue Richtung einem unerbittlichen Widerstand begegnete und sich nur dadurch ein Plätzchen erobern konnte, dass sie sich dem Rab-



binismus unterordnete und seine Färbung annahm, fand der Chassidismus in Galizien bereits einen wohl vorbereiteten Boden, da dort schon vor seinem Auftreten mystische Strömungen Platz gegriffen hatten.<sup>18)</sup>

Der Chassidismus war daher auch dem dortigen offiziellen rabbinischen Judentum nichts neues; er stellte sich auch nicht in einen so schroffen Gegensatz zum Rabbinismus wie anderswo, im Gegenteil, er wies dem talmudischen Studium den gebührenden Platz zu. Es ist bezeichnend, dass die galizischen Chassidim ihren Anführer nicht, wie die anderen, Zaddik oder „Magid“ nennen, sondern ihm den rabbinischen Titel „Raw“ beilegen. Bekannt sind der Belzer Raw, der Zanser Raw, der Rymanower Raw u. s. w. Sie hatten daher auch nicht jene Verfolgungen von seiten der Rabbiner zu erdulden, wie die Chassidim der Ukraine und in Litauen. Ebenso blieben sie von inneren Kämpfen fast verschont. Der Chassidismus in anderen Ländern differenzierte und spaltete sich fast gleich bei seinem ersten Auftreten. Er erzeugte aus sich selbst Dissidenten, die gegen ihn auftraten, einerseits zu seiner Entwicklung und Vertiefung, andererseits aber auch zu seiner Zersplitterung beitrugen. Solche Strömungen kennt der galizische Chassidismus fast gar nicht, und so ist es gekommen, dass er bis auf den heutigen Tag seine ursprüngliche Form bewahrt hat und eine grosse Verbreitung finden konnte, so dass ihn weder die moderne Bildung noch die politische Freiheit verdrängen konnte. Alle Pfeile des Sarkasmus und der Kritik, die gegen ihn so bedeutende Männer wie Isak Erter, Joseph Perl, Nachman Krochmal und viele andere abschossen, konnten ihn nicht zum Weichen bringen. Nur einmal drohte dem galizischen Chassidismus die Gefahr einer Zersetzung. Es war, als die Sadagorer Dynastie, die aus Wolhynien stammt, dahin emigrierte und eine neue, wesentlich anders geartete Richtung zur Geltung brachte. Es standen sich damals der galizische Chassidismus, der bescheiden innerlich nur auf Lehre, Gebete, Gottesdienst und Wohltun gegründete, und die Sadagorer Dynastie mit ihrem weltlichen Prunk, ihrer fürstlichen Herrschsucht, ihren regentenhaften Allüren gegenüber. Die Gefahr war um so grösser, als der Begründer, der Vater dieser Dynastie, Rabbi

Israel von Rishin, als grosse Autorität galt und viele galizische Zadikim sich zu seinen Schülern zählten. Einer dieser Schüler, Rabbi Chaim, der Zanser Raw, der ein berühmter Talmudgelehrter war, fand den Mut, den Kampf gegen die neue Strömung aufzunehmen. Er scheute nicht die schärfsten Waffen, Pamphlete, Bannfluch u. s. w. Zuerst stand er allein da, denn niemand sonst wagte es, den Kampf gegen die Sadagorer Dynastie aufzunehmen. Allmählich aber fand er Kampfgenossen, und so gelang es ihm, wenn auch nicht die Sadagorer Dynastie zu verdrängen, so doch die galizische Richtung vor dem Untergang zu bewahren.<sup>19)</sup>

Der galizische Chassidismus stellt die konservativste Richtung überhaupt dar und übertrifft in dieser Hinsicht, in Lebensformen und Sitten, sogar die ukrainische. Die galizischen Chassidim bewahren mit einer peinlichen Genauigkeit die altertümliche Tracht. Wer daran zu rütteln wagt, wird als ein Ketzer angesehen. Die Gebete verrichten sie lärmend, hin und her rennend und mit heftigen Gebärden und Gesten. Ihr ganzes Fühlen und Denken ist dem Chassidismus gewidmet, heilige Legenden und Wundererzählungen bilden ihr Tagesgespräch. Sie halten sich nicht nur von den Aufgeklärten, sondern auch von den Chassidim der andern Richtungen, besonders denen Russlands, fern.

Ebenso wie die Männer es mit der Tracht und andern Aeusserlichkeiten genau nehmen, machen es auch die Frauen. Sie tragen dieselben Kleidungen, wie ihre Ahnfrauen getragen haben. Die extremsten in dieser Richtung sind die Belzer Chassidim. Ihre langen gekräuselten Stirnlocken — die Belzer Peos — sind sprichwörtlich bekannt. Merkwürdigerweise haben sie es bei all ihrer Abgeschlossenheit von der Aussenwelt verstanden, sich eben durch ihren starren Konservatismus die Gunst der konservativen Polen, die die politische Macht in Händen haben, zu erwerben und um den Preis ihres Stimmzettels Konzessionen für sich herauszuschlagen. Ueberhaupt sind sie gut organisiert und verstehen ihre Interessen zu wahren. Der galizische Chassidismus zeigt grosse Aehnlichkeit mit der ursprünglichen Form des Chassidismus beim Auftreten des Baal-Schem. Die grosse Spanne Zeit, die dazwischen liegt, die selbst auf die stärksten



Elemente der andern Richtungen ändernd und zersetzend gewirkt hat, ist an ihm fast spurlos vorbeigegangen.

\*                      \*

Dies sind die Grundzüge der Entwicklung, die der Chassidismus seit etwa zweihundert Jahren genommen hat. Zeitliche und örtliche Umstände haben seine Physiognomie umgestaltet und hier und da zersetzt, aber noch lebt er ungebrochen im Volke, noch immer bietet er Hunderttausenden in Galizien, Polen, Ukraine und Litauen geistige Nahrung. Hunderttausende noch glauben an ihre Zaddikim, glauben „ungeteilt in naiver Einfalt, ohne jede Klügelei“.

Der Chassidismus des Baal-Schem, dessen tiefe Wurzeln in der Kabbala, der Aggada, ja bei den Propheten zu suchen sind, ist die stärkste religiöse Bewegung, die die jüdische Geschichte in der Diaspora kennt. Sie ist die einzige, die trotz der heftigen Gegnerschaft, mit der sie vom offiziellen Judentum bekämpft worden ist, sich nicht aus dem Judentum hat verdrängen lassen, vielmehr eine hervorragende Stellung darin errungen hat.

## DIE JÜDISCHE FRAU IM CHASSIDISMUS.

### I.

Das offizielle, d. i. das rabbinistische Judentum hat der Frau stets das Recht entzogen, unmittelbaren Anteil am religiösen Leben zu nehmen. Einerseits befreite es die Frau von vielen Vorschriften, die den Juden binden, als ob es ihr die religiösen Angelegenheiten überhaupt verschliessen wollte. Andererseits unterwarf es die Frau den Vorschriften und Geboten viel mehr als den Mann, der Lehrer und Gesetzgeber ist. Während der Mann mit der Religion aufs innigste verknüpft ist, steht die Frau ausserhalb ihrer Grenzen und ist dem Joche des Befehlenden unterworfen. Sie richtet an ihn nur Fragen rituellen Inhalts und er antwortet kurz ja oder nein. Sie darf nicht fragen warum und wozu? Das Studium religiöser Bücher wurde ihr verboten. „Wer seiner Tochter die Thora unterrichtet, lehrt sie Leichtsinn“, sagten die Alten. Sie gingen sogar so weit, der Frau das Gebet, das der Vermittler zwischen Mensch und Gott sein soll, zu entfremden, indem sie sagten, es sei ihr gestattet zu beten, sie sei aber nicht dazu verpflichtet. Vielleicht befürchtete der Rabbinismus, dass die Frau durch das Gebet die Sprache desselben erlernen und im Laufe der Zeit ein tieferes Wissen erlangen könnte. Zufolge der rabbinistischen Bestimmung liest die Frau die Gebete, aber sie versteht sie nicht. Diese Stellung der Frau in der jüdischen Religion war für das Judentum ein grosses Unglück, denn es musste den Einfluss des starken religiösen Gefühls, wie es im Herzen der Frau lebt, vermissen. Auch konnte die Frau ihre Kinder nicht im religiösen Geiste erziehen, konnte ihnen nicht die frische, lebendige Religion beibringen, sondern musste sich mit der rein formellen Erziehung im Sinne der äusseren Gebote begnügen, d. i. mit einer Erziehung ohne Herz und Seele, ohne Geist und Leben. Eine neue Epoche brach für das Geschick der jüdischen Frau an mit dem ersten Auftreten eines gefühlsmässigen, mystischen Judentums. Das gefühlsmässige Juden-



tum, das über alle Abgrenzungen und Gebote erhaben ist, nahm die Frau als gleichberechtigtes Mitglied auf und räumte ihr in der Religion ein grosses Tätigkeitsgebiet ein.

Schon gleich bei der ersten Form dieser religiösen Strömung, bei der Prophetie, finden wir die Frau sich mit der ganzen Wärme ihres Herzens betätigen. Es seien nur die Namen der Prophetinnen Debora und Chulda erwähnt. Ganz besonders aber trat die Frau in der jüdischen Religion hervor in den messianischen Bewegungen, in der Kabbala und im Chassidismus. Vom ersten Tage des Auftretens des Messianismus in der Diaspora, von den Tagen Serene (721) bis zu Sabbathai-Zewi können wir den direkten Einfluss der jüdischen Frau sehen. Der Messianismus war eine volkstümliche Bewegung, die das Volk nicht nur aus materieller, sondern auch aus geistiger Knechtschaft erlösen wollte. Er wollte den Glauben des Herzens, das religiöse Gefühl vom Joche der Gebote und der Abgrenzungen, die sie von allen Seiten umgaben, befreien. Dieser Aufgabe war die jüdische Frau gewachsen. Sie tat sich auf diesem Tätigkeitsgebiete ganz besonders hervor im Sabbatianismus, in welcher Bewegung einige Frauen sogar an der Spitze standen und einen mächtigen Einfluss auf ihre Entwicklung ausübten.

Als mit dem Erstarken der kabbalistischen Bewegung dieselbe nach und nach ihre mystischen Höhen verliess, um einen direkten Einfluss auf das Leben des Volkes auszuüben, da war auch ihr Einfluss auf das Leben der Frau gross, ein Einfluss, der ganz besonders zur Geltung kam mit der Stärkung der lurjanischen Kabbala, die im 17. und 18. Jahrhundert auf die Juden Polens eine mächtige Wirkung ausübte. Die Frau nahm an dieser Bewegung sehr regen Anteil.

Eine vollständige Gleichstellung im religiösen Leben erlangte die jüdische Frau im beschtianischen Chassidismus.

Wie der Mann Chassid, wird sie Chassida genannt, und wie der Mann, fährt auch sie zum Zaddik, überreicht ihm ihren Wunschzettel und unterhält sich mit ihm über Fragen des materiellen und

geistigen Lebens. Der Chassidismus hat im Herzen der jüdischen Frau den Glauben, die Religiösität erweckt. Sie kehrt vom Zaddik heim voll geistigen Glückes und starken Glaubens, der mit jedem neuen Besuch beim Zaddik stärker und lebenskräftiger wird. Im Geiste dieses festen Glaubens leitet sie ihr Haus, erzieht sie ihre Kinder und übt mit ihrem Glauben auch auf ihren Mann, der im Kampfe ums tägliche Brot beschäftigt ist, eine wohltuende Wirkung aus. „Gott, gelobt sei sein Name, wird barmherzig sein“, lautet ihr ewiges Trostwort. Gewöhnlich ist sie es, die ihren Mann von den Sorgen des profanen alltäglichen Lebens ablenkt und ihn zum Zaddik führt. Sie führt ihn zur Quelle, aus der er und sie Geistesstärke, Glauben an Gott und an den Zaddik schöpfen werden; sie beklagt sich über die Härte des täglichen Lebens, über die Sorgen der Kindererziehung, über die Fehler und Irrtümer im Gottesdienst. Und der Mann steht und schweigt, denn die Sorge ums tägliche Brot hat ihm das Herz erhärtet und den Geist geschwächt. Sie ist mit den Zuständen im Hause besser vertraut. Der Zaddik erteilt ihr und ihm seinen Segen, verspricht ihnen, geistiges und materielles Wohlergehen für sie zu erflehen und gibt ihr und ihm je eine kleine Silbermünze als Amulett. Sie aber nimmt auch für die Kinder, die zu Hause blieben, solche Amulette mit und sorgt dafür, dass diese sie beständig auf der Brust tragen, damit sie von jeder Krankheit und allem Uebel verschont bleiben. Verteilt der Zaddik die Ueberreste, „Schiraim“, seiner Speise, welche als Opfer, dargebracht auf dem Altar Gottes (dem Tisch des Zaddik), angesehen wird, so erhält auch die Chassidin, die während der Mahlzeit am Tische der Frau des Zaddik gesessen, ihren Teil. Die Frau des Zaddik wird ebenso geheiligt wie der Zaddik selbst, und zuweilen kommen chassidische Frauen und Männer zu ihr, den göttlichen Segen zu empfangen. Die Chassidin, wie der Mann selbst, hat Zutritt zum geheiligten Grabmal des Zaddik; sie tritt an seine Grabstätte, betet und erfleht von ihm himmlische Fürbitte für sich, ihren Mann und ihre Kinder.

Der Chassidismus eröffnete der Frau auch die Schätze seiner Literatur. Da die Frau die Originalwerke nicht lesen konnte, wurden



für sie chassidische Erzählungen und erbauliche Schriften in der jüdisch-deutschen Umgangssprache verfasst.

Während eine „gelehrte“ Frau im rabbinistischen Judentum von jeher eine Seltenheit war, schuf der Chassidismus den Typus einer „kundigen“ Frau, die den Mann zuweilen übertraf. Denn er war die ganze Woche beschäftigt und konnte nur an Sabbattagen chassidische Bücher lesen, die er jedoch, müde und abgearbeitet wie er war, wieder ohne Herzensfreude aus der Hand gab. Hingegen konnte die Frau jeden Tag eine freie Stunde zum ernstesten Studium chassidischer Bücher finden. An Sabbat- und Feiertagen sassen Mann und Frau über chassidischen Büchern und waren in deren Lektüre vertieft. Er las ein hebräisches, sie ein jüdisch-deutsches chassidisches Werk.

Der Chassidismus brachte neuen Geist auch ins jüdische Familienleben. Die Frau des Rabbinisten verehrte zwar ihren gelehrten Mann, aber sie schaute auf ihn mit Ehrfurcht und stand gewissermassen abseits. Anders die Chassidin: gemeinsamer Glauben, gemeinsame Sehnsucht nach dem Zaddik vereinigten das chassidische Ehepaar. Da gibt es weder gelehrt noch unwissend, weder hoch noch niedrig. Beide sind sie dem Zaddik ergeben, der über ihnen steht und sie beschützt und Vermittler ist zwischen ihnen und Gott. In ihm, dem Gottesmanne, gehen sie auf. Wenn sie irgend einen Streit haben, so brauchen sie nur zu ihm zu gehen. Er kennt den richtigen Weg schon, der sie zur Versöhnung führt. Nur ein kurzes, lautes Wort des Zaddik, nur ein Wink genügt, um den Frieden im Hause wieder herzustellen.

Haben die Kinder ein reiferes Alter erreicht, so muss für ihr Familienglück gesorgt werden. Nicht nur teilt die Chassidin diese Sorge mit ihrem Manne, sondern sie ist hier der aktivere Teil. Sie kontrolliert alle Heiratsanträge und tritt diesbezüglich in Briefwechsel mit dem Zaddik, der ihr durch seinen Geschäftsführer (Gabai) Bescheid gibt.

So hat sich die Frau ihren Platz im Chassidismus errungen. Sie und die Bewegung haben sich gegenseitig beeinflusst. Sie hat dem Chassidismus neue Kraft und Stärke verliehen und ihm viele

Jünger zugeführt. Sie hat den Chassidismus in ihrem Haus, im Herzen ihres Mannes, ihrer Söhne und Schwiegersöhne gehegt und gepflegt.

## II.

Der Chassidismus räumte der Frau das Recht ein, selbst die Stufe eines Zaddik zu erreichen. War sie dessen würdig, so stand ihr nichts im Wege. Und tatsächlich kennt der Chassidismus einige Frauen, die eine solche hohe Stufe erreicht haben, die zu erlangen nur wenige Männer würdig waren. Odel, die Tochter des Bescht, war eine Zaddikin. Der Bescht sagte von ihr, dass ihre Seele vom reinsten Seelenquell entnommen sei. Den Namen Odel gab er ihr nach den Anfangsbuchstaben des Bibelverses: „Ein göttlich Feuer ist in ihnen.“ Ihr Gatte war kein Zaddik. Er war lediglich ein gelehrter Chassid, wie so viele andere in der Chassidgemeinde. Sie aber war die Zaddikin. Zu ihr strömten die Chassiden, den Segen zu empfangen und ihren Gesprächen und Erzählungen über den Bescht zu lauschen. Sie hat ihre beiden Söhne, die berühmte Zaddikim waren, erzogen: R. Efraim aus Sdilkow und R. Baruch aus Medzibosh, der nach dem Tode des Bescht, als kleines Kind, ihre ganze Aufmerksamkeit und Liebe in Anspruch nahm. Auch von ihrer Tochter, der Mutter des R. Nachman von Brazlaw, sagte man, der heilige Geist sei in ihr. Ihr Einfluss auf R. Nachman war viel bedeutender als der seines Vaters, welcher nur ein Durchschnittschassid war.

Die Tochter des Zaddik R. Josua-Heschel, „des Heiligen von Apta“, Rachel, war in den chassidischen Kreisen wegen ihrer Kenntnisse in der Aggada und chassidischen Literatur bekannt. Eine grosse Berühmtheit erlangte Chana-Chaja, die Tochter des Zaddik Rabbi Mordchai, des „Predigers von Czernobyl“. Sie besass ein gutes, wohltätiges Herz. Ihre Brüder, die berühmte Zaddikim waren, sagten von ihr, es bestehe kein geistiger Rangunterschied zwischen ihr und ihnen. Tatsächlich pflegten sie viele Chassidim zu besuchen, um aus ihrem Munde überlieferte Aussprüche von Zaddikim zu vernehmen und den Segen zu empfangen.

Wenn den bisher erwähnten Frauen das hohe Verdienst ihrer



Väter bei der Erreichung so hoher Stufen beistand, so ist eine andere Frau den chassidischen Massen bekannt, die aus eigenem Antrieb bis zur Würde eines Zaddik emporstieg. Das ist die rätselhafte Figur, die anfangs des 19. Jahrhunderts auftrat und in den chassidischen Sagen unter dem Namen der „Jungfrau von Ludomir“, (Die Ludmirer Mojd) verewigt wurde<sup>1)</sup>. Sie wurde um 1815 in der Stadt Ludomir (Wladimir-Wolhynien) geboren. Sie war die einzige Tochter des Monesch Werbermacher, eines wohlhabenden und nicht unwissenden Mannes; später erwarb sie sich grosse Kenntnisse der talmudischen Aggada, der Midraschim und der erbaulichen Literatur. Das Mädchen betete gleich einem Manne und ihr Gebet war von einer solch begeisterten Ekstase, dass es in ihrer Umgebung Staunen erregte.

Die Einwohner ihrer Vaterstadt meinten, die Tochter des Rabbi Monesch sei würdig, ein Zaddik zu werden.

Wegen ihrer ungewöhnlichen Vorzüge, wie auch wegen des Wohlstandes ihres Vaters, zog Chane Rachel, sobald sie aus den Kinderjahren trat, in starkem Masse die Aufmerksamkeit der Heiratsvermittler auf sich. Man schlug für sie glänzende Partien aus andern Städten vor, die aber der Vater ablehnte, weil er sich zu keiner grossen Mitgift entschliessen wollte. So wurde denn Chane Rachel mit einem Jüngling aus ihrer Vaterstadt verlobt. Dieses Ereignis rief eine Umwälzung in ihrem geistigen Leben hervor. Sie liebte den ihr von frühester Kindheit an bekannten Bräutigam aus ihrer feurigen Seele tiefstem Grund; sie sehnte sich danach, mit ihm allein zu sein und ihm ihr Herz auszuschütten; allein es war nach den damaligen Sitten ein Ding der Unmöglichkeit: das Zusammentreffen der Verlobten vor der Hochzeit war streng verboten. Das Mädchen erkrankte vor Sehnsucht nach ihrem Geliebten. Niemand merkte ihren Seelenzustand. Der Vater war stets von seinen Geschäften in Anspruch genommen, und die Mutter, die das Kind inniglich liebte, starb gerade zu dieser Zeit. Nun begann das Mädchen sich von der Gesellschaft zurückzuziehen. Tagelang pflegte sie in ihrem Zimmer zu sitzen und verliess es nur selten, um das Grab der Mutter zu besuchen und dort über ihr Leid zu weinen. Als

einmal — so berichtet die Sage — Chane Rachel auf dem Grabe ihrer Mutter sass, schlief sie ein. Als sie wieder erwachte, war es schon Abend und ringsherum auf dem Friedhof — keine einzige lebende Seele. Dem Mädchen wurde es bang ums Herz in diesem Totenreiche; erschreckt raste sie heim durch den uralten Friedhof, der die Hüllen heiliger Männer früherer Zeiten barg. Im rasenden Lauf stolperte sie und fiel auf eines dieser heiligen Gräber. Sie schrie auf und wurde ohnmächtig. Der Wächter des alten Gottesackers kam auf den Schrei heran und führte das Mädchen, als es erwachte, in das Elternhaus. Nach diesem Ereignis war Chane Rachel mehrere Tage lang gefährlich krank; sie sprach kein einziges Wort. Schon gaben die Aerzte jede Hoffnung auf ihre Genesung auf, als sie einmal den Vater zu sich rief und ihm sagte: „Ich war soeben im Himmel, in einer Sitzung des obersten Gerichts (Beth-Din) und man gab mir dort eine neue, sehr erhabene Seele.“ Einige Tage darauf genas sie.

Seither benahm sie sich wie ein Mann: legte Schaufäden (Zizis) an, hüllte sich in ein Gebettuch (Talis), und mit Gebetriemen (Tefillin) war ihr der Arm umwunden und die Stirn umkränzt. Tagelang gab sie sich der Thora und Gebeten hin. Die Verlobungsurkunde sandte sie ihrem Bräutigam zurück: sie fasste den Entschluss, ledig zu bleiben, denn sie erhob sich über die Welt des Fleisches.

Unterdessen starb der Vater der heiligen Jungfrau und hinterliess ihr ein bedeutendes Vermögen. Für dieses Vermögen liess sie ein neues Bethaus (Beth-hamidrasch) mit einem besonderen, abgeschlossenen Zimmer daneben bauen. In diesem Zimmer pflegte sie beständig zu verweilen, dort betete sie und studierte die Thora.

Rasch verbreitete sich der Ruhm der „Jungfrau von Ludomir“ über alle benachbarten Städtchen und Dörfer, und viel Volk, Männer und Frauen, wallfahrteten zu ihr, wie zu einer Heiligen; sogar gelehrte Männer und Rabbiner suchten sie auf. Aber niemandem erlaubte sie, zu ihr heranzukommen. Sie sass grösstenteils allein in ihrem Zimmer und durch die offene Türe drang ihre Rede zu dem im anschliessenden Raum des Bethauses<sup>2)</sup> versammelten Volke.



Sie wurde als Wundertäterin bekannt. Man sagte, dass sie die Geheimnisse des Himmels und der Erde und die Kunst, Kranke zu heilen, kenne. Und wirklich gab sie den sich an sie wendenden Kranken verschiedene Heilkräuter.

Nach und nach bildete sich um sie ein besonderer Kreis von Chassiden, welche „Chassiden der Jungfrau von Ludomir“ genannt wurden. Diese beteten in ihrem „Beth-hamidrasch“; an den Sabbattagen aber, nach der „dritten Mahlzeit“, versammelten sie sich, ihrer Predigt zu lauschen: die Worte der Predigerin drangen zu den Hörern ins Bethaus aus dem benachbarten Zimmer, in das sich die heilige Jungfrau zurückzog.

Die berühmten Zaddikim jener Zeit gaben ihrem Erstaunen über den neuen Kollegen in Frauenkleidern Ausdruck. Manche kehrten zu ihr ein, um sich dieses Phänomen anzusehen; sie aber rief beim Namen einen jeden ihrer Besucher, selbst die ihr völlig unbekannten. Endlich begannen viele der Zaddikim zu zweifeln, ob nicht durch den Mund dieser sonderbaren Jungfrau ein „böser Geist“ spreche? Man begann sie zu überreden, ihre Lebensweise zu ändern und sich zu verheiraten; aber sie schenkte diesen Zumutungen kein Gehör. Nach einiger Zeit gab sie jedoch nach und wurde die Gattin eines Rabbiners — dies geschah, als der berühmte Zaddik R. Mordchai von Czernobyl sie zu diesem Schritt bewog.

R. Mordchai — erzählt die Sage — pflegte über die Jungfrau von Ludomir zu sagen: „Wir wissen nicht, welches grossen Zaddiks Seele in diese Frau wanderte, aber es fällt einer Zaddikseele schwer, in einem Frauenkörper Friede zu finden.“ Vermittels der Heirat, durch Erweckung weiblicher Gefühle und Empfindungen, wollte er die Seele dieser Frau auf eine niedrigere, normale Stufe führen. Aber sein Plan misslang. Der Gatte der Jungfrau von Ludomir scheute sich, mit dieser Heiligen zu verkehren und gab ihr schliesslich den Scheidebrief. Noch einmal verheiratete sie sich und wiederum kam es zur Scheidung. So blieb die Heilige von Ludomir Jungfrau bis zum Tode.

Allein schon nach ihrer ersten, obwohl fiktiven, Heirat wurde der Einfluss der Jungfrau von Ludomir geringer. Man betrachtete

sie lediglich als eine fromme Frau (Zaddikis), die voll des „heiligen Geistes“ (Ruach haqodesch) war — wie sich einer ihrer persönlichen Bekannten ausdrückte.

In den letzten Jahren ihres Lebens siedelte die Jungfrau von Ludomir ins Heilige Land über.



# DIE SADAGORER DYNASTIE.

## I.

**W**ir begegnen in der Geschichte des Chassidismus einer merkwürdigen Erscheinung. Eine aus dem Kern der Volksmassen entstandene religiöse Bewegung, die ihr demokratisches Wesen dem hierarchischen Aristokratismus der Rabbiner gegenüberstellte, führte selbst zur Festsetzung einer machthaberischen Hierarchie der Zaddikim auf streng dynastischer Basis, wie eine solche dem alten Rabbinismus fremd war. In seinen spätern Entwicklungsstadien stützt sich der Chassidismus hauptsächlich auf einige machthaberische Dynastien von Zaddikim, die das Prinzip der erblichen Geistlichkeitsmacht innerhalb bestimmter Geschlechtsgruppen eifrig bewahrten.

Diese Erscheinung wird durch die Entwicklungsgeschichte des Chassidismus erklärt. Der Zaddikkultus in den chassidischen Massen verdankt seine Entstehung dem tiefen Bedürfnis nach der Gemeinschaft mit dem Gerechten, dem heiligen Mann, und durch ihn mit Gott. Trotz seiner geistigen Höhe steht der Zaddik nicht über dem Volke, sondern in dessen Mitte. Er lebt und wirkt zum Wohle des Menschen, um dessen geistige und materielle Bedürfnisse er besorgt ist. Die Macht, derer er sich bedient, verdankt er dem Vertrauen des Volkes, das jederzeit Zutritt zu ihm hat. Nicht nur glaubt das Volk an die Unfehlbarkeit des Zaddik, sondern es lässt auch dessen Heiligkeit sich auf die Nachkommenschaft vererben. Schon einer der Stammväter des Zaddikismus hatte den Mut zu erklären, dass „der Sohn eines Zaddik schon vom Mutterleib an heilig ist, weil er im Moment der Zeugung (Taschmisch) von der göttlichen Denkart seines Vaters geheiligt wird und daher ein Sohn Gottes genannt werden darf“. <sup>1)</sup>

Später kam die Losung auf: „die innige Gemeinschaft mit dem Zaddik selbst nach dessen Tode zu bewahren“. <sup>2)</sup> Seines geistigen Führers beraubt, klammert sich der Chassid an dessen Sohn, den

Erben seiner Heiligkeit und seines Einflusses in den himmlischen Sphären.

„Der Zaddik ist tot — es lebe der Zaddik!“ Der heilige Thron darf nicht einen Tag unbesetzt bleiben. Hat der Sohn des Verstorbenen das 13. Lebensjahr erreicht, d. h. ist er religiös mündig (bar mizwa), so tritt er sofort an die Stelle seines Vaters und es wird ihm die chassidische Gemeinde anvertraut, er empfängt die Bittgänger, erteilt Ratschläge, alles natürlich mit Hilfe seines Gefolges (gabaim), — und die chassidische Gemeinde bleibt unerschüttert. Hinterlässt aber der verstorbene Zaddik einen unmündigen, d. h. noch nicht 13jährigen Sohn, so warten die Chassidim das „bar mizwa“-jahr des Kindes (jeled, jenuqa) geduldig ab, um es in das geistige Erbe seines Vaters einzuführen<sup>3)</sup>.

Sobald der Chassidismus zur Glaubenslehre der Massen wurde, zeigte sich in ihm eine Tendenz zur Festsetzung von Geistlichkeitsdynastien. Der Stifter des Chassidismus selber, Bescht, hat übrigens keine unmittelbare, der männlichen Linie folgende Dynastie gegründet. Sein einziger Sohn, Rabbi Zewi-Hirsch, ein unbedeutender, obwohl — nach den Aussagen der Chassiden — „mit der grössten Seele“ begabter Mensch, konnte kein Führer der Sekte im Zeitalter ihrer Entstehung sein, und so fiel die Rolle eines Führers Rabbi Beer von Meshiritsch zu. Die Beschtdynastie vererbte sich nur nach der weiblichen Linie: auf die Söhne seiner Tochter Odel, Ephraim von Sedilkow, Baruch von Tulczin, und auf seinen Urenkel, Nachman von Brazlaw. Die eigentliche Blüte der chassidischen Hierarchien begann erst, als der Nachfolger Beschts, Rabbi Beer von Meshiritsch, den Chassidismus endgültig festsetzte und für dessen Ausbreitung eine ganze Reihe von Zaddikaposteln warb, die sich über Galizien, die Ukraine, Litauen und Weissrussland zerstreuten. Sie waren auch die Stammväter der wichtigsten Zaddikdynastien. Am Ausgang des 18. Jahrhunderts wurden mehrere Dynastien begründet, von denen vier nach verschiedenen Wandlungen bis auf unsere Zeit erhalten blieben. Es sind dies die Dynastien von Sadagora, Czernobyl, Lady und Stolin. Ihre Stammväter waren Rabbi Beer von Meshiritsch, R. Nachum von Czernobyl, R. Schneur-Salman



von Lady und R. Aron von Karlin. Die interessanteste von allen den erhaltenen Dynastien ist wegen ihres Einflusses und wegen ihrer Schicksalswandlungen die von Sadagora, die den Gegenstand unserer Forschung bildet.

## II.

Die Dynastie von Sadagora hat zwei Entwicklungsperioden aufzuweisen. Die erste dieser Perioden ist die der nächsten Nachfolger R. Beers von Meshiritsch, die als Zaddikim in Wolhynien, am Ausgang des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts eine Rolle spielten<sup>4)</sup>. Die zweite beginnt mit der Tätigkeit Israels von Ruzhin (1813), eines Enkels R. Beers; besonders hervorzuheben ist die Uebersiedlung des Hauptes der Dynastie aus Russland nach dem österreichischen Sadagora (1841), die bis auf unsere Zeit fort-dauert.

Es besteht ein wesentlicher Unterschied zwischen den Entwicklungsformen des Chassidismus während dieser zwei Perioden. Die erste war bedeutend durch die Schaffung geistiger Werte und durch die Propaganda der chassidischen Lehre in der von Bescht und Beer angebahnten Richtung; die zweite dagegen ist an theoretischen Schöpfungen arm, aber desto reicher an praktischen Erfolgen der Organisation chassidischer Massen und ihrer Vereinigung um den allmächtigen Zaddik. Sie bildet die Blütezeit des Zaddikismus in seinen tagtäglichen praktischen Formen.

Im Laufe der ersten vor-sadagorischen Periode traten die Vorsteher dreier Zaddikgeschlechter in den Vordergrund: der Apostel und Prediger des Chassidismus R. Beer zu Rowno und Meshiritsch (1710 bis 1772), dessen Sohn Abraham Malach, der in Fastow frühzeitig den Tod fand (1777), und dessen Enkel R. Schalom aus Pogrebitch, ein in der Ukraine einflussreicher Zaddik, der im Anfang des 19. Jahrhunderts starb. Wir gehen hier nicht ein auf die Periode, die in der Person ihrer beiden ersten Vertreter schon früher beleuchtet ist, sondern wenden uns gleich der zweiten Periode zu, über welche sich die dominierende Figur des Ruzhiner und Sadagorer Zaddik R. Israel, des Sohnes Schaloms von Pogrebitch erhebt.

Israel erblickte das Licht der Welt im Jahre 1797 im Städtchen Pogrebitch (Gouv. Kiew), woselbst sein Vater, Rabbi Schalom, den Zaddikposten versah. Auch die Mutter Israels gehörte einer Zaddikfamilie an. Sie war eine Enkelin des berühmten R. Nachum von Czernobyl, des Stifters der Czernobyler Dynastie. Die spätere chassidische Sage schmückte die Geburt und die Kindheit Israels mit phantastischen Erzählungen aus. In chassidischen Kreisen lebte eine Ueberlieferung, nach welcher Bescht vorausgesagt haben soll, dass seine Seele 40 Jahre nach dem Tode wieder auf die Erde niedersteigen werde. Als nun R. Schalom ein Jahr vor der Geburt seines Sohnes bei seinem Onkel, R. Mordchaj, dem Sohn Rabbi Nachums, in Czernobil gastete, sagte ihm dieser: „Fahre heim, denn dir wird in Bälde ein Sohn geboren, in dem die Seele Israel Beschts hausen wird.“ Man sagte, die Seele des neugeborenen Namensvetters Beschts sei mit den Seelen zweier anderer hervorragender Mystiker — R. Simon ben Jochai und R. Jsaak Lurja — und ferner mit der des Messias verwandt.<sup>5)</sup>

Israels erstaunliche geistige Fähigkeiten traten schon in seiner Kindheit zutage. Als er sieben Jahre alt war — so berichtet die Sage — fuhr durch Pogrebitch der berühmte, durch seine talmudischen Kenntnisse sich auszeichnende Stifter des Chabad-Chassidismus, Schneur-Salman von Lady. Der kleine Israel richtete an den Gast folgende religiöse Frage: Es heisst, dass der Betende beim Lesen des ersten Verses des Schema-Gebetes (Höre, Israel, Gott ist einzig!) die Stufe vollkommener Ekstase erreichen und das Bewusstsein des Fleisches fast völlig verlieren muss. Wenn dem aber so ist, wie kann man darauf das Gebet „Weahawta“ (Und liebe deinen Gott) lesen, welches ja das Bewusstsein des Fleisches zur Voraussetzung hat. Auf diese geistreiche Frage gab der berühmte Rabbi eine „lange und ernste Antwort“, die vom Knaben sehr gut verstanden wurde.<sup>6)</sup>

Zu dieser Zeit starb der Vater R. Israels, R. Schalom, und an die Stelle des Zaddik in Pogrebitch trat zeitweilig der älteste Sohn des Verstorbenen, Abraham. Ihm waren aber die Gaben eines geistigen Führers nicht beschieden, und die chassidische Gemeinde



richtete ihre hoffnungsvollen Blicke auf seinen heranwachsenden jüngern Bruder Israel. Und als Abraham 1813 starb, war der sechzehnjährige Israel der berufene Erbe des Zaddik-Thrones. Er vollzog die Leviratsscheidung (Chaliza) an der kinderlosen zweiten Frau seines verstorbenen Bruders.<sup>7)</sup>

Er selber war schon seit seinem 13. Lebensjahr vermählt, aber der kindliche Gatte hielt sich in den ersten Ehejahren von seiner Gattin fern. Dies beunruhigte seine Mutter, die sich zum ältesten Zaddik jener Zeit, R. Josua-Heschel Apter, begab und ihn frug: „Ist es denn möglich, dass das Geschlecht R. Beer aufhöre?“ Apter beruhigte sie und versprach ihrem Sohne Nachkommenschaft. Als er später mit dem jungen Israel persönliche Bekanntschaft schloss, sagte er: „Dieser Jüngling hat eine solch heilige Seele, dass ich befürchte, man werde mich dafür verurteilen, dass ich sie in den Schlamm des irdischen Lebens herabliess.“<sup>8)</sup>

Seither wurde der alte Apter „Rabbi“ zum Gönner des jungen Zaddik, dem er bei jeder Gelegenheit Lob spendete. Auch die übrigen zeitgenössischen Zaddikim waren der neuaufgehenden Leuchte gewogen. Diesen freundschaftlichen Beziehungen lag wahrscheinlich der Wunsch zugrunde, die Dynastie des grossen „Predigers“ von Meshiritsch, deren alleiniger Vertreter zu jener Zeit der junge Israel war, aufrechtzuerhalten.

Bald wuchs die Popularität des jungen Zaddik dermassen, dass er die Gönnerschaft chassidischer Autoritäten nicht mehr benötigte. Er wurde selbst eine unfehlbare Autorität für den weiten Kreis der Chassiden Wolhyniens und des Gouvernements Kiew. Aus unbekannten Gründen verlegte er seine Residenz vom Städtchen Pogrebitch in den Flecken Ruzhin (Gouv. Kiew), nach welchem er auch den Namen Ruzhiner erhielt. Hierher strömten zu ihm, als einem Zaddik-Führer in geistigen und alltäglichen Angelegenheiten, Mengen von Chassiden, von denen viele reiche Gaben (Pidjonoth) mitbrachten. Die Einkünfte Israels nahmen einen solchen Umfang an, dass es ihm ermöglicht wurde, sich mit einer Einrichtung, die an Luxus grenzte, zu umgeben. Ein christlicher Augenzeuge berichtet, das Haus „des R. Israel hätte das Aussehen eines fürstlichen Palastes gehabt und sich durch prächtige Ausstattung aus-

gezeichnet“. Der Zaddik pflegte in einer reichen vierspännigen Equipage auszufahren, deren Türklinten silbern waren. Er war von vielen Bedienten umgeben; in seinem Hause sorgte ein Chor von Sängern und Saitenspielern für die Zerstreuungen, die der geistliche Fürst benötigte.<sup>9)</sup>

Die zeitgenössischen Zaddikim verfolgten die rasch aufsteigende Popularität ihres Ruzhiner Kollegen und sagten: „Wie sonderbar ist es, dass ein solch heiliger Mann sich so weit von Reichtum und äusserm Glanz hinreissen lässt“; seine Freunde meinten, er mache dies alles nicht um seiner selbst willen, sondern um den Namen Gottes zu verherrlichen.<sup>10)</sup>

Seines Einflusses bewusst, erlaubte sich der Ruzhiner Zaddik manche Freiheit in der Lebensweise. Es wird behauptet, dass er während einer Zeit täglich eine Stunde Holz zu sägen pflegte, — wahrscheinlich zur physischen Kräftigung. Sein Sohn, der Zaddik von Czortkow, sagte von seinem Vater: „Auch in den Stunden, da er Holz sägte, hat er Welten gebaut.“<sup>11)</sup>

R. Israel gönnte sich nur drei Stunden Schlaf im Tag; die übrige Zeit widmete er den Gebeten, dem Studium und hauptsächlich dem Empfang von Besuchern, die ihn um Rat und Leitung in religiösen, kommerziellen und Familien-Angelegenheiten baten. Chassidische Besucher hatten zu ihm vom frühen Morgen an Zutritt; in der Mittagsstunde (12 bis 1) sperrte er sich zum Gebet in sein Zimmer ein; sodann empfing er wieder bis Mitternacht Besuche. Einem jeden gab er Antwort, sei es mündlich oder schriftlich. Die schriftlichen Arbeiten besorgte einer seiner Beisitzer, der „Gabaim“, denn der Zaddik selber war in der Schriftkunst sehr unerfahren.

Manchmal begaben sich auch benachbarte russische Gutsbesitzer zu ihm, um Rat einzuholen. „So traf ich zufällig — erzählt Prof. Mayer — als ich im Jahre 1862 den Oberrabbiner besuchte, den Feldmarschall Wittgenstein bei ihm. Dieser Fürst erwies ihm alle Ehre, ja er bot ihm den schönsten Palast in einem der ihm untergebenen Städtchen an, wenn er dort wohnen wollte.“<sup>12)</sup>

Die Gewogenheit des Fürsten war natürlich nicht selbstlos: der Herr des Städtchens dachte durch das Heranlocken chassidischer



Massen den Handel auf seinen Gütern zu beleben und dadurch seine Einkünfte zu vermehren.

Wie gewann sich nun der provinzielle Zaddik das Herz der Menschen? Der oben erwähnte christliche Gelehrte gibt folgende Antwort darauf: „Er verdient aber auch diese allgemeine Achtung. Zwar hat er keine (wissenschaftlichen) Kenntnisse, aber ein angeborenes scharfes Urteil. Mag eine Sache noch so dunkel und verwickelt sein, seinem Scharfsinne entgeht sie doch nicht, seinem Auge liegt sie klar und offen dar. Auch seine Persönlichkeit wirkt wohlthätig auf die Seinen; er ist, was man sagen kann, durchaus von edler Gestalt; sein Gesicht, mit Ausnahme der obern Lippen, ist ohne Bart. Er besitzt die seltene Gabe, sich jedermann geneigt zu machen, in seinem Blick liegt eine wahrhaft magnetische Kraft, der selbst sein Feind nicht widerstehen kann.“<sup>13)</sup>

Ein anderer Zeitgenosse Israels von Ruzhin, ein bekannter jüdischer Schriftsteller, berichtet über ihn folgendes in seinen Jugenderinnerungen: „Er (R. Israel), sprach wenig. Alle seine Bewegungen waren gemessen. Die Menge der Besucher konnte ihn durch die offene Tür seines Zimmers sehen, wo er in einem Lehnstuhl ruhte, vornehm gekleidet, mit einer prächtigen Mütze, die nach Aussagen mehrere Hundert Rubel gekostet hatte, bedeckt, und eine kostbare Tabakpfeife rauchend. Vor ihm auf dem Tisch lag das Buch „Sohar“ aufgeschlagen. Dasselbst lagen auch die Geldgaben, von denen er sich gleichsam verachtungsvoll abwendete. Er ass und trank nie in Anwesenheit seiner Besucher. Bei öffentlichen Mahlzeiten berührte er nur mit der Fingerspitze den dargereichten Teller oder Becher, und diese (geheiligten) Speisen wurden sofort von den umstehenden Chassiden ergriffen.“<sup>14)</sup>

Die Verehrer des Ruzhiner Zaddik versicherten, dass er sich seine vornehmen Umgangsformen von Henoch und vom Engel Metatron angeeignet habe.<sup>15)</sup>

Ueber seine Schweigsamkeit sagte man: „Er ist von einer andern Welt. Er kam auf die Erde, um den Zeitpunkt seiner Verkündigung als Messias abzuwarten; da sich aber das Zeitalter als dessen unwürdig erwies, so wurde er schweigsam und wartete nun

den Tag seines Abganges aus dieser Welt ab, um die Messiasseele einem seiner Söhne zu übergeben.“<sup>16)</sup>

Als man den Apter Zaddik frug, warum er, der Hochbetagte, soviel Ehre dem jungen Ruzhiner Kollegen erweise, antwortete er: „Es wird im Midrasch erzählt, dass im messianischen Zeitalter zur allgemeinen Verwunderung im Paradies neben den Erzvätern ein junger Mann thronen wird, der sich während seines irdischen Lebens nicht in das Thorastudium vertiefte. Ich schwöre bei meinem Bart — fügte der Zaddik, seinen grauen Bart berührend, hinzu — dass der Midrasch damit ihn, den Ruzhiner Gerechten meinte.“<sup>17)</sup>

Wenn wir von diesem chassidisch-sagenhaften Gesichtspunkt absehen, werden wir zur Ueberzeugung gelangen, dass R. Israel sehr fern war von dem Typus eines „Gerechten von einer andern Welt“. Er war vielmehr ein Mann von klarem Verstand und schönem, vornehmem Aeussern, der an einer reichen Ausstattung seine Freude hatte und es verstand, mit Menschen aller Gesellschaftsschichten umzugehen. Darin ist der Schlüssel zu seinem Einfluss auf die Umgebung zu finden. Sogar der „russische Mendelsohn“, Isaak Bär Lewinsohn, war sehr erfreut, dass er wegen seines Buches „Teuda beisrael“ einen Brief vom „berühmten Chassid, dem erhabenen Verwandten R. Israel Ruzhiner“, erhielt.<sup>18)</sup>

Der „Rabbi“ von Ruzhin gehörte wenigstens seinem äussern Benehmen nach zu den „weltlichen“ Zaddikim. Er wusste rechtzeitig zu reden und zu schweigen. Er liebte es nicht, begeisterte Erzählungen über die Wundertaten zeitgenössischer Zaddikim zu hören.<sup>19)</sup>

Zur Verwunderung seiner Kollegen, die gegen die mittelalterlichen Denker der maimonidischen Schule eine feindliche Stellung einnahmen, verteidigte R. Israel zuweilen diese verpönten Männer.

Als er das mit seinem Gutachten (haskama) erschienene Buch „Migdal Os“ von Jakob Emden erhielt, erklärte er, er würde diesem Buche nicht zugestimmt haben, wenn er gewusst hätte, dass sich der Autor desselben gegen Maimonides auslässt.<sup>20)</sup>

In einer Beziehung erinnerte R. Israel von Ruzhin an seinen Urgrossvater, den „Prediger“ von Meshiritsch. Gleich jenem ver-



stand er die chassidischen Massen zu organisieren, sie um ein bestimmtes Zentrum zu vereinigen. Wie gross ist jedoch der Unterschied zwischen den Mitteln, deren sich Ahne und Enkel bedienten, ja sogar zwischen den Begriffen des einen und des andern vom Wesen des Chassidismus! Für den „Prediger“ war der Chassidismus voll tiefen geistigen Inhalts, der den Menschen geistig umzugestalten geeignet war; hingegen imponierte der Chassidismus des Ruzhiner Würdenträgers lediglich durch seinen äussern Glanz. R. Israel betrachtete sich als den Statthalter des Himmelreiches und er erklärte es laut und stolz. In den von ihm diktierten Episteln kann man folgenden Ausdrücken begegnen: „Wenn ihr gehorsam seid, verspreche ich euch, euch weder auf der Erde noch im Jenseits zu vergessen“; „wenn ihr freiwillig gehorcht — schreibt er im Stil Jesaja's — werdet ihr die Güter der Erde geniessen; wenn ihr aber vergesst, so werde auch ich euch vergessen.“<sup>21)</sup>

### III.

Wie alle Zaddikim, pflegte R. Israel zu bestimmten Zeiten in den chassidischen Versammlungen Gespräche zu führen (Thora sagen), aber dieser Zweig seiner Tätigkeit war sehr schwach entwickelt. Nach den Behauptungen von Zeitgenossen aus nicht-chassidischen Kreisen waren seine Kenntnisse sehr beschränkt.<sup>22)</sup>

Die chassidische Sage versichert natürlich das Gegenteil. Der alte Zaddik aus Apt soll gesagt haben, dass der Engel, der nach talmudischer Sage dem Kinde vor der Geburt ein Schnippchen auf den Mund schlägt und es dadurch alle im Himmel erfahrenen Wahrheiten vergessen lässt, es in Bezug auf R. Israel von Ruzhin zu tun versäumte, und dieser daher die ganze Thora, die er im „Mutterleibe“ kannte, im Gedächtnis hatte.<sup>23)</sup>

Der Sohn des Ruzhiner Zaddik, R. Abraham Jakob aus Sadagora, bezeugt ebenfalls, dass die Unterweisungen seines Vaters von ungewöhnlicher Tiefe waren, und dass diese tiefen Gedanken eben deswegen nicht in Büchern verewigt wurden, weil sie zu fein sind und „aufwärts steigen“, sich verflüchtigen.<sup>24)</sup>

Wir können natürlich nicht R. Israels Gedanken nach seinen

„verflüchtigten“ Gedanken einschätzen, aber nach dem Wenigen, was er hinterliess, — oder richtiger, was seine Nachkommen in seinem Namen berichten, denn er selber hat weder etwas geschrieben, noch veröffentlicht<sup>25)</sup>, — und das eher von oberflächlichem, als von tiefem Denken zeugte.

Der Autor wiederholt gewöhnliche chassidische Aphorismen; er vermeidet abstrakte, theosophische Spekulationen, die in den Schriften seines Urgrossvaters R. Beer und der Schüler des letztern eine so wichtige Stelle einnehmen; seine Aussprüche haben vorzüglich zwei Themen zum Gegenstand: Gottesdienst und Zaddik. Gott muss man natürlich durch Fröhlichkeit, nicht durch Zerknirschung der Seele dienen. Dieser beschtianische Aphorismus war dem geistlichen Würdenträger von Ruzhin besonders teuer. „Fasten (Asketen) schaden nicht nur ihrem Körper, sondern auch ihrer Seele.“<sup>26)</sup>

Als einmal der Apter Zaddik seinem Volke an bestimmten Tagen zu fasten befahl, da rief R. Israel seine Saitenspieler zusammen und belustigte sich mit Gesang und Spiel.<sup>27)</sup>

Einmal — so erzählt eine Sage — frugen die Chassiden R. Israel, welches der richtige Weg sei, Gott zu dienen? Er antwortete ihnen mit folgendem klugen, aber zweideutigen Gleichnis: Ein König hatte zwei Freunde, die wegen irgend eines Vergehens zu Tode verurteilt waren. Der König, der sie retten wollte, liess sie dem „Gottesurteil“ übergeben. Er befahl über einen Fluss von einem Ufer zum anderen einen Strick zu ziehen: können nun die Verurteilten über diesen Strick gehen, ohne ins Wasser zu fallen, so sind sie von der Todesstrafe befreit. Der eine der Verurteilten ging unbehelligt über den Strick; als nun die Reihe an den zweiten kam, rief dieser seinem Genossen zu: sag mir, Freund, wie ist es dir gelungen, über den Strick zu kommen, damit ich es ebenso mache. Jener antwortete: wie es zu machen ist, weiss ich nicht; eines aber weiss ich wohl: als ich mich während des Gehens nach einer Seite hin neigte, wendete ich mich rasch nach der anderen um. Das will sagen, man soll Gleichgewicht halten.<sup>28)</sup>

Die Gespräche R. Israels betrafen als Hauptthema den Zaddik-kultus, der damals seine höchste Blütezeit erreichte. Nach seiner



Lehre ist nicht nur die Seele, sondern auch der Körper des Zaddik heilig, denn er ist durch den Geist geheiligt und geläutert worden. „Der Körper des Zaddik ist mit der Seele verknüpft, die Seele mit den „Sephiroth“ (den göttlichen Emanationen), die Sephiroth aber sind verknüpft mit dem Unendlichen, der Seele aller Welten.“<sup>29)</sup>

Die Verbindung des Zaddik mit Gott wird für keinen Augenblick gelöst. Auf zwei Wegen gelangt man zu dieser Verbindung; es gibt Zaddikim, die die Gemeinschaft mit Gott nur auf dem Wege des Gebetes und des Studiums pflegen; es gibt aber auch solche, welche Gott auch durch „die Freuden dieser Welt“ dienen. Ein Zaddik der letzteren Art zieht sich zuweilen Beschuldigungen zu, tatsächlich aber ist er der eigentliche „Gerechte“: dies ist „die Stufe der geheimen Welt“. „Die heutigen Zaddikim — sagte R. Israel, indem er damit auf sich selbst anspielte — halten mit den früheren hinsichtlich des ununterbrochenen Thorastudiums keinen Vergleich aus; nichtsdestoweniger sind ihnen die Geheimlehren und Grundsätze der Thora bekannt und sie können ihre Jünger in den Wahrheiten des Gottesdienstes unterrichten.“<sup>30)</sup>

Der Zaddik ist „das Licht der Welt“; durch ihn wird alles Heil auf die Erde ausgegossen, durch ihn erhält das Volk Nahrung und Leben. Legt sich aber der Zaddik selber Schranken im Genuss der irdischen Güter auf, so wird dadurch auch sein Einfluss begrenzt. Deswegen soll der Zaddik in reicher Ausstattung leben (lehithnaheg bederech aschiruth), um die Ergiessung des Heils auf das Volk zu stärken.<sup>31)</sup>

Mit diesem Spruch wollte R. Israel von Ruzhin augenscheinlich seinen Hang zum Reichtum und zu prächtiger Ausstattung rechtfertigen und die Chassiden zu weiteren reichen Gaben veranlassen. Zu seiner Rechtfertigung konnte er sich auf zwei seiner Vorgänger aus der Nachkommenschaft Bescht's berufen: auf Baruch von Medschibosch und Nachman von Brazlaw. Der erste behauptete, dass ein Zaddik, dem von seinen Chassiden viel Geld zufließt, einen höheren Posten in den himmlischen Sphären versieht.<sup>32)</sup>

Ein Ausspruch jenes anderen lautet: „Je mehr dem Zaddik

in seiner Haushaltung Frieden und Vergnügungen gegönnt werden, sodass er in Reichtum und Ehren leben kann, desto eher wird seine Seele erhöht und für den Geist Gottes eine friedliche Stätte bereitet.“<sup>33)</sup>

In seinen Privatgesprächen liess sich R. Israel gern über sich und seine Bedeutung aus. Er hielt sich für den Vertreter der ganzen chassidischen Welt, nicht nur für den einer bestimmten Chassiden-gruppe. Meine Chassiden — sagte er — sind über die ganze Welt zerstreut. „Wu es gefint sich an erlacher Jid, is er mimejle mainer“ (wo immer ein frommer Jude lebt, ist er notwendigerweise aus meinem Lager).<sup>34)</sup>

Durch die zu ihm wallfahrenden Chassiden erstreckte sich der Einfluss des Ruzhiner Zaddik über alle Nicht-Chassiden, ja sogar über Freidenker. „Da geht zu mir ein Chassid. Unterwegs trifft er eine Kutsche, auf welcher „Deutsche“ reisen („Dajtschen“-Juden-Freidenker); die Kutsche fährt in derselben Richtung, die auch er verfolgt; er trifft mit dem Kutscher eine Abmachung und setzt sich zu ihm auf den Bock. Da kommt nun die Zeit des Abendgebetes (Mincha) heran. Der Chassid steigt vom Wagen herunter, der Kutscher muss stehen bleiben und das Ende seines Gebetes abwarten. Die in der Kutsche sitzen, rufen: warum stehst du? denn sie haben Eile und ärgern sich über die Rast. Aber darin liegt gerade ihre Erlösung.“<sup>35)</sup>

Ueber Bescht berichtet die Sage, dass ihm eine der Urseelen innewohnte, die nicht vom Sündenfall Adams befleckt waren und die nicht vom Baum der Erkenntnis gekostet hatten.

Aehnliches sagte R. Israel von Ruzhin über seine Seele aus. Als man ihn frug, weshalb er den Zeitpunkt der drei Gebete nicht beachte, antwortete er: „Bis zur Versuchung der Schlange gab es keinen bestimmten Zeitpunkt für das Gebet; man durfte während des ganzen Tages beten. Nach dem Sündenfall wurde die Atmosphäre verdichtet und da erstanden die Erzväter und läuterten sie von Neuem. Abraham setzte den Zeitpunkt des Morgen-, Isaak des Abend- und Jakob des Nachtgebetes fest. Bei der Sinai-Offenbarung erhob sich das Volk wieder über die „Zeitpunkte“, aber die Sünde



des goldenen Kalbes verursachte einen Fall, und die Männer der „grossen Versammlung“ setzten dem Gebet wiederum Zeitschranken. Aber für die „Seele eines Gerechten“, die weder von der Sünde der Schlange, noch von der des goldenen Kalbes berührt wurde, haben diese Schranken keine Geltung. „Sie ist über die Zeitpunkte erhaben.“ Eine solche Seele nahm R. Israel für sich in Anspruch. — In einem weiteren Gespräch erklärte er denselben Gedanken an einem Beispiel. Ein König setzt für den Empfang seiner Diener, die ihn in ihrer eigenen Angelegenheit sprechen wollen, bestimmte Sprechstunden an. Aber wenn sich jemand an den König in dessen persönlichen oder in Staatsangelegenheiten wenden will, gibt es etwa auch für ihn bestimmte Sprechstunden? In Sachen des Königs hat man zu ihm jederzeit Zutritt.<sup>36)</sup>

Aus diesen Aussprüchen und Gleichnissen ersehen wir, dass sich R. Israel selber — oder den Leuten gegenüber — als eine ausserordentliche Natur, als einen Zaddik höheren Ranges betrachtete. Als man ihn frug, warum er sich nicht nach dem heiligen Lande begeben, dem Beispiele R. Mendel's von Witebsk oder anderer Zaddikim folgend, gab er die stolze Antwort: „Wenn ich ins Land Israels käme, würde man mich fragen: warum bist du ohne deine Juden gekommen?“ Als potenzieller Führer aller Chassiden müsste er im Land der Väter mit einer ganzen Armee, nicht nur mit einem kleinen Gefolge erscheinen.

Zuweilen ging R. Israel noch weiter und spielte darauf an, dass er der erwartete Messias sei. Als man ihn einmal frug, warum er schweige, während alle Zaddikim über das Ende des Galuth sprechen, gab er die rätselhafte Antwort: Wenn sich die Schwiegereltern zur Hochzeitsfeier ihrer Kinder einfinden, so ist es Sitte, dass die Eltern reden, der Bräutigam aber schweige.<sup>37)</sup>

Viele sagten damals, der Ruzhiner Zaddik wäre der „kommende Messias, der sich offenbaren werde, sobald das Zeitalter sich seiner würdig erweise“. <sup>38)</sup>

Einmal sagte er: Es gibt Leute, welche fragen, wodurch ich eigentlich ein „guter Jid“ („guter Jid“ ist die volkstümliche Benennung für Zaddik) bin? In Wirklichkeit bin ich gar kein „guter Jid“;

ich bin nichts; ich kenne meinen Platz; ich will nur die Wahrheit; aber wer gegen mich redet, der redet gegen Gott, der „wert far-schwarz werden“ (wird von Unglücksfällen heimgesucht) im Dies-seits und im Jenseits.<sup>39)</sup>

R. Israel stellte an seine Chassiden keine strengen Forderungen. „In unserer Zeit — sagte er — hat ein Mensch, der sich in die Synagoge mit den Gebetsornaten (Talis und Tefillin) begibt, dieselbe Bedeutung, wie in früherer Zeit Bescht und mein Grossvater R. Beer.“ Am Vorabend des Versöhnungstages sagte er: „Es heisst: Vor dein Gericht treten alle, denn alle sind deine Knechte (Psalm 119, 91). Die Juden fordern Gott selber vor Gericht, denn alles Unheil trifft sie nur deswegen, weil sie treue Knechte Gottes sind.“<sup>40)</sup>

Man merkt in diesen Aussprüchen eine sichtbare Nachahmung des populärsten Zaddik Löw-Isaak Berdiczewer, der in den Jugendjahren R. Israels von Ruzhin von der chassidischen Welt bewundert wurde. R. Israel stand zum Teil selbst unter seinem Einfluss und drückte sich gelegentlich folgendermassen über ihn aus: „Wenn man den „Berdiczewer“ erwähnt, wird die Strenge des (göttlichen) Gerichtes gemildert.“<sup>41)</sup>

Es liegt aber eine tiefe Kluft zwischen den beiden Zaddikim. Der Ruzhiner weist keine Spur jener unmittelbaren Begeisterung, jener uneigennützigen Selbstverleugnungs Liebe zum Volke auf, die den Berdiczewer auszeichneten. Löw-Isaak pflegte nie über seine Liebe zur leidenden Judenheit zu reden: es war völlig überflüssig, da er ganz im Feuer dieser Liebe glühte. Die kalte, ausgerechnete Liebe zum Volke, das seinen Zaddikim ein reiches Fürstenleben sicherte, veranlasste hingegen Israel von Ruzhin, seine Volksliebe in lauten Phrasen zu verkünden. „Wie das Quecksilber für Kälte und Wärme, so bin ich für die Leiden des ganzen jüdischen Volkes, von einem Weltende zum anderen, empfindlich.“ Er bittet, ihm dies aufs Wort zu glauben: „Ich will mich damit nicht brüsten, aber glaubt mir, dass ich ein Teil der Seele Israels bin, und wenn etwas einen Juden, und wohne er auch am Ende der Welt, schmerzt, so empfinde ich es sofort.“<sup>42)</sup>



IV.

Dank seiner Abstammung von R. Beer von Meshiritsch und dank einer eifrigen Agitation unter den Volksschichten durfte Israel von Ruzhin nicht ohne Erfolg auf die Rolle eines allchassidischen Führers und eines Statthalters Beschts, wie es sein Grossvater war, Anspruch erheben. Die Jünger des Ruzhiner Zaddik betrachteten ihn denn auch als solchen, und erklärten stolz, dass alle übrigen Zaddikim unbedeutend seien im Vergleich mit ihrem „Rabbi“, dem Allmächtigen im Himmel und auf Erden.

Es kam aber zur selben Zeit (1800—1850) und in derselben Gegend (Wolhynien und Gouvernement Kiew) eine andere Zaddikdynastie empor und gewann Einfluss, — die von Czernobyl. Ihr Stifter, ein Schüler Bescht's und Beer's, Nachum von Czernobyl, war ein Wanderprediger des Chassidismus, lebte ärmlich und verwendete seine bescheidenen Ersparnisse für wohltätige Zwecke: Loskaufung Gefangener, Versorgung unbemittelter Bräute usw. Aber sein Sohn Mordchai von Czernobyl, der die Würde seines Vaters nach dessen Tode übernahm (1798), schlug neue Wege ein.<sup>43)</sup>

Er erachtete es für nötig, „auch das irdische Leben zu schmücken“: er liess sich in seiner Residenz (Czernobyl, Gouv. Kiew) ein prächtiges Haus bauen, fuhr in einer vornehmen Kutsche aus und vergass, dass sein Vater seine apostolischen Reisen in einem schlichten Bauernwagen ausführte; überhaupt strebte R. Mordchai nach demselben von äusserm Glanz strotzenden Leben eines reichen geistlichen Würdenträgers, wie sein jüngerer Zeitgenosse und Verwandter, R. Israel von Ruzhin. Besonders darauf bedacht waren die Söhne des Czernobyler Zaddik, wie auch ihre Frauen und Hausgenossen. Ein Wettstreit entstand zwischen den beiden „Höfen“, dem von Czernobyl und dem von Ruzhin, die innerhalb derselben Landfläche regierten. Die Verwandtschaft der beiden Dynastien untereinander (wie schon erwähnt, war R. Israel mütterlicherseits R. Mordchai's Enkelneffe) milderte die Schärfe dieses innern „politischen“ Krieges keineswegs. Der Wettstreit zwischen den Zaddikim breitete sich auf ganze Gruppen von Chassiden aus, die im Lager des einen oder des andern

Zaddik stunden. Die Chassiden von Czernobyl titulierten ihren Zaddik als „Magid“ (Prediger) und betrachteten ihn als den berufenen geistigen Erben des Predigers von Meshiritsch; die von Ruzhin hingegen hielten ihren Zaddik als einen direkten Nachkommen des Meshiritscher, für den einzigen und höchsten Vertreter des Chassidismus. Sie riefen aufgeregt: „Wo findet der Sohn des „Melamed“ (Schulmeister) Nachum den Mut, sich unserm „Rabbi „gleichzustellen, dem Enkel Beer's des Predigers und Abraham Malach's?“ Ueberall entstanden Zwistigkeiten und Zänkereien zwischen Ruzhinern und Czernobyler; zuweilen kam es sogar zu skandalösen Raufereien in den Synagogen. Czernobyler und Ruzhiner pflegten einander nicht zu besuchen und sich gegenseitig nicht zu verschwägern. In diesen Kämpfen trugen meistens die Ruzhiner den Sieg davon, da ihr Führer jünger und gewandter als sein Onkel war.

Anfangs bewegten sich die persönlichen Beziehungen zwischen den Zaddikim von Czernobyl und Ruzhin in den Grenzen der verwandtschaftlichen Etikette. Die Chassiden der beiden Gemeinden stritten und zankten untereinander, während ihre Führer bei ihrer Begegnung die unter Verwandten üblichen Umgangsformen beobachteten; dabei redete der Jüngere den Aeltern mit „Onkel Mordchai“, ohne den Titel „Rabbi“ beizufügen, an. Aber im Laufe der Zeit wurde die Kluft zwischen den Vertretern beider Dynastien immer tiefer. Das zeigte sich an verschiedenen Begebenheiten. Der Zaddik von Ruzhin verlobte seinen Sohn Beer mit einem Mädchen aus dem Czernobyler Hause. Die Hochzeit wurde auf einen Freitag angekündigt. Am festgesetzten Tage traf R. Israel mit seiner Familie und einem grossen Gefolge in Czernobyl ein, aber R. Mordchai weigerte sich, das Trauungszeremoniell am Vorabend des Sabbath zu vollziehen, weil er der Meinung war, dass man die „Idee des Sabbath mit der Erde nicht verwechseln darf“. Der Zaddik von Ruzhin fühlte sich dadurch verletzt und rief aus: „Bin ich etwa ein Amhaarez (Profaner), dass ich nicht verstehe, was dieser versteht?“ „Jedoch wurde die Trauung verschoben, und der Rabbi von Ruzhin gastete mit seinen Chassiden demonstrativ nicht bei R. Mordchai, sondern veranstaltete das Sabbath-Mahl in seinem Gasthaus.



Der Streit nahm besonders mit dem Tod des Czernobyler Dynastieältesten R. Mordchai zu. Die Chassiden der Czernobyler-Richtung, verteilt auf die Lager der Söhne R. Mordchai's, zerstreuten sich über die Ukraine, wo sie beständig auf Chassiden der Ruzhiner-Richtung stiessen; letztere aber nahmen auf Kommando ihres ehrsüchtigen Seelenhirten die Hegemonie überall für sich in Anspruch. Folgender Streit ist für die Geschichte dieses Kampfes charakteristisch. Ein Sohn R. Mordchai's, der später berühmt gewordene Talner Zaddik R. Dawid, wohnte anfänglich in bescheidenen Verhältnissen in der Stadt Wassilkow (Gouv. Kiew). Einst fuhr durch Wassilkow ein Chassid der Ruzhiner Richtung, ein angesehener Bürger der Stadt Skwira. Seit langer Zeit mit R. Dawid bekannt, besuchte er ihn und leistete ihm eine Geldunterstützung. Zwischen den beiden stellten sich von da an Beziehungen inniger Freundschaft ein. Nach einiger Zeit geriet R. Dawid in Geldnöte und reiste persönlich zu seinem Freund nach Skwira, in der Hoffnung, dort mit dessen Hilfe eine kleine Summe erhalten zu können. Sobald aber die dortigen Chassiden, alles Angehörige der Ruzhiner Gemeinde, dies erfuhren, umkreisten sie das Haus ihres Genossen, bei dem der „fremde“ Zaddik einkehrte, und veranstalteten eine geräuschvolle Demonstration gegen den Hausherrn, der sich unterstand, einen „Konkurrenten“ des heiligen Rabbi von Ruzhin zu beherbergen. Es war am Ausgang des Sabbath. Die Stimmung der Menge wurde so gereizt, dass es dem Wassilkower Gast und dessen Hausherrn unheimlich wurde, in der Stadt zu bleiben. Abends, nach Ausgang des Sabbath, beeilten sich die beiden, nach Ruzhin zu fahren, um vor R. Israel ihre Hochachtung zu bezeugen und seinen „berechtigten“ Zorn zu beschwichtigen.<sup>44)</sup>

## V.

Nach einer 25jährigen ehren- und glanzvollen Periode sorglosen Lebens kamen für Israel von Ruzhin unruhige Tage. Die russische Verwaltung des südwestlichen Landteiles, an deren Spitze der General-Gouverneur Bibikow stand, wurde auf den fürstlichen Hof des Zaddik in Ruzhin und auf die völkerreichen chassidischen Versammlungen aufmerksam, die das kleine Städtchen in einen ge-

räuschvollen Marktplatz verwandelten. Es fanden sich dienstfertige Denunzianten, die den Behörden erklärten, dass R. Israel eine fast „zarische Macht“ über seine Jünger ausübte und dass diese keinen Schritt ohne ihres Rabbi Rat unternahmen. Die Polizei begann den Ruzhiner Zaddik zu verfolgen.

1838 ereignete sich etwas, was den Behörden die Möglichkeit gab, von blossen Verdächtigungen zu sachlichen Beschuldigungen zu schreiten. Im Städtchen Dunajewcy (Gouv. Podolien) wurden von rachsüchtigen Leuten zwei Denunzianten ermordet, die der Polizei Angaben machten über einige dortige Juden, welche in Sachen der Soldatenrekrutierung unsaubere Hände hatten. Achtzig Vertreter der jüdischen Gemeinden von Uschitzy und Umgebung wurden der Anstiftung dieses Mordes beschuldigt und vor Gericht gefordert. Die in Berdiczew wohnenden Berufsgenossen der Ermordeten meldeten der Polizei, dass der Mord mit Bewilligung des Ruzhiner Zaddik von Chassiden ausgeführt wurde.

Die höchste Behörde von Kiew, die schon früher ein Auge auf den „chassidischen König“ warf, schenkte der Anklage Glauben. 1838 wurde R. Israel verhaftet und nach Kiew abgeführt. Vergebens bemühten sich wohlhabende und einflussreiche Männer, darunter auch der bekannte, im öffentlichen Leben Berdiczews tätig gewesene Halperin, die Befreiung des Zaddik durch Hinterlegung einer Bürgerschaft zu erlangen: 22 Monate musste das Haupt der Chassiden in den Gefängnissen von Kiew und Kameniec-Podolien schmachten.

Die Chassiden wurden von diesem Unglücksfall tief erschüttert, aber die Autorität ihres Lehrers wuchs umso höher. Die Gefangenschaft in einem russischen Kerker wurde in Zusammenhang gebracht mit den erlösenden Leiden des Messias, der nach talmudischer Sage unter Armen „vor den Toren Roms“ sitzt. Dem Zaddik wurde das zuteil, was er früher entbehrte: die Märtyrerkrone.

Nach 22monatlicher Haft wurde R. Israel zwar freigelassen, aber unter strenge polizeiliche Aufsicht gestellt. Erschöpft von der langen Gefangenschaft kehrte R. Israel nach Ruzhin zurück. Die ruhigen und glücklichen Tage, die er in seiner Heimat verlebte, waren für ihn verschwunden. Die Kiewer Behörden übten die



polizeiliche Aufsicht über den Rabbi streng aus: die Chassiden durften sich nicht mehr, wie früher, ungestört in Ruzhin versammeln, und es wurde unmöglich, die frühere, weit um sich greifende Tätigkeit fortzusetzen. Nunmehr verliess R. Israel Ruzhin, die Stadt, wo er seine schönsten Tage verlebt, und siedelte nach Kischinew über, denn es wurde ihm gesagt, dass die dortigen Behörden dem „Einfluss“ wohlhabender Chassiden zugänglicher seien. Aber auch da ward ihm keine Ruhe. Sein Berdiczower Verwandter Halperin hatte in Kiew erfahren, dass die Regierung einen Beschluss gefasst hatte, R. Israel den Aufenthalt im jüdischen Ansiedlungsrayon, angesichts seines gefährlichen Einflusses auf die chassidischen Massen, die ihn als ihren Messias und König betrachteten, zu verbieten. Um weiteren Verfolgungen zu entgehen, beschloss R. Israel, Russland zu verlassen. Gegen eine bedeutende Bestechungssumme gelang es, vom bessarabischen Gouverneur einen Reisepass zu bekommen, und in Begleitung zweier Adjutanten (Gabaim) begab sich R. Israel nach Jassy (1840).

Unterdessen traf in Ruzhin eine Verordnung des Kiewer Gouverneurs ein, die die Ausweisung R. Israels aus dem jüdischen Ansiedlungsrayon verlangte. Da der Zaddik nach Kischinew abgefahren war, wurde die Verordnung dorthin befördert, aber der Gesuchte war schon jenseits der Grenze. Der Gouverneur von Kischinew, der persönliche Unannehmlichkeiten befürchtete, ersuchte die rumänischen Behörden, den „Flüchtling“ auszuliefern. Aber Verwandte und Freunde R. Israels erfuhren es rechtzeitig und beeilten sich, ihn davon in Kenntnis zu setzen. Er begab sich nach Oesterreich und liess sich in einer kleinen galizischen Ortschaft nieder. Dorthin liess er den Kossower Zaddik R. Chaim, einen Verwandten von ihm, und einige andere Chassiden von Galizien kommen und beriet sich mit ihnen über die weiterhin zu unternehmenden Schritte.

Der neue Schlag, der ihren geliebten Führer traf, rief bei den Ruzhiner Chassiden tiefe Betrübniß hervor; sie konnten sich nicht mit dem Gedanken abfinden, dass der von ihnen vergötterte Rabbi nicht mehr in ihrer Mitte weilen würde. Andererseits gaben sich die

galizischen Chassiden eifrig Mühe, den berühmten Zaddik bei sich zu behalten. Israel selber war unschlüssig: er befürchtete, dass die österreichische Regierung ihn auf Ersuchen der russischen ausliefern werde, und frug sich, ob es denn nicht vernünftiger wäre, sich in grösserer Entfernung von Russland aufzuhalten. Ein Zufall machte seinen schwankenden Plänen ein Ende. Der Besitzer des Fleckens Sadagora in der Bukowina schlug — in der Hoffnung, dadurch die Einwohnerzahl des Fleckens zu vermehren und den Handel in der Umgebung zu beleben — dem Ruzhiner Zaddik vor, sich in diesem Flecken niederzulassen, und versprach ihm sichern Schutz im Falle etwaiger polizeilicher Störungen. R. Israel nahm den Vorschlag an und liess sich 1841 in Sadagora nieder.

Die Flucht des Ruzhiner Zaddik steigerte in noch höherm Masse den Verdacht der russischen Regierung, die sich nun um seine Rückkehr, als wäre er ein politischer Verbrecher, bemühte. Der bessarabische Gouverneur unterdrückte aufs schärfste die in Kischinew wohnende Familie des Zaddik und drohte ihr mit allerhand Repressalien, wenn sie den Flüchtling nicht bewegen sollte, nach Russland zurückzukehren. Der Gouverneur zwang einen der Söhne R. Israels, dem Vater einen Brief zu schreiben mit der Bitte, unverzüglich heimzukommen, und beförderte den Brief persönlich durch einen Boten nach Galizien. Aber die Gattin R. Israels beeilte sich, ihrem Mann zu schreiben, dass der vorige Brief vom Gouverneur erzwungen wurde: sie überlasse es seinem Willen, zurückzukehren oder im Ausland zu bleiben, glaube aber, dass es im letzten Falle „keinen sicherern Platz gäbe als Frankreich oder England“, d. h. dass man nur in diesen Ländern, nicht aber in Oesterreich, nicht Gefahr laufe, der russischen Regierung ausgeliefert zu werden.<sup>45)</sup> Diesen Brief erhielt R. Israel gleichzeitig mit einer Mitteilung der Lemberger Bezirksbehörde, dass sie einer dringenden Forderung Russlands, seinen Untertan auszuliefern, werde nachgeben müssen. Diese Ereignisse wirkten so niederschmetternd auf R. Israel, dass er wie ein Kind weinte und ausrief: „Warum schweigen denn mein Vater R. Schalom, mein Grossvater R. Abraham Malach und mein Urahn R. Beer? Aber ihnen berichtet wohl niemand darüber.“<sup>46)</sup>



Dieser misslichen Lage entrann er nur durch eine List. In Sadagora wurde einst ein Jüngling namens Israel Sonnenfeld vermisst, dessen Eltern bald darauf starben. Das Alter des Vermissten stimmte nach dem Geburtsschein mit dem R. Israels überein. Da beschloss nun dieser, sich für den vermissten österreichischen Untertan auszugeben. Er reichte den Behörden von Czernowitz eine Erklärung ein, in der er ausführte, dass er, Israel Friedmann, in Wirklichkeit der österreichische Untertan Israel Sonnenfeld sei, dass er nämlich längere Zeit bei seinem Verwandten Schalom in Russland lebte, der ihn adoptiert und ihm seinen Namen Friedmann gegeben hätte. Die Behörden begannen Nachforschungen zu machen; und da die Chassiden kein Geld schonten, so fanden sich viele Zeugen, Juden wie Christen, die die Richtigkeit der Erklärung R. Israels und dessen Identität mit dem vermissten Jüngling bestätigten.<sup>47)</sup> Die Nachforschungen fielen zu R. Israels Gunsten aus. Um seine österreichische Staatsangehörigkeit endgültig zu sichern, gaben ihm die Lemberger Behörden den Rat, sich in Oesterreich ein Gut zu verschaffen. Diesen Rat zu befolgen fiel dem Ruzhiner Zaddik nicht schwer, weil ihm ungeachtet der vielen Schicksalsschläge nicht wenig von seinem frühern Reichtum übrig geblieben war. Er kaufte das Gut Patoki unweit von Sadagora und wurde so österreichischer Staatsangehöriger und Grossgrundbesitzer. Nach einiger Zeit liess er Frau und Kinder aus Russland zu sich kommen, und nach einer Reihe unstäter Jahre begann für ihn wieder ein ruhiges Leben.<sup>48)</sup>

## VI.

Nachdem R. Israel sich von den schweren Erlebnissen wieder erholt hatte, begann er von neuem sein früheres luxuriöses Leben. Er baute für sich und seine Nachkommen, die sich bereits in mehrere Familien verzweigt hatten, ein prächtiges Haus. Einige von seinen sechs Söhnen und drei Töchtern waren schon verheiratet, und diese Söhne, Töchter, Schwiegerkinder und Enkel bewohnten alle zusammen das neuerbaute Haus auf Rechnung R. Israels als des Familienhauptes. In diesem Ameisenhaufen herrschte ein reges Leben: man veranstaltete Festmale und Spazierfahrten, die Frauen

kleideten sich nach der letzten Wiener Mode und pflegten mit ihrem Gefolge oft die österreichischen Großstädte zu besuchen, — kurzum, man verschwendete das Geld, das noch von den Ruzhiner Ersparnissen übrig geblieben war und das von neuen galizischen Einkünften zufloss.

Die russischen Chassiden setzten die Beziehungen zu ihrem „Rabbi“ fort; viele wallfahrteten zu ihm nach Sadagora. Der Hof von Sadagora stand hinter dem von Ruzhin, was Glanz und Geräusch betrifft, durchaus nicht zurück, — aber trotzdem empfand R. Israel Sehnsucht nach seinem frühern Leben in Russland, nach der heimatlichen Scholle, auf der er seine glücklichsten Jahre verbracht hatte. Die ihn aufsuchenden Pilger frug er über das Leben in der Heimat aus und meinte dabei, „Messias werde vor allem in Russland erscheinen“.<sup>49)</sup>

Bei der grossen Zahl von galizischen Chassiden und Zaddikim stellte sich der Ruf R. Israels nicht mit einem Mal ein. Anfänglich nahmen die galizischen Chassiden am Typus eines weltlichen Würdenträgers, der sich allzuwenig der Thora und den Gebeten widmete, merklichen Anstoss. In Galizien war die Kluft zwischen Chassidismus und Rabbinismus nicht so gewaltig, wie in der russischen Ukraine. Hier war die Losung des Verzichtes auf die talmudische Gelehrsamkeit, die in Wolhynien und Podolien einen solch lebhaften Widerhall fand, nicht gegeben. In Galizien herrschte der Typus eines gottesfürchtigen Zaddik vor, der mit der Wundertätigkeit eine grosse Kenntnis der rabbinischen und kabbalistischen Literatur vereinigte und der zuweilen sogar Neigung zur Askese zeigte. Die spärliche Schriftgelehrsamkeit und das fürstliche Leben des frühern Zaddik von Ruzhin machten den galizischen Chassiden Kummer. So wusste R. Israel seine Schwächen mit dem Schein eines unergründlichen Tiefsinns und „Geheimnisses“ einzuhüllen. Man erzählt, dass er einmal dem Lemberger Rabbiner und berühmten Talmudisten Jakob Orenstein einen Besuch abstattete. Der Rabbiner erwartete von seinem Gaste die bei solchen Besuchen üblichen Gelehrtenfragen; aber statt dessen stellte ihm R. Israel die ganz alltägliche Frage, womit man in Lemberg die Dächer bedecke? „Mit Eisen-



blech“, antwortete der Rabbiner. „Warum denn eigentlich mit Eisenblech?“ fuhr der Gast fort zu fragen. „Weil es sicherer vor Feuer schützt“, lautete die Antwort. „Aber da wären ja Dachziegel ebenso gut“, meinte R. Israel weiter. Damit endigte das für geistliche Personen ungewöhnliche Gespräch, und R. Israel entfernte sich. Nach seinem Weggang rief der Rabbiner aus: „Und das ist ein Mann, der die chassidische Welt in Bewegung setzt und vor dem Tausende von Verehrern Ehrfurcht haben!“ Zur selben Zeit gastete in Lemberg der Zaddik R. Mendel von Przemysl. Als er vom Vorfall im Hause des Rabbiners hörte, sagte er: „Der gelehrte Rabbiner hat den Ruzhiner Zaddik nicht verstanden. Jener fasste seine Frage über die Dächer symbolisch auf, denn er meinte damit die Seelenhirten, die mit ihrer Gerechtigkeit die Stadt beschützen sollen, wie das Dach ein Haus schützt. Ein solcher Hirte muss über ein zartes und empfindliches Herz, das einem zerbrechlichen Ziegel ähnelt, verfügen. Warum ist aber das Herz des Rabbiners gleich hartem Eisen?“<sup>50)</sup>

Im Laufe der Zeit gewann jedoch R. Israel Verehrer auch unter den galizischen Chassiden und mystisch veranlagten Rabbinern. Der später bekannt gewordene mystische Rabbiner Chaim von Sandzwallfahrtete nach Sadagora und soll auf die Frage, warum er zu einem „Laien“ fahre, geantwortet haben: „Warum stand der Tempel zu Jerusalem nicht auf dem Zion-, sondern auf dem Moria-Berge? Weil auf diesem Berge der Erzvater Isaak bereit war, sich für Gott opfern zu lassen; ich kann bezeugen, dass auch der Ruzhiner Zaddik zu jeder Zeit bereit ist, sich im Namen Gottes aufzuopfern.“<sup>51)</sup>

Die Verbannung aus der Heimat umgab R. Israel mit einem Märtyrerschein, der freilich dem vom Leben verwöhnten und nur zeitweilig in eine peinliche Lage geratenen geistlichen Würdenträger durchaus nicht stand. Er hatte den Anschein erweckt, für die Idee des Chassidismus gelitten zu haben, und dies zog ihm in der neuen sowohl wie in der alten Heimat Sympathien zu.

Sein Leben in der neuen Heimat sollte von keiner Dauer sein. Am Neujahrstage (September 1850) sagte er zu seiner Umgebung, dass er in dem Posaunenschallen in der Synagoge die Töne des

Messiashorns vernehme, die ihm den nahen Tod verkündeten; vielleicht lag hierin eine Anspielung auf seine eigene messianische Mission, die er wegen der Sündigkeit des Zeitalters nicht erfüllen konnte.<sup>52)</sup> Einen Monat später, am 3. Cheschwan verschied R. Israel in Sadagora. Vor seinem Tode berührte er mit den Fingern ein Kopfhaar und sprach: „Herrscher der Welt! Dir ist es bekannt, dass ich vom irdischen Leben nicht einmal so viel, wie eines Haares Wert, genossen!“<sup>53)</sup> Vielleicht war dieser Schrei das Bekenntnis eines Mannes, der trotz äussern Glanzes und Lärms das seelische Glück doch nicht gekostet; der dem Glücke nachjagte, ohne es jedoch zu finden.

## VII.

Die Söhne R. Israels erbten von ihrem Vater zwar den Reichtum und die grosse Chassidengemeinde, aber nicht jene Verehrung, deren er sich überall, selbst ausserhalb seines Jüngerkreises, erfreute.

Unterdessen nahm in Russland die Dynastie von Czernobyl immer mehr an Einfluss zu. Sieben Söhne R. Mordchai's von Czernobyl liessen sich in verschiedenen Städten Südwestrusslands nieder und lockten den grössten Teil der chassidischen Gemeinden in ihre Netze. Der Tod des „Ruzhiner“ löste ihnen die Hände: Die sadagorische Konkurrenz wurde für eine Zeitlang geschwächt. In Galizien drohte dem Ansehen des sadagorischen Zentrums ebenfalls eine Gefahr; je weiter, desto mehr verschärften sich die Gegensätze zwischen galizischem und ukrainischem Chassidismus, über die wir oben sprachen.

Die „Sadagorer“ mussten ihre ganze Kraft anwenden, um diesen Kampf verschiedener Strömungen zu bestehen. Der Begabung ihres Vaters entbehrend, bemühten sich R. Israels Söhne, mit den ihnen verfügbaren Mitteln seine Jünger um sich zu sammeln. Sie suchten den chassidischen Massen mit dem Glanz ihres Hofes und der Pracht ihrer Ausstattung zu imponieren und fuhren andererseits fort, den Chassiden den Glauben an eine besondere Mission der Dynastie von Sadagora beizubringen, die diese von den andern Zaddikdynastien unterscheidet. Einer der Söhne R. Israels, der Zaddik Abraham-



Jakob von Sadagora, wiederholte im Namen seines Vaters folgende Offenbarung: „Gott sagt in der Thora: Ich werde meines Bundes mit Abraham und des mit Isaak und des mit Jakob gedenken; das bedeutet den Bund mit dem „Prediger“ (Beer von Meshiritsch), mit Malach (R. Abraham Malach) und mit R. Schalom von Pogrebistsch“, d. h. mit den drei Gründern der Ruzhin-Sadagorischen Dynastie.<sup>54)</sup>

Was ist nun die besondere Mission dieser Zaddik-Dynastie? Ihr ist es vorbehalten — so versicherten Abraham-Jakob und dessen Brüder — die Ankunft des Messias zu beschleunigen; in ihren Händen liegt „das Geheimnis der Erlösung“.

Ein zweiter Sohn R. Israels von Ruzhin, R. Nachum von Stepaneschty, sprach folgendes über die Dynastie von Sadagora im Kreise seiner Chassiden:

Als Israel aus dem Heiligen Lande verbannt wurde, rief Gott Samael (König der bösen Geister, Satan) und sprach zu ihm: „Führe mein Volk für tausend Jahre in die Verbannung (Galuth)!“ Samael aber war nicht gewillt, die Juden nur für eine bestimmte Frist wegzuführen, denn er befürchtete, dass er nach Ablauf der tausend Jahre selber die Strafe werde tragen müssen, die seinerzeit die himmlischen Sarim (beschützende Erzengel) des Pharao und des Nebukadnezar trugen. Er war auch dann nicht befriedigt, als Gott ihm eine Frist von zwei Jahrtausenden gewährte. Da sprach der Herr zu ihm: „So führe sie denn auf unbestimmte Zeit weg, aber wisse, dass es einen „lichud-Haschem“ (Zauberformel der Gottes-einheit) gibt, den ich dir anvertraue und von dem die Erlösungsstunde des jüdischen Volkes abhängig ist. Kein Engel soll diese geheime Formel erfahren, aber wenn sie irgend ein Weibgeborener selber entdeckt, so wird für Israel „die Stunde der Erlösung schlagen“. Da freute sich Samael über dieses Anerbieten, denn er dachte: „Von nun an bleibt Israel für immer in meiner Gewalt.“ Und als R. Simon ben Jochaj erstand, versuchte er vergebens, das Geheimnis der Zauberformel zu entdecken und die Erlösung zu beschleunigen. Später versuchte es der heilige Ari (Isaak Lurja), allein mit gleichem Misserfolg. Dann traten nacheinander Bescht, Beer von Meshiritsch

und dessen Sohn Abraham Malach auf, aber auch sie vermochten die erlösungbringende Formel nicht zu finden. Nur dem Sohn Abraham Malach's, R. Schalom von Pogrebistsch, gelang es, auf dem Wege der List von Samael selber das Geheimnis des „lichud-Haschem“ zu erfahren; schon schickte er sich an, die Formel anzuwenden, schon schimmerte das Licht der Erlösung (Geula) in der Welt, als Samael „Welten zu erschüttern und R. Schalom zu drohen begann. Dieser war genötigt, das Versprechen abzulegen, dass er sich der verhängnisvollen Formel nicht bedienen, sondern sie seinen Nachkommen anvertrauen werde, die im Besitz einer solch hohen Seele sein werden, dass Samael über sie keine Macht haben wird“. Sodann — schloss der Erzähler — erschien unser Vater seligen Andenkens (R. Israel) und heute traten wir auf, unsere Wege aber kennt jeder, denn wir opfern unser Leben auf.<sup>55)</sup>

Diese Mission, die Ankunft des Messias zu beschleunigen, gab man also für eine „spécialité de la maison“ im Geschlecht R. Israels von Ruzhin aus. Selbstverständlich verbreitete man im Volke derartige Vorstellungen aufs eifrigste, zu höherm Ruhm der Sadagorer und zur Erleichterung ihrer Konkurrenz mit den andern Zaddik-Dynastien. Schon um den Namen R. Israels bildete sich eine Sage, derzufolge in seiner Person der Messias verborgen war, aber sich nicht offenbaren konnte, weil „das Zeitalter dessen unwürdig war“. Diese verborgene Kraft übergab der Gerechte seinen Söhnen, von denen er sich ausgedrückt haben soll: „Vun majne Kinder wert men sehn, wer Gott is“ (an den Taten meiner Kinder wird man Gottes Grösse schauen).<sup>56)</sup>

Ein Enkel R. Israels, der Zaddik zu Czortkow, schreibt über seinen Vater, R. Dawid-Mosche von Czortkow (Galizien), ganz unverhüllt: „Alle Juden erwarteten in meinem Vater den Messias zu sehen; tatsächlich war er auch der Messias, aber das Zeitalter war seiner unwürdig“. <sup>57)</sup>

### VIII.

Sadagora wurde eine „heilige Stadt“. Tausende von Gläubigen blickten hoffnungsvoll zu ihr empor. Von diesem Haupt-Zentrum des Zaddikismus gingen einige kleinere Zweige aus, entsprechend



der Verzweigung der Familie R. Israels von Ruzhin in ihren männlichen Vertretern.

Nach dem Tode R. Israels von Ruzhin erhielt die Würde des Zaddik in Sadagora dessen Sohn Schalom-Joseph (1851); aber dieser war ein kränklicher Mann und lebte nicht lange: er starb noch im selben Jahr in Leipzig, wo er Erholung zu finden glaubte. Den Sadagorer „Thron“ bestieg sein Bruder, der obenerwähnte R. Abraham-Jakob. Er starb 1885.

R. Abraham-Jakob zeichnete sich weder durch grosse Gelehrsamkeit, noch durch eine besondere Eigenart auf dem Gebiete des Chassidismus aus. In einer Zeit, da die chassidischen Theorien der berufsmässigen Ausübung des Zaddikismus den Platz räumten, war er bestrebt, sich in dieser Ausübung zu vervollkommen. Seine „Thora“, von der uns in einigen chassidischen Sammelwerken Bruchstücke erhalten sind, bezeugt nur, dass er im Interesse seiner Dynastie sehr um die Verbreitung des Zaddikismus bemüht war. Einen glaubensschwachen Chassid versagte sich der „Rabbi“ von Sadagora zu „bessern“, weil er meinte, der Zaddik könne nur die Seelen derer, die an ihn glauben, retten, denn nur solche Leute „könnten durch den Glauben an den Zaddik zum Glauben an Gott geleitet werden“.<sup>58)</sup>

Als man ihn frug, was er von gewissen Betrügern halte, die unter der Maske eines Zaddik das Volk durch „Wundertaten“ irreführen und manchmal tatsächlich Wunder verüben, gab er folgende Antwort: „Im Midrasch wird berichtet, dass zur gleichen Zeit, da Sara Isaak empfieng, auch viele andere, bis dahin unfruchtbare Frauen schwanger wurden. Das wurde von Gott gemacht, um den Menschen Willensfreiheit zu überlassen, denn hätte nur Sara allein geboren, so wäre dieses Wunder von einer so überwältigenden Grösse gewesen, dass alle gezwungen worden wären, den wahren Gott zu erkennen; da aber mehrere für unfruchtbar erachtete Frauen gebären, so wurde die Macht des Wunders geschwächt und es stand den Menschen frei, zwischen dem wahren Gott und den falschen Göttern die Wahl zu treffen. So ergeht es auch den Zaddikim: Gott gewährt die Macht der Wundertätigkeit zuweilen auch Pseudozaddikim,

um den Menschen die Möglichkeit zu geben, frei den wahren Zaddik zu wählen.<sup>59)</sup> Es ist das ein in das Lager der Konkurrenten geschickt geworfener Stein.

Die organische Verbindung der Chassiden mit dem Zaddik erklärte R. Abraham-Jakob auf folgende Weise: Wenn die Seele eines Zaddik auf die Erde niedersteigt, werden von ihr viele Teilchen, „Funken“ (Nizozoth), abgesondert, die sich ihrerseits zu Seelen mittelmässiger Menschen gestalten. Dadurch wird die Macht der Zaddik-Seele geschwächt. Wenn sich aber später die abgesonderten kleinen Seelen mit der Urseele des Zaddik in einem geistigen Trieb vereinigen, wenn also die Chassiden innige geistige Gemeinschaft mit dem Zaddik pflegen, dann vervollständigen sie die Seele des Zaddik, die somit allmächtig wird. So erklärt sich der heisse Wunsch des Zaddik, um seine Person „die der Wurzel seiner Seele entnommenen“ Chassiden zu versammeln.<sup>60)</sup>

Die Propaganda des Zaddikkultus wirkte nicht nur im Sinne der Seelenrettung, sondern auch durch sichtbare Resultate. Der reiche Zaddikhof in Sadagora, die prächtige Ausstattung, sowie die Vermehrung der Einkünfte und das fürstliche Leben des Rabbi Abraham-Jakob überhaupt, der in dieser Hinsicht in den Fußstapfen seines Vaters wandelte, waren seine äussern Erscheinungen.

Gleich seinem Vater sollte auch Abraham-Jakob für einige Zeit mit dem Kerker Bekanntschaft machen, aber der Anlass dazu war ganz anderer Natur. Einige Verwandte und Höflinge des Sadagorer Gerechten setzten falsches russisches Geld (Papiernoten) in Oesterreich in Kurs. Ein Denunziant, der davon erfuhr, verlangte von der Gesellschaft eine grosse Summe als Schweigegeld, und als man ihn nicht zufrieden stellen wollte, setzte er die österreichischen Behörden davon in Kenntnis und fügte hinzu, dass auch R. Abraham-Jakob in dieser Sache beteiligt sei. Der Zaddik wurde verhaftet und in das Gefängnis von Czernowitz abgeführt. Die Untersuchung, die mehrere Monate dauerte, ergab die völlige Unschuld des Zaddik, der dann auch freigelassen wurde.<sup>61)</sup>

Zu einem ganz andern Zaddiktypus gehörte sein Bruder, R. Dawid-Mose, der anfänglich im Familiengut der Sadagorer, Patoki,



lebte und 1870 sich in der galizischen Stadt Czortkow niederliess. Dieser Gründer des Czortkower Zweiges der Sadagorischen Dynastie hatte nicht die organisatorische Begabung seines Vaters und seines Bruders. Er war ein willensschwacher, bescheidener und gutmütiger Mensch, der mit gewissen Charakterzügen an seinen Urgrossvater Abraham Malach erinnerte. R. Abraham-Jakob äusserte sich über ihn: „Ich hob noch asa hejligen Jiden nit gesehn“ (ich habe noch nie einen solch heiligen Juden gesehen). Als R. Israel von Ruzhin von der Geburt dieses Sohnes erfuhr, soll er mit prophetischem Geiste gesagt haben: „Ich hob ajch arobrgebracht asa N'schome, vos wet m'karew sajn jidische Herzer l'awihem schebaschomajim“ (Ich habe euch eine Seele gebracht, welche jüdische Herzen ihrem himmlischen Vater zuführen wird).<sup>62)</sup>

„Als ich sieben Jahre alt war“ — pflegte er zu erzählen — „legte ich ein Gelöbnis ab, keinem Geschöpf in der Welt je etwas Böses zu tun.“ Diesem Gelöbnis blieb er nach Aussagen von Chassiden und selbst vieler Nichtchassiden sein Leben lang treu. Als man ihn einmal frug, wie er gegen einen „Goj“, der die Juden unterdrückt, verfahren und ob er nicht den Untergang dieses Feindes erfliehen würde, antwortete er: „Ich bete, es möchte sich die Lage der Juden dermassen bessern, dass ihnen kein Goj schaden kann; um den Goj aber bekümmere ich mich nicht.“<sup>63)</sup>

Einmal rief sein Bruder, R. Abraham-Jakob, über das Benehmen seiner „aufklärerischen Feinde“ empört, aus: „Gott möge die „Apikorsim“ (Epikuräer, Gottlose) vernichten!“ R. Dawid-Mose rief seinem Bruder folgenden Ausspruch aus dem Talmud in Erinnerung: „Es sollen die Sünden und nicht die Sünder vernichtet werden!“ Man soll den Sündern nicht fluchen, sondern ihre Bekehrung erfliehen.<sup>64)</sup> Dieser Vorfall lässt den Charakter beider Brüder deutlich erkennen.

R. Dawid-Mose betete mit ungewöhnlicher Ekstase. Einmal, während des Gebetes „Anenu“ (Antworte, o Herr, antworte), geriet er dermassen in Verzückerung, dass er das Unwohlwerden seines neben ihm stehenden Sohnes nicht bemerkte; als man es dem Vater zuflüsterte, gab er mit den Augen ein Zeichen, man möchte

den Sohn abführen, fuhr aber zu beten fort. Während des Gebetes entfielen ihm zuweilen Ausrufe, wie: „Hejlicher Tate, hejlicher Voter, hejlicher Herr vun der ganzen Welt“ (Heiliger Vater, heiliger Herr der ganzen Welt).<sup>65)</sup>

Die Mission des Zaddik lag für ihn in der Ekstase: im Zaddik glüht ein inneres Feuer, das zuweilen nach aussen ausbricht. Wie das Wasser über den Rand eines vollen Glases fliesst, so offenbart sich der Zaddik in der Fülle seiner Heiligkeit, damit die Menschen diese Heiligkeit schauen und an den Zaddik glauben.<sup>66)</sup>

Ein eigenartiger Zaddik war der letzte der drei Söhne Israels von Ruzhin, R. Beer oder Berunju, der sich nach seines Vaters Tode im rumänischen Städtchen Leow niederliess. Ueber ihn sagten die Chassiden, er sei „ein versteckter Zaddik“. Er liebte nicht die geräuschvolle Chassidengesellschaft, war überhaupt nicht gesprächig in weltlichen Angelegenheiten, aber er „sagte Thora“ mehr als seine Brüder und zwar nicht nur an den Sabbattagen, bei der „dritten Mahlzeit“, sondern auch im Laufe der Woche. Manche seiner Predigten zeugten von einer klaren und logischen, den chassidischen Lehren nicht eigenen Denkart. Diese kleine Originalität war ausreichend, um die Chassiden zu veranlassen, von einer ausschliesslichen Mission R. Beers, von seiner messianischen Berufung usw. zu träumen.<sup>67)</sup>

Ausser diesen drei Brüdern, um die sich ein ziemlich ausgedehnter Familienkreis scharte, waren noch zwei Brüder da — die minores der Dynastie: der obenerwähnte R. Nahum im moldauischen Städtchen Stepaneschty und R. Mordchaj-Schraga von Husjatin (Galizien). Diese beiden hatten zwar ihre chassidischen Gemeinden, aber ihr Einfluss erstreckte sich nicht über bestimmte Grenzen hinaus.

Von den jüngern Gliedern der Sadagorischen Dynastie trat in den 60er Jahren des 19. Jahrhunderts ein Enkel Israels von Ruzhin und Sohn seines früh verstorbenen Nachfolgers Schalom-Joseph, Nachum-Beer (Nochum-Berunju) hervor. Als zu Beginn der Regierung Alexanders II. in Russland der Geist der Duldsamkeit erwachte, erbat sich die Witwe Schalom-Josephs bei der russischen Regierung die Erlaubnis, nach Russland zurückkehren zu dürfen. Sie nahm



ihren 12jährigen Sohn Nachum-Beer mit sich und ging nach Ruzhin, der ehemaligen Residenz des alten „Rabbi“. Mit freudiger Begeisterung empfingen die Chassiden den Enkel ihres verbannten Lehrers. Zum „heiligen Knaben“ strömte eine Menge von Gläubigen; sie brachten ihm Gaben, die von der Mutter des kleinen „Zaddik“ sehr gern in Empfang genommen wurden. Nachdem sie mit ihrem Sohne während eines vollen Jahres viele Städte bereist und von Verehrern eine beträchtliche Geldsumme gesammelt hatte, betrachtete die energische Witwe ihr Ziel für erreicht und kehrte nach Sadagora zurück.<sup>68)</sup>

Dort verheiratete sie ihren Sohn an die Tochter seines Onkels R. Abraham-Jakob, um seine Stellung am „Hofe“ zu sichern: eine aktive Zaddikrolle spielte Nachum-Beer nicht. Er war ein eifriger Bücherfreund und bereicherte die unter seine Aufsicht gestellte Bibliothek seines Schwiegervaters um eine grosse Anzahl von Büchern altjüdischen Schrifttums.<sup>69)</sup>

Wenn wir noch erwähnen, dass auch die Töchter R. Israels an reiche Leute oder an Söhne von Zaddikim verheiratet wurden und ihren neuen Familien einen Teil ihres dynastischen Ruhmes verliehen, so werden wir verstehen, wie breit sich die Sadagorische Dynastie nach der männlichen sowohl wie nach der weiblichen Linie verzweigte und mit welch einem komplizierten Netz sie sich über die chassidischen Massen in Galizien, Rumänien und Südwestrussland in den letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts verbreitete.

## IX.

Viele Jahre nahm der Verzweigungsprozess der Sadagorischen Dynastie in Anspruch. Wie ein breites Spinngewebe lag sie über Galizien, der Bukowina und den anliegenden Ländereien. Verschiedene ihrer Vertreter erfreuten sich einer sehr grossen Popularität unter den chassidischen Massen. Nur unter den Chassiden anderer Gemeinden konnte man dumpfe Klagen über das Benehmen der Zaddikim von Sadagora hören. Die Sadagorischen Zaddikim — sprachen die Gegner der Dynastie — sind viel zu wenig um das Gebet und die Unterweisung ihrer Gemeinde und viel zu viel um weltliche

Dinge bekümmert; sie führen ein herrschaftliches Leben, ihre Frauen und Töchter sind nach der letzten Mode gekleidet . . . Auf diese Klagen achtete man jedoch in den breiten Gesellschaftskreisen nicht, bis einmal „ein Skandal im vornehmen Hause“ ausbrach und zeigte, dass nicht alles in diesem Hause glatt hergehe.

Das Unglück brach über das Haus des geistigen Führers des Volkes aus. In den Reihen derer, die den chassidischen Massen den blinden Glauben an die wundertätigen Gerechten predigten, die die Maskilim, die Freidenker und alle neuern Aufklärungen verpönten — in diesen Reihen erstand ein Zaddik, der von der Verehrung der Massen umgeben war und eine offenkundige Neigung zeigte, sich diesen „Maskilim“ anzuschliessen und ein neues, „europäisches“ Leben zu beginnen. Es war der mittlere Sohn R. Israels von Ruzhin, der damals schon 50jährige R. Beer von Leow, oder, wie sein chassidischer Kosenamen lautete, R. Berunju.

Es ist schwer, für die plötzliche Umwälzung im Gemüt des Leowschen Zaddik eine Erklärung zu finden. Die Einen sagten, dass er sich im Geheimen mit einigen galizischen Maskilim befreundete, die ihm verschiedene Werke aus der neuhebräischen aufklärenden Literatur, darunter auch einzelne Hefte der reformatorischen Zeitschrift „Hechaluz“ zustellten, und dass R. Beer sich unter dem Einfluss dieser Bücher in einen „Acher“ verwandelte. Andere behaupteten, der Zaddik werde von Missionären, die ihn zur Annahme des Christentums überreden wollten, besucht. Einer seiner Hausfreunde war ein christlicher Telegraphenbeamter, der ihn oft zu besuchen pflegte, um mit ihm längere Gespräche zu führen, bei denen niemand zugegen sein durfte.<sup>70)</sup>

Im Zaddik wurde eine Veränderung bemerkbar. Oft weigerte er sich, Chassiden, die bei ihm Belehrung und Rat holen wollten, zu empfangen, und sperrte sich in seinem Zimmer ein. Die Gläubigen nahmen daran freilich keinen Anstoss: es müsse wohl, meinten sie, die Heiligkeit dieses Mannes von bedeutender Grösse sein, wenn ihm der Umgang mit einfachen Menschen und die Sorgen um weltliche Dinge zur Last fallen.

R. Beer ward die naive Verehrung, die ihm seitens verblendeter



Menschen zuteil wurde, ja diese Art Leben zuwider, welche vom Zaddik verlangte, dass er die Maske eines Heiligen trage, sich exaltiert stelle und seinem Amte gemäss „Wunder verübe“. Ihn lockte das freie Leben, das er vom Hörensagen kannte, und öfters sagte er seiner Frau und seinen Brüdern, dass er die Würde eines „Rabbi“ ablegen möchte. Die Verwandten erschrecken und baten ihn auf das inständigste, sich und dem ganzen Hause diese Schmach nicht antun zu wollen.

R. Beers Seelenkampf begann gegen 1866, und drei Jahre lang hielt der stille Kampf inmitten seiner Familie an. Beer fand nicht den Mut, mit seiner Umgebung plötzlich zu brechen, aber mit ihr im Einvernehmen zu leben war er ebensowenig imstande. Nach aussen drangen nur unbestimmte Nachrichten über die Zwietracht im Hause des Zaddik; man sprach heimlich über sein sonderbares Benehmen, aber niemand aus der Gemeinde der Gläubigen konnte daran denken, dass der Glaube in der Seele des heiligen Mannes zu wanken begann. Die Gattin R. Beers erzählte bei Gelegenheit eines Besuches (1866) ihren Brüdern, den Söhnen R. Mordchay von Czernobyl, dass ihr Mann Anzeichen einer Geisteskrankheit zeige.<sup>71)</sup>

Die Idee einer Geisteskrankheit R. Beers gefiel seinen Brüdern. Sie dachten diesen Vorwand zu ergreifen, sollte die Sache in der Oeffentlichkeit bekannt werden. Kurz darauf erfolgte „der Skandal“.

Am Versöhnungstag 1868, als sich eine Unmenge von Chassiden in Leow einfand, um den heiligen „Rabbi“ zu schauen, weigerte sich dieser, zu den Versammelten herauszugehen. Er wollte nicht einmal zum feierlichen „Kol-nidre“-Gebet in der Synagoge erscheinen. Dies versetzte seine Frau und sein Gefolge (Gabaim) in Schrecken; sie ersuchten R. Beer, um der Ehre seines Hauses willen sich nach der Synagoge zu begeben, und schleppten ihn fast mit Gewalt hin. Die Chassiden bereiteten ihrem Liebling einen jubelnden Empfang, allein der Rabbi war düster und finster. In einem Anfall von Wut rief er einmal seiner Frau und seinen Gabaim zu, dass ihm nur ein Ausweg bleiben werde, wenn sie ihn nicht in Ruhe lassen sollten: die Taufe.

Die bekümmerte Familie und die Gabaim entschlossen sich nun ihrerseits zu einer strengen Maßregel. Als R. Beer einmal nach den Herbstfesten eine Spazierfahrt in der Umgebung von Leow in Begleitung der Gabaim und seines Hausarztes ausführte, gab ihm letzterer, schon früher zur Familienverschwörung herangezogen, irgend ein Betäubungsmittel zu riechen, so dass er einschlief. Die Gabaim banden ihrem „Rabbi“ sofort Füße und Hände, und der Wagen eilte fort über die rumänische Grenze nach Sadagora. Als er erwachte, begann der Zaddik empört zu schreien, aber seine Proteste fanden taube Ohren. Freitag abends brachte man ihn in das Sadagorische Schloss seines ältern Bruders Abraham-Jakob und sperrte ihn in einem der Zimmer ein. Des nachts erschien beim Gefangenen sein Bruder und machte ihm Vorwürfe darüber, dass er das Andenken des Vaters nicht schone und ihre ganze Zaddik-Familie dem Hohn der „Apikorsim“ preisgebe. Er erinnerte ihn dabei, dass er an diesem Tage nicht gebetet und keine Gebetsriemen (Tefillin) angelegt habe. Beer hörte schweigsam zu, dann trat er plötzlich an die brennende Kerze und reinigte den Docht derselben. Diese absichtliche Entweihung des Sabbat-Gebotes übte eine derartige Wirkung auf R. Abraham-Jakob aus, dass er ohnmächtig hinfiel. Als man ihn auf sein Zimmer brachte und er zum Bewusstsein kam, sagte er zu seiner Umgebung: „Glaubt nicht, dass unser Bruder seine eigenen Wege zu Gott gehe! Er ist abtrünnig geworden!“<sup>73)</sup>

## X.

Unweit von Sadagora liegt die Hauptstadt der Bukowina, Czernowitz; aber gross war die kulturelle Kluft zwischen diesen beiden Punkten. Wie unversöhnliche Feinde standen sich Stadt und Städtchen gegenüber. Die eine war das an allerart Lehranstalten reiche Zentrum der Bukowina, dem die nach europäischer Bildung lechzende jüdische Jugend massenhaft zuströmte, das andere — die Residenz des „Rabbi“, eine heilige Stätte für chassidische Pilger, die vom mystischen Glauben und blinder Ekstase durchdrungen waren und die in der neuen Aufklärung das grösste Unglück und eine



teuflische Anstiftung, vor der nur der heilige Zaddik bewahren kann, erblickten. Was die damaligen Zaddikim von Wolhynien und Podolien über das „gottlose“ Odessa sagten: dass nämlich um diese Stadt auf eine Entfernung von einigen Meilen das Höllenfeuer brenne — das galt bei den Zaddikim von Sadagora auch für Czernowitz. Und tatsächlich drohte von dort der chassidischen Hierarchie Gefahr, hauptsächlich der Dynastie von Sadagora.

Die Maskilim von Czernowitz führten dann einen eifrigen Kampf gegen den Chassidismus, und die Nachricht von der Abtrünnigkeit der Stütze der Sadagora-Dynastie hatte für sie die Bedeutung einer gewonnenen Schlacht. Sie beschlossen, diesen glücklichen Fall in ihrem Interesse auszunützen und R. Beer selber zum Werkzeug ihrer aufklärerischen Propaganda zu machen. Vor allem galt es, ihn von seinem Hausarrest zu befreien. Zu diesem Zwecke setzten sich die Czernowitzer mit dem dortigen Staatsanwalt in Verbindung und schilderten ihm den Sachverhalt in kriminellem Lichte. Der Staatsanwalt begab sich in Begleitung des jüdischen Schriftstellers A. Orenstein nach Sadagora und suchte das Haus R. Abraham-Jakobs auf. Das Zimmer, in dem R. Beer eingesperrt war, war verschlossen, und die Schlüssel befanden sich in den Händen des ältern Bruders. Der Staatsanwalt frug R. Abraham-Jakob, aus welchem Grunde dieser einem Menschen die Freiheit raube. Man wies ein ärztliches Zeugnis von der Geisteskrankheit Beers vor. Der Staatsanwalt befahl, die „Kammer“ zu öffnen und frug den Eingesperrten, ob er nicht abreisen möchte? R. Beer antwortete, dass er körperlich und geistig gesund und zu sofortiger Abreise bereit sei. Darauf nahm ihn der Staatsanwalt mit sich, führte ihn nach Czernowitz und übergab ihn der Fürsorge der dortigen jüdischen Gemeinde (1869).

Nun stiess man auf neue Schwierigkeiten bei der Versorgung des ehemaligen Zaddik. In einem Gasthaus wollten ihn die Behörden nicht unterbringen, denn sie befürchteten, die Chassiden könnten ihn mit List rauben und wegführen. Von den drei Vorstehern der Gemeinde wollte der eine — er war Rechtsanwalt und Rechtskonsulent am Sadagorischen „Hofe“ — den Zaddik nicht in seinem Hause beherbergen, denn er wollte sich seine vorteilhafte Kundschaft nicht

verscherzen; der zweite zog es überhaupt vor, sich fern von Zwistigkeiten zu halten; und nur der dritte, Dr. der Rechte Reitmann, Schüler des Bekämpfers des Chassidismus, Joseph Perel, nahm R. Beer in seinem Hause auf. Zur Erhaltung der Ruhe musste die Polizei vor dem Hause Reitmanns eine Wache aufstellen, denn das Volk sammelte sich beständig vor dem Hause und wollte in die Wohnung eindringen, um sich den sonderbaren Gast anzusehen.<sup>74)</sup>

Dieses Ereignis hat in jüdischen und hauptsächlich chassidischen Kreisen grosses Aufsehen erregt. Ein Sohn Israels von Ruzhin, ein Enkel und Namensvetter des grossen chassidischen Apostels R. Beer von Mezheritsch, ein volksbeliebter Zaddik, der viele Seelen rettete, hat sein eigenes Seelenheil verscherzt, ist in die Gesellschaft gottloser Maskilim geraten und wird sogar durch das Geniessen verbotener Speisen verunreinigt (im Hause des Dr. Reitmann wurde keine rituelle Küche geführt)! Die Nachricht vom abtrünnigen Zaddik wurde durch die Presse verbreitet. Man sprach davon, dass R. Beer sich in eine Christin verliebt und dem väterlichen Glauben zu entsagen beschlossen hätte.<sup>75)</sup>

Die Gegner der Sadagorischen Dynastie freuten sich über deren Sündenfall und wurden nicht müde, darüber zu reden. Jedoch verloren die meisten Sadagorischen und hauptsächlich Leow'schen Chassiden weder den Mut, noch den Glauben an ihren Zaddik: sie erklärten das Ereignis auf eine mystische Weise. Es wiederholte sich im Kleinen die Geschichte der messianischen Bewegung nach dem Tode Sabbataj-Zewis. Die blindvertrauende Masse tröstete sich mit allerhand Fabeln, dass nämlich Aschmadaj (der Herr der bösen Geister) die Gestalt des R. Beer angenommen habe, um die Ketzer irrezuleiten. Im Hinblick auf die handgreiflichen Sünden des Zaddik, z. B. Genuss verbotener Speisen, sprach man darüber, dass der Prophet Elias während jeder Mahlzeit unsichtbar erscheine und statt der verbotenen dem Zaddik richtige rituelle Speisen darreiche. Man führte die chassidische Metaphysik ins Feld, wonach „der Zaddik selber auf die niedrigste Stufe der Sünde fallen müsse, um die so tief gefallenen Seelen zu erheben“. R. Beer — sagten die Chassiden — ging in das Lager unserer gottlosen und ausgelassenen Intellektuellen und begeht selber



deren Sünden, um diese Sünder loszukaufen. Der Glaube an die Unschuld R. Beers war so gross, dass manche Chassiden versicherten, sie würden die Ueberreste eines Hasen verzehren, den der „Rabbi“ vor ihren Augen gegessen hätte. Aber es fehlte auch an minderbegeisterten Jüngern nicht, die den Fall ihres früheren Abgottes als Folge einer Geisteskrankheit erklärten.<sup>76)</sup>

Was tat nun zu dieser Zeit der Urheber des Aufruhrs? Zu welcher Umwälzung bereitete er sich vor? Einen bestimmten Plan einer Tätigkeit hatte der mittelmässig begabte, passive und unschlüssige R. Beer nicht aufzuweisen. Es ging etwas in ihm vor, aber er selber war nicht imstande, etwas zu schaffen. In ihm wankte der naive Glaube des Chassid, verflüchtigten sich die Ueberlieferungen einer ganzen Reihe seiner Vorfahren, aber die entstandene Lücke wurde von keinem neuen Inhalt ausgefüllt; anstelle des zerstörten Seelentempels wurde kein neuer errichtet. R. Beer empfand nur, dass er sich aus schwerer Gefangenschaft, aus dem Joch der Umgebung, der Tyrannei seiner Frau und der Gabaim, die in den letzten Jahren jeden seiner Schritte überwachten, befreite. Er ist jetzt in einer Großstadt, wo er handeln kann, wie es ihm gefällt. Er fühlt sich von dieser neuen Freiheit, von diesen „revolutionären“ Schritten, wie Bartschneiden, Theaterbesuch usw., angezogen. Es waren spät erwachte Triebe eines Mannes, der weder Kindheit noch Jugend kannte, naive Jünglingstriebe, die den betagten Zaddik in ein kleines Kind verwandelten. Ein kleines zehnjähriges Mädchen, die Tochter Dr. Reitmanns, erschien R. Beer wie ein Engel von einer andern Welt; er liebte es, ihrem Klavierspiel und ihren deutschen Liedern zuzuhören; sie unterrichtete ihn im Deutschlesen und lehrte ihn seinen Namen Bernhard Friedmann zu schreiben. Der alte „Rabbi“ verbrachte gern die Zeit in Gesellschaft dieses Kindes, welches von seinen Eltern scherzhaft „der kleine Gabbaj“ genannt wurde.

Der jüdische Schriftsteller Orenstein versorgte R. Beer mit Werken neuhebräischer Literatur. Einmal brachte er ihm den „Dialog über die Kabbala“ von S. D. Luzzato und den „Hazofe l'beth Israel“ von Erter. Das erste Buch wollte R. Beer nicht lesen, denn er meinte: „Wer weiss denn nicht, dass die Kabbala von Betrügern ersonnen

wurde?“ Aus Erters Satyre hat er einiges gelesen, manches gefiel ihm sogar, aber er gestand, dass er nicht alles verstehen könne, weil der Stil des Verfassers für ihn zu schwer wäre. R. Beer führte öftere Gespräche mit dem erwähnten Schriftsteller, der vor seiner Bekehrung zur Haskala zu den Sadagorischen Chassiden zählte. Auf des Zaddik Bitte erzählte ihm Orenstein über zeitgenössische Gelehrte und Denker (Rapoport, Geiger usw.), wie auch über Spinoza, von dessen Wirken R. Beer so gut wie gar keine Ahnung hatte. Als R. Beer die Erzählung vom Leben dieses Philosophen und von den Verfolgungen, denen er ausgesetzt war, vernahm, sprach er: „Ich sehe, dass alle grossen Juden für ihre Ueberzeugung leiden mussten.“

Für die Freidenker von Czernowitz war dieser gefangene „Bär“ eine reiche Beute, die man zur Schau trug. Einmal lud Dr. Reitmann die dortigen jüdischen Intellektuellen und einige Christen, die R. Beer kennen lernen wollten, zum Sabbath-Mahl ein. Manche waren enttäuscht, denn vor ihnen stand kein vergeistigter, das Herz der Chassiden erobernder, sondern ein einfacher, ungebildeter Mann, mit dem man sich in keiner europäischen Sprache verständigen konnte. Dolmetscher zwischen R. Beer und den Gästen war der erwähnte Schriftsteller Orenstein. Jemand frug R. Beer, ob er während seiner Zaddik-Praxis Geister auszujagen pflegte? Beer antwortete ziemlich geistreich: „Einmal kam zu mir ein Mann aus Jassy mit der Bitte, ich möchte aus seinem neuerbauten Hause einen Lez (Narren-Geist) ausjagen; da sagte ich ihm: Du hast ja von solchen Apikorsim gehört, die das Dasein von Teufeln leugnen, und es ist wohl anzunehmen, dass sich derartige Ketzler auch in deiner Stadt befinden; du wirst also eine gottgefällige Tat begehen, wenn du den Teufel aus deinem Hause nicht ausjagen lässt, sondern ihn jedem Freidenker zeigst, um seinen Unglauben blosszustellen.“

Indessen blieben die Angehörigen des Flüchtlings nicht ruhig. Frau und Brüder schickten Boten zu ihm, die ihn überreden sollten, heimzukehren. Sein Schwager, der Zaddik R. Mendel von Wisnitza, kam mit derselben Mission nach Czernowitz. Als er aber R. Beer in dieser Umgebung erblickte, weinte er und rief: „Ein Sohn des Ruzhiner, ein Enkel des ‚Prediger‘ ist so tief gefallen!“ Aber alle Ueberredungen



halfen nichts. R. Beer dachte mit Schrecken an sein Haus, in dem er sich als Gefangener gefühlt. Er dachte darüber nach, wie er sein Vermögen von 40000 Gulden, die er in seiner Schatulle in Leow liess, auf gerichtlichem Wege zurückbekommen könnte, um sich dann irgendwo einzurichten und ein freies Leben zu beginnen.

## XI.

Im Februar 1869 erschien von R. Beer in der hebräischen Zeitung „Hamagid“ und daraufhin in den übrigen periodischen Blättern ein offener Brief folgenden Inhaltes:

„Ich weiss, geehrte Leser, dass unsere überall zerstreuten Stammesgenossen, sowohl die gebildeten, die auf den Gipfeln der „Haskala“ thronen, als die Unwissenden, die hinter ihrem Ofen sitzen, von mir sprechen und sich fragen, was mit mir geschah, warum ich mich so ganz verändert habe? Deshalb entschloss ich mich, mit diesem Briefe vor der ganzen jüdischen Welt öffentlich zu erklären, was ich erlebte.

In meinem Herzen behielt ich den Glauben an den einigen Gott. An ihm hange ich nach wie vor, und nach wie vor bleibe ich seiner Thora und der Lehre der jüdischen Weisen, die vorwärts, nicht rückwärts schreiten, treu. Ich habe die Gottesfurcht nicht aufgegeben, aber ich stiess von mir die Menge der Dummen und Abergläubischen, die mich umgaben. Ich wende mich hiermit nicht an Heuchler, die aus Finsternis Licht und aus Licht Finsternis machen, die sich in einen Mantel der Scheinheiligkeit hüllen, um desto ungestörter lügen zu können, denn diese Leute sind Feinde des Bildungslichtes und jedes wahren Glaubens; aber ich will offenherzige Worte zu den Gebildeten und Vernünftigen im Volke reden, die im Lichte der Wissenschaft schreiten und sich im hellen Scheine des Glaubens einen Weg bahnen, denn Wahrheit und Glaube sind meiner Lenden Gürtel.

Es liegt freilich nicht in meiner Macht, den Dorn aus dem Weingarten Israels zu entfernen und unsere Religion von abergläubischen Bräuchen zu säubern, die keine Wurzel in der göttlichen Thora haben

und von unserem Volke nur den Babyloniern und anderen Völkern, mit denen sie sich vermengten, nachgeahmt wurden, wie es im Talmud heisst: „Ihr habt nicht wie die Guten, sondern wie die Schlechten unter ihnen (den Fremdvölkern) gehandelt“. Ich aber ziehe es vor, dem wahrhaftigen Gotte zu dienen und habe daher vor unzähligen Dummköpfen, die wie Wellen des Meeres schäumen, keine Furcht; ich werde der Menge, die in Finsternis irrt, nicht nachgeben, — dass nur mein Vorhaben Gott und ehrlichen Menschen gefallen möchte.

Hier schliesse ich und entsende meinen Gruss den Freunden der Weisheit.

Czernowitz, 1 Adar (5) 629.

„Dow-Beer, Sohn des Rabbi Israel“.

Aus diesem Brief gewinnen wir den Eindruck, dass er nicht von R. Beer abgefasst, sondern ihm diktiert wurde. Wir finden hier die bekannte Phraseologie der damaligen „Haskala“ wieder, — ihre elementaren Proteste gegen den „Aberglauben“ der Bräuche und ihre Hymnen auf die Weisheit, d. h. europäische Wissenschaft, Kultur usw. Es unterliegt keinem Zweifel, dass der Brief von Orenstein geschrieben, von den Czernowitzer Maskilim redigiert, von Beer aber nur unterschrieben wurde. Orenstein selber berichtet, dass er R. Beer den Brief zum Unterzeichnen vorlegte, wobei jener gesagt haben soll: „Du hast mir aus dem Herzen gesprochen.“<sup>77)</sup>

Was der eigentliche Zweck des „offenen Briefes“ war, erhellt aus der an gleicher Stelle abgedruckten Erklärung der Gemeindeältesten von Czernowitz. Sie lautet wie folgt:<sup>78)</sup>

„Ein Ereignis der letzten Zeit, die Niederlassung R. Beers, Sohnes R. Israels von Ruzhin, bei uns, rief eine Erregung unter den Chassidim, die in Finsternis irren, hervor. Die Nachrichten, die in periodischen Blättern erscheinen, beunruhigen überdies unsere Brüder von Nah und Fern, denn der wahre Sachverhalt ist aus diesen Blättern nicht zu ersehen. Die einen machen sich über das Ereignis lustig und ersinnen Fabeln über R. Beers vermeintliche Geisteskrankheit; die andern spotten verächtlich und ziehen falsche Schlüsse, dass er den Gott Israels verleugne. Deswegen trat Rabbi D. B. Friedmann mit dem hier abgedruckten „offenen Briefe“ vor alle unsere Stammes-



genossen, um alles, was in seiner Seele vorgeht, aufzuklären und den von den Chassiden aufgewirbelten Sturm zu beschwichtigen. Unserseits bestätigen wir, als Aelteste und Vorsteher der Czernowitzer Gemeinde, dass jenes seine authentischen Worte sind.“

Isaak Rubinstein.

Dr. Jehuda-Löw Reitmann.

Dr. Mose-Joseph Fechner.

Die aufgeklärten Vorsteher der Czernowitzer Gemeinde bestätigten zwar die Echtheit des „Manifestes“, aber es war ihnen kaum gelungen, den Glauben an diese Echtheit bei allen Lesern zu erwecken. Für weitsichtigere Menschen war es klar, dass R. Beer nur als Schirm figurierte, hinter dem eine Gruppe tätig war, welche den erwähnten Vorfall zu einer Demonstration gegen den Chassidismus ausnützen wollte. Der Urheber dieses Jubels der Haskala war sich kaum der Verantwortung bewusst, die die von ihm unterschriebene Sendschrift ihm auferlegte. Zweifelnd und unschlüssig, ergriffen von einem dunkeln Protestgefühl, ohne den Gegenstand des Protestes zu erfassen, wurde R. Beer gegen seinen Willen in das krieglerische Lager der „Aufklärer“ hineingezogen; man machte ihn zu einem Verkünder von Ideen, die er nicht verstanden, denn ihn selber düstete es nur nach einer Umgestaltung seines persönlichen Lebens, nach Freiheit, ohne dabei eine direkte Beziehung zum zeitgenössischen Ideenkampf zu haben. Viele der damaligen Gebildeten waren jedoch kurzsichtig und waren fast bereit, in R. Beer den Reformator des Judentums zu begrüßen. Die jüdischen Studenten von Kiew überreichten dem ehemaligen Zaddik eine Dankadresse für seinen demonstrativen Brief.<sup>79)</sup>

Nicht weitsichtiger als diese studierenden Jünglinge war der bekannte Schriftsteller A. B. Gottlober. Als Vorkämpfer der „Aufklärung“ erachtete er es für seine Pflicht, sich an R. Beer mit einem Sendschreiben zu wenden, welches der Natur des Verfassers entsprechend sehr weitschweifig und allzu naiv ausfiel.<sup>80)</sup>

„Wunderbar sind deine Taten, du Grosser unter den Helden des Geistes!“ schreibt der redselige Gottlober und empfiehlt sich darauf als den Verfasser verschiedener Werke in Reim und Prosa, der am

Krönungstag des russischen Kaisers mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet wurde. Ferner empfiehlt er dem Zaddik, die Werke Moses Mendelsohns, ganz besonders den „Jerusalem“ in seiner Gottloberschen hebräischen Uebersetzung zu lesen. Er gibt seiner Freude über denjenigen Satz des „offenen Briefes“, der von der Solidarität des Verfassers mit denen, „die vorwärts und nicht rückwärts schreiten“, spricht, lebhaften Ausdruck und bittet R. Beer um ausführliche Erklärung über dessen „Wege und System bezüglich der Grundsätze des Glaubens“, weil die Oeffentlichkeit dem ehemaligen Zaddik „Lästereien der mündlichen Ueberlieferung“ zuschreibe, so dass es wichtig sei, zu erfahren, wie weit er sich von der Tradition entfernte. Gottlobers verspricht R. Beer seiner guten Absichten wegen im voraus Nachsicht, denn „ein Mensch wird wohl nicht alle Verlockungen der Welt, Ruhm und Reichtum, um eines grillenhaften Vorhabens willen verlieren“.

Tiefer durchschaute die Sache der Führer der neuhebräischen Literatur, P. Smolenski, der 1869 seinen „Haschachar“ in Wien herauszugeben begann. „Ich“, schrieb er, „schenke den Worten dieses Briefes (des „offenen Briefes“ von R. Beer) keinen Glauben.“ Nach den in der Gesellschaft und in der Presse verbreiteten Gerüchten von der Abtrünnigkeit des ehemaligen Zaddik und seinem Vorhaben, den Glauben zu ändern, sollte er mit einer glatten Widerlegung dieser Gerüchte auftreten und erklären, dass er die Absicht habe, sich ein reales Wissen anzueignen. „Wenn Du so gehandelt hättest“, wendet sich Smolenski an R. Beer, „so hätten wir geglaubt, dass Du den schlechten Weg, auf dem Du Dich bis jetzt bewegt, den Weg der Dummheit und des Betruges, aufrichtig verlassen wirst, und könnten Dir alle Deine Verstösse gegen Gott und Dein Volk, dessen verirrte Schafe Du auf lügenhaften Wegen geleitet hast, verzeihen.“<sup>81)</sup>

Eine Kleinigkeit flösste dem Smolensky Verdacht an der Echtheit des „offenen Briefes“ ein. Der Name des Vaters R. Beers war dort ohne die übliche Beifügung der Anfangsbuchstaben der Worte „sichrono librachä“ (gesegneten Andenkens), die nach der Tradition bei der Erwähnung von Verstorbenen unerlässlich ist, bezeichnet; eine der-



artige Abweichung von einem althergebrachten Brauche konnte sich ein Mann, der eben erst mit der patriarchalischen Sphäre brach, kaum erlaubt haben.

## XII.

Wenn das im Lager der Gebildeten Freude auslösende „Manifest“ R. Beers bei den Sadagorischen Chassiden nur Staunen und Verwirrung erregte, so rief es in den Kreisen nicht-sadagorischer Chassiden, wie überhaupt unter den Rechtgläubigen, einen Sturm der Entrüstung hervor. Dieser Entrüstung gab ein Mann, dessen Popularität als „Heiliger“ mit dem Ruhm eines „Gaon“ verknüpft war und der als ein hervorragender Talmudist galt, lebhaften Ausdruck. Es war dies R. Chaim Halberstamm, Rabbiner zu Sandz (Galizien). In dieser Zeit versah der 70jährige R. Chaim eine der ersten Stellen unter den galizischen Rabbinern. Nachdem er in seiner Jugend eine streng rabbinistische Bildung genossen und durch seine Gelehrsamkeit Berühmtheit erlangt hatte, trat R. Chaim später zu denjenigen galizischen Zaddikim, die eine Verständigung zwischen Rabbinismus und Chassidismus herstellen wollten, in nähere Beziehung und erlangte selber den Ruf eines „Heiligen“. Seine Lehrer waren R. Naftali-Zwi von Ropschitz, Zwi-Hirsch von Zhidaczow und R. Schalom von Bels. Im Gegensatz zu den Sadagorischen Chassiden führten sie ein asketisches Leben und verurteilten strenge jede Abweichung von der Tradition in der Haushaltung, Kleidung und was dergleichen Dinge mehr sind. Auch für R. Chaim war der Begriff der Heiligkeit mit einem Verzicht auf irdische Güter verbunden; daher war ihm jeder Zaddik, der aus seiner Heiligkeit Gewinn zu ziehen verstand, verdächtig. Er befolgte in seiner Lebensweise die Vermächtnisse mittelalterlicher glaubensstrenger Rabbiner. Um ihn scharten sich sowohl gelehrte Talmudisten wie verzückte Chassiden, und er befriedigte mit seinen Gesprächen zugleich den Wissensdurst der einen und das religiöse Suchen der andern. Er schrieb tiefsinnige talmudische Untersuchungen und Responen, aber auch Unterweisungen im Geiste des Chassidismus.<sup>92</sup>) Jeder Eigennutz lag ihm fern. Einen bedeutenden Teil der Einkünfte, die ihm seitens wohlhabender Verehrer zuflossen, verteilte er unter die Armen; dabei gab er nicht selten seinen letzten Kreuzer

weg, oder er verpfändete irgend einen Gegenstand, um einem Notbedrängten Hilfe leisten zu können.<sup>83)</sup>

Ein Mann von solchen Eigenschaften konnte nicht ohne Kummer die Entartung der Dynastie R. Israels von Ruzhin mitansehen, — einer Dynastie, zu deren Parteigängern er früher selber zählte. Als die „Abtrünnigkeit“ R. Beers und später dessen Protest gegen die „abergläubischen Bräuche“ bekannt wurden, da erwachte R. Chaim, der eifrige Beschützer der Ueberlieferungen. Seine Stimmung kennend, wendeten sich einige Rabbiner und Führer der galizischen Orthodoxie an ihn mit dem Ersuchen, sowohl gegen den Abtrünnigen, wie überhaupt gegen die Sadagorische „Sekte“, die die Grundzüge des Chasidismus einer Entartung entgegenführe, öffentlich Stellung zu nehmen.<sup>84)</sup> Darauf erschien das in sehr erregten Worten abgefasste Sendschreiben R. Chaims vom März 1869.<sup>85)</sup>

„ . . . Ein Zittern ergriff mich, als ich aus dem Munde Uebermütiger, die die Stirn hatten, ihre Stimme gegen die zeitgenössischen Gerechten, wie über das gesamte echtgläubige Israel zu erheben, Lästerungen der Thora hörte. Sie wännen „unergründlich“ die Wege eines Abtrünnigen (Meschumad), — sein Name sei verflucht! — und geben sie für besonders erhaben aus.“<sup>86)</sup> Ist denn eine gefährlichere Ketzerei denkbar? Zur Rettung der heiligen Gemeinde, welche jene Sekte von Gottesleugnern auf Irrwege verleitet, müssen wir uns zum Opfer bringen und dem Volke erklären, dass sie Feinde des Lichtes (der Thora), ihre Sophrim (Schreiber der Thora Rollen) Abtrünnige sind, dass man ihre Tefillin und Mesusoth nicht gebrauchen, ihnen den Unterricht der Kinder nicht anvertrauen darf, und dass der Fleischgenuss des von ihnen geschlachteten Viehs verboten ist . . . Ihr müsset hierüber die Regierungsbehörden in Kenntniss setzen und ihre (der Sadagorer) Verbannung aus der Stadt erwirken, die zu ihnen haltenden Lehrer (Melamdim) aber müsset ihr umgehend verjagen . . . Haltet euch von den Zelten dieser Sünder fern, lasst euch in keine Gespräche mit ihnen ein, schmähet sie öffentlich, entferntet sie aus den Synagogen . . . Und Gott, der uns von vielen Betrügnern, wie Sabbataj-Zwi und andere Lügenpropheten, befreit hat, wird uns helfen und uns auch von dieser ketzerischen Rotte erlösen . . . Denn diese



Leute<sup>87)</sup> entstellten die Worte des lebendigen Gottes und schrieben den heiligen Zaddikim (früherer Zeiten) Dinge zu, die ihnen nie in den Sinn kamen. Die früheren Gerechten, seligen Andenkens, gaben sich in ihrem chassidischen Eifer mit wahrer Selbstverleugnung dem Thora-Studium und dem Gottesdienst hin, sie vermieden Ehren und alles irdische Vergnügen, — diese Verräter aber haben es nur auf Geldgaben und Vermehrung ihrer Einkünfte abgesehen, sie essen, werden fett, fahren in gold- und silberbesetzten Kutschen aus, ihre Frauen legen Kleider der „Gojim“ an und benehmen sich, wie bekannt, überaus frei. Ihrem Beispiele folgen die übrigen jüdischen Frauen. Der Weg dieser Bande ist ein Weg des Todes, man soll ihre Gesellschaft fliehen“ usw.

Die Geschichte wiederholt sich. Chaim Halberstamm führte den Kampf gegen die Sekte der abtrünnigen Chassiden mit denselben Mitteln, die hundert Jahre früher gegen die ersten Pioniere des Chassidismus vom grossen Wilnaer Gaon Elia angewendet wurden: Ausschluss aus den Gemeinden, Verfolgung, systematisches Boykottieren. Wenn in Halberstamm zwei Arten der Frömmigkeit — die chassidische und die rabbinische — vereint waren, so sprach aus ihm in diesem Falle der eifrige Rabbiner und geistige Erbe des Wilnaer Gaon. Halberstamms Sendschreiben wurde durch Flugschriften in vielen Städten verbreitet. Ueberall riefen sie scharfe Auseinandersetzungen zwischen den verpönten Sadagorischen Chassiden und ihren Gegnern hervor. Die Sadagorer verbreiteten eine Nachricht, dass dieses Sendschreiben gefälscht wäre. Darauf druckten ihre Gegner das Dokument in vieltausend Exemplaren ab und der Verfasser fuhr fort, in gleichem Geiste Briefe an verschiedene Rabbiner zu schreiben und sie zur energischen Bekämpfung der Sadagorer aufzumuntern. In diesen Briefen tadelt er die Sadagorer Brüder, die den Sinn des Zaddikismus verunstalten. Es wird ihnen die Sucht nach einem üppigen weltlichen Leben zum Vorwurf gemacht („sie sind um ihre Haarfrisur besorgt, sie schauen in die Spiegel, ihre Frauen verstossen gegen die jüdischen Bräuche usw.“). Denn dieses Verlangen nach irdischen Gütern soll der Grund zur Abtrünnigkeit des R. Beer gewesen sein, welcher „öffentlich den Namen Gottes lästert und mit Hetären

Umgang pflegt“. Halberstamm bemerkt hiezu, dass freilich auch der Stifter der Dynastie, R. Israel von Ruzhin, sich manchen Luxus erlaubt hatte, was aber bei ihm „durch die Heiligkeit geläutert wurde“; anders seine Kinder und Enkel, besonders die weibliche Jugend; sie fahren in Badeorte, kleiden sich nach der letzten Mode und spazieren auf offener Strasse, „gleich Hetären“.<sup>88)</sup>

Der Kehrreim all dieser Briefe ist: man darf diese verführerische Bande nicht schonen. Die anklagenden Schriften Halberstamms bedeuteten einen schweren Schlag für den Ruf der Sadagora-Dynastie und verursachten eine Demoralisation in der Mitte ihrer Anhänger. Die geschworenen Verteidiger der Dynastie suchten den Ankläger in ein ungünstiges Licht zu stellen und verbreiteten Gerüchte, dass er sich an den Sadagorischen Brüdern für eine persönliche Beleidigung räche, weil sie ihm und seinen literarischen Werken früher nicht genügende Achtung gezollt hätten.<sup>89)</sup> Allein es half nichts. Um den im Wanken begriffenen Ruf der Dynastie wieder herzustellen, musste man die Ursache des Uebels entfernen: es galt, R. Beer aus der Czernowitzer Gefangenschaft zu befreien und ihn in seine Heimatstätte zurückzuführen.

### XIII.

Die Sadagorer vereinigten jetzt alle ihre Kräfte, um R. Beers Rückkehr aus Czernowitz zu bewerkstelligen. Da ihre an den Flüchtling gerichteten Briefe, in denen sie ihn um seine Heimkehr anflehten, erfolglos blieben, reichten sie den hohen galizischen Behörden ein Gesuch ein, in welchem die Sache als eine bösgesinnte Agitation dargestellt wurde: Das Benehmen R. Beers und der Czernowitzer Anführer, die ihn zu ihrem Werkzeug machten, rief Zwistigkeiten in den jüdischen Gemeinden hervor und könnte zu ernststen Störungen der öffentlichen Ruhe führen; diese Zwistigkeiten würden aber aufhören und der ganze Lärm verstummen, sobald R. Beer von Czernowitz entfernt und wieder der Aufsicht seiner Familie anvertraut würde. Das Gesuch wurde von einer grossen Geldsumme begleitet, die aus der reichen Kasse des Sadagorer „Hofes“ in die Taschen galizischer Beamten floss. Der Landespräsident der Bukowina liess



R. Beer zu sich kommen und versprach ihm Schutz gegen Angriffe von der oder jener Seite.

R. Beer befand sich nun in einer nicht zu beneidenden Lage. Die Hoffnung, sein Vermögen aus Leow zurückzubekommen, ging nicht in Erfüllung. Sein Czernowitzer Schutzherr Dr. Reitmann begab sich nach Leow mit einer Vollmacht zur Entgegennahme der 40 000 Gulden, die im Hause des Zaddik in einer besondern Schatulle aufbewahrt waren. Als Dr. Reitmann dort ankam, fand er die Schatulle geschlossen. Die Schlüssel derselben waren bei der Hausfrau, der Gattin R. Beers, nicht zu finden. Die Hausfrau versicherte, die Schatulle nie berührt zu haben und nicht einmal zu wissen, was in ihr enthalten sei. Dr. Reitmann musste unverrichteter Dinge zurückreisen.<sup>90)</sup>

Der vor kurzem noch wohlhabende R. Beer sah sich plötzlich ganz mittellos. Auf eine Hilfe seitens seiner „maskilischen“ Gönner konnte er nicht rechnen: sie hatten ihn schon zu ihren Propagandazwecken ausgenützt und bedurften seiner nicht länger. An irgend eine gewinnbringende Beschäftigung konnte dieser Mann kaum denken. Von seiner Kindheit an verwöhnt, war er zu keinem andern Beruf als zum Empfang chassidischer Gaben vorbereitet. Er fühlte sich plötzlich in Czernowitz fremd und unbeholfen. Und da baten ihn die Verwandten, heimzukehren und stellten ihm ein reiches, ruhiges Leben in Aussicht. Für eine so wenig selbstbewusste und friedliche Natur, wie R. Beer, war die Wahl schon vorausbestimmt. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in Czernowitz verlässt R. Beer diese Stadt und kehrt nach Sadagora zurück (März 1869). Vorläufig lässt er sich auf einem unweit von Sadagora gelegenen Gut seiner Schwester nieder. Die Freude der Sadagorischen Chassiden war nicht zu beschreiben. „Der Zaddik von Leow rang mit Samael (König der bösen Geister) und überwand ihn!“ — sprachen die Gläubigen. Der heimgekehrte Flüchtling wurde in Sadagora photographiert und sein Bild von dort an verschiedene Orte geschickt, um „der ganzen Welt“ zu beweisen, dass sein Bart und Schläfenhaar (Peoth) unversehrt geblieben, und dass sein Kopf mit einer Kappe bedeckt war.<sup>91)</sup> Was damals in chassidischen Kreisen vorging, wird aus folgendem Briefe der Rabbiner

und angesehener Einwohner von Skalat an R. Chaim Halberstamm ersichtlich (3. Nissan — April 1869):

Wie nun bekannt wurde, dass der Leow'sche „Rabbi“ (R. Beer) Czernowitz verlassen hat, begannen sie (die Chassiden) sich singend und jubelnd zu versammeln und veranstalteten von Tanz und Musik begleitete Trinkgelage . . . Sie behaupten, R. Beer wäre ein heiliger Mann, jeder aber, der gegen ihn irgend einen Verdacht schöpft, ein Gotteslästerer, denn sein ganzes Benehmen und alle seine Gedanken wären sehr erhaben und unergründlich. Nach geräuschvollen Trinkgelagen und üblichen Narrheiten wechseln sie Lobreden auf den Loew'schen „Rabbi“, mit Spott und Fluch über die grossen Gaonim unserer Zeit. Sie vergleichen ihn (R. Beer) mit König David und wenden auf ihn den talmudischen Spruch an: „Es irrt ein jeder, der da glaubt, dass König David gesündigt habe.“ Der Schächter drückte sich folgendermassen aus: „Bis jetzt baten wir, unser Rabbi möchte uns dem Messias entgegenführen; jetzt aber erwarten wir, dass sich der heilige Rabbi in seiner vollen Würde offenbare und dass er uns stolz in unser (verheissenes) Land führe.“<sup>92)</sup>

Aus einer andern Stadt teilte man mit, dass in Sadagora der heilige und makellose R. Beer vergangenen Sabbath wie ein wahrer Zaddik am Tisch sass und in Anwesenheit von über 200 Chassiden, die an diesem Sabbath seine Gäste waren, über die Thora sprach, dass er ihnen das Herz erweichte und sie für sich gewann.<sup>93)</sup> In Anbetracht der herausfordernden übermütigen Haltung der Sadagorer Chassiden ersuchten die Gemeindevorsteher Halberstamm, die ausser Rand und Band geratenen Sektierer zu zähmen und gegen ihre gefährliche Propaganda Massregeln zu ergreifen.

Halberstamm fuhr fort, seine strengen väterlichen Briefe zu versenden und forderte die rechthgläubigen Chassiden auf, in allen Gemeinden die Beziehungen zu den Sadagorern abubrechen. Die Frauen ersuchte er, die modernen Kleider und Hüte abzulegen, um nicht den Töchtern der Sadagorer Zaddikim zu ähneln, und die Männer ermahnte er, die traditionellen seidenen Kaftane zu tragen. Die Folgen dieser Agitation waren öftere Zwistigkeiten und Schlägereien zwischen den Sadagorern und ihren Gegnern in den Synagogen, aufgeregte Familienszenen usw.



Bei weitem nicht alle Rabbiner gingen mit dem eifrigen Halberstamm einig. Viele beklagten sich über die Unversöhnlichkeit des Sandzer Rabbiners und meinten, dass er in der Verurteilung der Sadagorischen Brüder zu weit gegangen wäre.<sup>94)</sup>

Eine gleiche Gährung wie in Galizien entstand auch in Wolhynien, wo die Sadagorische Dynastie noch über begeisterte Anhänger verfügte. Die mit der Sadagorischen wetteifernde Dynastie von Czernobyl befand sich während dieses Kampfes in einer zweifachen Lage. Einerseits freuten sie sich über den Fall der stolzen Sadagorischen Zaddikim, denn sie erwarteten von diesem Ereignis ein Zunehmen ihres Einflusses; anderseits konnten sie nicht umhin, ihre verwandtschaftliche Teilnahme am Missgeschick der Sadagorer zu bekunden, denn die beiden Dynastien waren untereinander verwandt: eine Schwester der Czernobyler Brüder (der Söhne R. Mordchaj) war die Gattin des eigentlichen Urhebers der Katastrophe, R. Beers von Leow. Der älteste und einflussreichste der Czernobyler Brüder, R. Aron,<sup>95)</sup> erhielt einen Brief von R. Chaim Halberstamm mit der Bitte, einen Protest gegen die „verdorbene Sadagorische Familie“ zu unterstützen.

R. Aron sagte zu seiner Umgebung: „Ich weiss nicht, was ich ihm antworten soll. Der Rabbiner von Sandz ist ein grosser Gerechter und steht ihrem (dem Sadagorischen) Kreise nahe; wahrscheinlich hat er Grund zu protestieren.“ Als er aber nach einer Woche von seinem Schwager, dem Zaddik R. Dawid-Mose von Czortkow, einem der obenerwähnten Sadagorer Brüder, einen Brief mit der Bitte um Beistand erhielt, gab R. Aron seinem Unwillen über Halberstamm's Agitation Ausdruck und sagte: „Ich wejss nit, wos der alter will; er will varrichten die Welt?“ (Ich weiss nicht, was der Alte will; will er etwa die Welt bessern?) Allein öffentlich nahm er die Sadagorer nicht in Schutz.<sup>96)</sup>

#### XIV.

Nachdem R. Beer seine Tat bereut und die Sadagorer Gemeinde sich von der erlittenen Niederlage erholt hatte, wurden die früher verfolgten selber zu Verfolgern. In Wolhynien fand eine Versammlung chassidischer Rabbiner statt, welche über die Tätigkeit R. Chaim

Halberstamms verhandelte und folgendes Urteil fällte („Mischpat kathubh“): „Die Sendschriften, in denen R. Chaim das Andenken der heiligen Gerechten, der Ahnen heutiger Sadagorischer Zaddikim entweiht, sollen als ketzerische Schmähschriften (Kitbhe plaster, Siphre minim) vernichtet werden; Halberstamm selber wird seines Amtes, als Seelenhirt, enthoben, man darf sich an ihn nicht um Rat und religiöse Unterweisung wenden, wohl aber ihn bei den Behörden anklagen; im Jenseits erwarten ihn als Gotteslästerer alle Qualen der Hölle.“<sup>97)</sup>

Dieses „Urteil“ wurde von 69 Rabbinern unterzeichnet; es waren freilich lauter unbekannte Grössen, die in völliger Abhängigkeit von den Sadagorer Zaddikim standen. Das Urteil wurde in Tausenden von Exemplaren verbreitet (April 1869).

Damit nicht zufrieden, setzte sich die Sadagorer Gruppe mit anderen Gesinnungsgenossen in Jerusalem in Verbindung und bewog jene zu „einem Protest aus dem hl. Lande“. In einer der Synagogen in Jerusalem riefen denn auch die dortigen Chassiden beim Schall der Posaune den Bann über Halberstamm aus. Ferner wurde ein mit vielen Unterschriften versehener Protest gegen den galizischen Kämpfer versandt. Das verübten die auf die Chaluka (Unterstützungen aus den Sammlungen zugunsten der Armen Palästinas) angewiesenen Chassiden, denen man aus Galizien zu verstehen gab, dass sie im Falle einer Weigerung der Unterstützung verlustig gehen hönnten.<sup>98)</sup>

Wenn das „Urteil“ von Wolhynien fast völlig unbeachtet blieb, so machte der palästinensische Bann selbst auf diejenigen Rabbiner, die sich bis dahin um den Kampf nicht bekümmerten, einen erschütternden Eindruck. Sie erblickten darin eine sichtliche Fälschung der öffentlichen Meinung und waren auf das tiefste empört über die dem allgemein geachteten Halberstamm zugefügte Beleidigung. Zur Verteidigung der verletzten Ehre des Rabbiners von Sandz trat der Hauptvertreter der galizischen jüdischen Geistlichkeit, der Lemberger Rabbiner Joseph-Saul Nathanson auf. Am 25. Jjar (Mai 1869) unterzeichneten er und zwei weitere Seelenhirten (Isaak-Aron Ettingo und der Zaddik Isaak-Aisik von Zhidaczow) eine zornige Sendschrift



an die palästinensischen Rabbiner, erfüllt von Entrüstung über den frechen Schritt der dortigen Chassiden, die die Ehre eines Gerechten und heiligen Mannes, wie R. Chaim, verletzt hatten, „in dessen Schutz wir leben und dessen heiligen Namen zu erwähnen diejenigen Leute unwürdig sind, die das heilige Land durch ihre schmähliche Tat entweiht haben“.<sup>99)</sup>

In dieser Sendschrift hat der Lemberger Rabbiner die Frage über den Familienstreit der Sadagorer behutsam umgangen. In derselben Richtung fuhr er fort, auch unter andern Rabbinern zu wirken. Er bewog zu ähnlichen Protesten den Krakauer Rabbiner Simon Sopher, den Warschauer R. Baruch Maisels u. a. m. Auf Nathansons Ersuchen zog der angesehene Amsterdamer Akiba Leren, einer der einflussreichsten Verwalter der palästinensischen Chaluka-Sammlungen, Auskünfte in Palästina ein und veröffentlichte darauf die von dort eingelaufene Antwort, der Jerusalemische Bann wäre durch Agitation und Drohungen seitens eines Haufens Sadagorischer Chassiden erzwungen worden.<sup>100)</sup>

Die Sadagorische Gruppe in Jerusalem gab auf all diese Proteste in einer neuen Sendschrift Antwort. Sie erklärte ihren Schritt als eine notwendige Selbstwehr gegen R. Chaims Angriffe auf „die heiligen Brüder und auf Zehntausende Sadagorischer Chassiden und die sich ihnen anschliessenden, die Mehrheit der russischen und polnischen bildenden Juden“. „Er (R. Chaim) — heisst es in dieser Sendschrift — verurteilte uns auf einen völligen Ausschluss aus der chassidischen Gemeinde, beschimpft unsere Rabbiner, Schächter, Thoraschreiber und Lehrer, stellt uns den Götzendienern gleich . . . Konnten wir denn darauf schweigen? Er hat als erster den Fluch heraufbeschworen. Dieser Mensch ist ein Verderber Israels. In einer Zeit, da sich der Friede in unserm Volke einstellte und die frühern Mißstände vergessen wurden, da Chassiden und Mithnagdim (Gegner) freundschaftlich und friedlich nebeneinander lebten und es keine Spaltung mehr in unserm Lager gab, begann dieser Greis seine Machenschaften und verwandelte das gesamte Israel in einen siedenden Kessel . . . Gibt es denn eine schlimmere Gotteslästerung (Chillul Haschem)?“ Die Verfasser der Sendschrift erklären, dass

sie ihren ersten Protest nicht zurückziehen werden, solange sich der „Sandzer Greis“ vor allen von ihm beleidigten Chassiden und Zaddikim nicht öffentlich entschuldigt und solange er seine väterliche Epistel gegen die Sadagorer nicht als null und nichtig erklärt habe.<sup>101)</sup>

Unterdessen wurde nach Sandz, der Residenz R. Chaims, eine vielbesuchte Versammlung einberufen, an der über 100 Rabbiner aus verschiedenen Städten Galiziens, Rumäniens und Ungarns teilnahmen und gegen 2000 Zuschauer aus dem Publikum anwesend waren. Am Tage nach dem Wochenfest (Ende Mai 1869) verfasste die unter offenkundigem Einfluss des dortigen Rabbiners geleitete Versammlung einen Aufruf, der direkt gegen die Sadagorer Chassiden gerichtet war. „Seit einiger Zeit — heisst es im Aufruf — kamen neue Leute auf, die sich „Sadagorische Chassiden“ nennen. Ihre Bräuche und ihr Benehmen sind dem Geiste unserer Vorfahren fremd; nichts ähnliches haben wir je von unsern heiligen Lehrern gehört. Sie sind die frechen Buben unseres Zeitalters, die in allen Städten und auf allen ihren Versammlungen unzüchtige Reden führen, die Gerechten unserer Zeit und die seligen Verstorbenen beschimpfen. Ihre Lehrer (die Sadagorischen Zaddikim) gaben ebenfalls Anlass zu Verdacht, denn ihre Frauen und Töchter führten ein überaus freies Leben und ahmten nicht jüdische Bräuche nach, wofür wir seit der Zeit unseres Lehrers Bescht seligen Andenkens und seiner heiligen Schüler kein Beispiel sahen. Dessenungeachtet schwiegen wir bis jetzt, weil wir das Andenken ihrer heiligen Vorfahren schonten. Jetzt aber, da einer ihrer Brüder sich, wie jedermann bekannt, vom Ganzen (Judentum) lostrennte, überzeugten wir uns, dass der ihrige ein falscher Weg ist, der zu Ableitungen von unserer heiligen Thora führt. Und diese Sekte hat noch den Mut, mit unreinen Lippen zu erwidern, dass dies ein hoher, „für den menschlichen Verstand unergründlicher Weg sei“. Ferner heisst es, dass „unser heiliger Lehrer, der Gaon R. Chaim Halberstamm“ mit vollem Recht die Sadagorer verurteilte und jede Gemeinschaft mit ihnen verbot, denn „ihre Lehrer verderben unsere Schulkinder, lenken sie von der Thora ab und gewöhnen sie an Frechheit, Unverschämtheit, unzüchtige



Reden und Trunksucht“; aber anstatt ihre Handlung zu bereuen, greifen die Sadagorer ihren Entlarver an und werden nicht müde, seinen Namen zu beschimpfen, zu beleidigen und zu verfluchen. Sie verdienen dafür eigentlich in den Bann getan zu werden, aber die Versammlung überlässt die Entscheidung in dieser Frage dem Gutdünken der dortigen jüdischen geistlichen Behörden, welche sie auf die Propagandagefahr der Sadagorischen Sektierer aufmerksam macht.“ — Den Aufruf unterzeichneten alle anwesenden Rabbiner (gegen 100), aber nur 46 von ihnen erlaubten, ihre Namen zu veröffentlichen, die übrigen weigerten sich, die Erlaubnis für die Veröffentlichung ihrer Namen zu geben aus Furcht vor Verfolgungen seitens der Sadagorer und ihrer Parteigänger.<sup>102)</sup>

Dieser Aufruf fand Wiederhall bei einigen einflussreichen Rabbinern in Russland. Der bekannte Kalischer Rabbiner Chaim-Eleasar Waks macht in seiner Sendschrift auf die Gefahr aufmerksam, die dem Judentum von zwei Seiten droht: von den unwissenden Sadagorer Chassiden, die die Würde der Thora verletzen, und von den sogenannten „deutschen Rabbinern“, welche Versammlungen (die damaligen Reform-Synoden) einberufen zur Aufhebung der Glaubensgrundsätze und die aus dem Gebetbuch das Gebet um die Rückkehr nach Jerusalem entfernt wissen wollen.<sup>103)</sup>

Der Brester Rabbiner Hirsch Orenstein, der den „giftigen“ offenen Brief des R. Beer scharf verurteilt, empfiehlt jedoch, sich im Kampfe gegen die Sadagorer vorsichtig zu verhalten. „Das Feuer des religiösen Eifers erheischt eine besondere Vorsicht“, schreibt er, „hier sind Umsicht und Zurückhaltung am Platze.“<sup>104)</sup>

Es fehlte auch nicht an Versuchen, die Führer der feindlichen Parteien zu versöhnen. Der Zaddik R. Mendel von Wisnitz, ein Schwager der Sadagorischen Zaddikim, schlug R. Chaim vor, seine scharfen Worte gegen die Sadagorischen Brüder zurückzuziehen und sie als Gerechte anzuerkennen. Darauf antwortete Halberstamm in einem entrüsteten Brief, er könne nicht Sünder Gerechte nennen, nachdem die Aufführung der Sadagorischen Seelenhirten und ihrer Gemeinde durch eine ganze Reihe von Zeugenaussprüchen im ungünstigsten Licht erschienen wäre; er wäre jedoch bereit, seine

Worte zurückzuziehen, wenn sie öffentlich in einer gedruckten Urkunde erklärten, dass die gegen sie erhobenen Beschuldigungen unbegründet, sie selber der Thora treu geblieben seien und in nichts vom „Schulchan aruch“ abweichen; sie könnten es dadurch beweisen, dass sie ihren Frauen befehlen, die modernen Kleider abzulegen und sich nach altem Brauch „gleich den übrigen Juden“ zu kleiden.<sup>105)</sup>

R. Chaim von seiner Ueberzeugung abzubringen vermochte auch die anonym erschienene Broschüre „Igeret schlomim“ nicht, die den Sandzer Eiferer ermahnte, dem gefährlichen Streit ein Ende zu machen und aus dem Judentum Tausende gottesfürchtige Männer nicht wegen einer Handlung auszuschliessen, die „R. Beer von Leow bei nicht ganz ungetrübtem Verstand begangen hat“.<sup>106)</sup>

Es war augenscheinlich die Stimme eines mässigen Sadagorischen Chassiden. Allein R. Chaim blieb unerbittlich.

## XV.

Während der ganzen Zeit des rabbinisch-chassidischen Streites hatten sich die Sadagorischen Brüder von jeder persönlichen Aussprache zurückgehalten. Die geheime Triebfeder der Agitation ihrer Anhänger lag natürlich in Sadagora. Von dort aus wurden sowohl den uneigennütigen wie den gutbezahlten Verteidigern der Dynastie Richtlinien gegeben, aber zu öffentlichen Episteln, die die Mittel der Gegner bildeten, griff man dort nicht. Sich zu verteidigen wäre erniedrigend, anzugreifen aber gewagt. Nur als der Kampf einen zu grossen Umfang angenommen hatte, sah man in Sadagora ein, dass ein weiteres Schweigen unmöglich sei; man liess sich nun auf dasselbe diplomatische Manöver ein, welches zu Beginn des Feldzuges von den Aufklärern in Czernowitz unternommen wurde: Zur Veröffentlichung eines neuen „Aufrufes“ im Namen R. Beers, der die Wirkung des ersten ketzerischen „offenen Briefes“ von Czernowitz aufheben sollte. Im Juli 1869 wurde folgender von R. Beer in Sadagora unterzeichneter Aufruf abgedruckt und als Flugblatt an verschiedene Orte versandt:

„Ich, der ich das Elend meines Volkes schaute, erfülle die Bitten, die aus den besorgten Herzen der in allen Weltgegenden zerstreuten



Rechtgläubigen zu mir drangen. Da sie den im letzten Winter mit meiner Unterschrift erschienenen Brief lasen und von der grossen Schande, der ich anheimfiel, gehört hatten und da sie andererseits meine Herkunft und (öffentliche) Stellung kannten, frugen sie sich verwundert, was mir geschah? warum ich zur grössten Betrübniß jedes Rechtgläubigen meine Gesinnung änderte? Ich entschloss mich daher, mit diesem wahrhaftigen Aufruf vor die Oeffentlichkeit zu treten, um jede Beschuldigung und Verleumdung von mir zu werfen und um vor Gott und Israel rein zu sein.

Gottes Hand lag auf mir und sein Geist voll verschiedener Verlockungen schwebte vor meiner Seele und machte mich zur Zielscheibe seiner Angriffe. Schrecken erfasste mich und ich verzweifelte an meinem Leben. Was ich befürchtete, traf ein: mein heiliger Bruder aus Stepaneschty (sein Andenken sei gesegnet!) wurde uns entrissen... Ich verlor den Mut, ich wurde schwach und kraftlos. Daher all das Unglück, das über mich kam. Nicht fest entschlossen und nicht bei vollem Verstand habe ich all das Unerlaubte begangen; auch ist der unglückselige Brief nicht meinem Herzen entsprungen, sondern er wurde mir von einem furchteinjagenden Geist eingeflüstert. Und wenn mich Gott nur ein wenig strafte, so haben die Feinde meiner Seele das Unglück zu vergrössern gesucht; ich lief Gefahr, zu stolpern, in die Netze zu fallen und tief zu sinken; und wenn mir nicht Gottes Hilfe zuteil worden wäre, so wäre meine Seele in den Abgrund gestürzt; aber der Gott meiner Väter stand mir in seiner grossen Gnade bei; er sprach zum Gefangenen: komm heraus! zu dem in Finsternis Irrenden: es werde Licht! Er hat mich durch sein Wort geheilt und befreit, mich in die Wohnung meines heiligen und reinen Bruders, der das Licht meiner Augen und meines Herzens Freude ist, gebracht und mich meiner schönen Familie zurückgegeben. Und es richtete sich mein gebrochener Geist wieder auf. Und als sich die schäumenden Wellen meiner Gedanken legten und ich mich besann, schlug ich die Hände zusammen und meine Augen vergossen Tränen über die von meinen Sünden verursachte Gotteslästerung. Ich kann keinen Trost finden. Aber der allwissende Gott kennt die Geheimnisse meines Herzens. Er weiss, dass ich seine Gebote nicht böswillig und nicht

erbitterten Herzens übertreten habe. Ich bekunde hiermit meinen Willen vor meinem Schöpfer: Ich bin Dein Knecht und will Deinen Geboten treu sein; die Thora und Dein Dienst sind die Erquickung meiner Seele . . . ich werde alle unbedeutenden Gebote der Weisen peinlich befolgen und zwischen bedeutenden und unbedeutenden Geboten keinen Unterschied machen. Ich werde in den Fußstapfen meiner reinen und heiligen Ahnen wandeln. — Du aber, o Gott, verzeihe mir in deiner grossen Gnade! bekehre mich zu Dir, und ich werde mich bekehren!

So spricht ein unter der Not der Zeit Aechzender, der erwartet, dass für Israel bald die Posaune der Erlösung erschalle und das Himmelreich eintrete. — Tammus, hier in der Stadt Sadagora, Dow-Beer, ben Rabbi Israel.“<sup>107)</sup>

Dieser Aufruf war von einer Zuschrift zweier Sadagorischer Rabbiner — Leibusch Landy und Michel Taubes — begleitet, welche ihrer Ueberzeugung Ausdruck gab, dass jeder, der jüdischen Geistes ist, nachsichtig über den Fehltritt eines Sprösslings aus heiligem Hause urteilen werde, denn einem, der gezwungen wird, etwas zu übertreten, verzeiht auch Gott.

Also unterzeichnete R. Beer wiederum einen Aufruf, der ihm von andern diktiert wurde. Und wenn er im ersten Manifest für einen im Sinne des Freisinns Aufgeklärten und fast für einen Reformator ausgegeben wurde, so erscheint er im zweiten in der demütigen Pose eines reuigen Sünders, welcher erklärt, seine frühern Handlungen im Zustande der Geistesverwirrung, „bei nicht ungetrübtem Verstand“ begangen zu haben. Als Ursache dieser Geistesverwirrung wird die durch den Tod seines Bruders R. Nachum von Stepanescht hervorgerufene Trübsal genannt — eine offenkundig ad hoc ersonnene Erklärung.

Eine schlimmere Verunglimpfung, als die welche sich R. Beer durch den von seinen Angehörigen diktierten Brief selber zuzog, ist kaum denkbar. Für die protestierenden Rabbiner aus der Partei Halberstamms war dieses bussfertige Manifest gewissermassen eine Kriegstrophäe. Sie konnten darin die Unterwerfung der ganzen Sadagorischen Familie erblicken und bis zu einem gewissen Grad be-



friedigt sein. Tatsächlich begann der Parteikampf nach der Veröffentlichung des Bussmanifestes ruhiger zu werden, um kurz darauf ganz aufzuhören.

\*                      \*

R. Beer verlebte seine letzten Jahre unter Aufsicht seiner Familie in Sadagora. Er lebte einsam und zurückgezogen — vielleicht ohne dass er es wollte. Die Angehörigen befürchteten etwaige „Sonderbarkeiten“ seinerseits. Nach Aussagen von „Maskilim“ blieb R. Beer im Herzen Freidenker und soll sogar während eines Passah-Festes Brot gegessen haben; hingegen berichten chassidische Quellen, dass er seine letzten Jahre „wie ein Gerechter und Heiliger“ verbrachte.<sup>108)</sup>

Im Frühling 1876 starb in Sandz der hochbetagte R. Chaim Halberstamm, und im Herbst desselben Jahres schied auch R. Beer aus dem Leben. So haben die zwei Hauptpersonen des Dramas „Sadagora-Sandz“, das die jüdische Welt in Aufregung hielt, fast gleichzeitig die Szene verlassen. R. Beer, dieser Acher der Sadagorischen Dynastie, wurde im Familiengrab R. Israels von Ruzhin bestattet. Man vergönnte ihm jedoch keinen Platz neben seinem Vater, sondern setzte ihn etwas abseits, in einer besondern Ecke bei. Das war die letzte Rache, die die Angehörigen an ihrem Verwandten ausübten, wegen dessen Schuld sie in üblen Ruf gerieten.

1883 starb in Sadagora der älteste Vertreter der Dynastie R. Abram-Jakob, 1894 folgte ihm der Zaddik von Husjatin R. Mordchaj-Schraga im Tod, und 1903 verschied der letzte der Sadagorischen Brüder, der Zaddik von Czortkow R. Dawid-Mose.

Die Söhne R. Israels von Ruzhin starben, aber die Dynastie von Sadagora blieb bestehen. Ihre gegenwärtigen Vertreter sind R. Israels Enkel, Söhne seiner Söhne (nur R. Beer von Leow hinterliess keine Nachkommen). Die Gruppe der Sadagorischen Zaddikim nimmt auch heute eine besondere Stellung unter den chassidischen Dynastien ein.

## ANMERKUNGEN.

---

### ZWEI RICHTUNGEN IM JUDENTUM.

<sup>1)</sup> Lev. 21, 18 (die Zitate aus dem alten Testament sind nach der Uebersetzung Kautzschs angeführt).

<sup>2)</sup> Lev. 24, 22. <sup>3)</sup> Exodus 21, 24. <sup>4)</sup> Lev. 19. <sup>5)</sup> Sifra, Kedaschim.

<sup>6)</sup> Deuteron. 27. <sup>7)</sup> Lev. 26. Deuteron. 28.

<sup>8)</sup> C. Cornill, *Der israelitische Prophetismus* S. 178. Strassburg 1906.

<sup>9)</sup> K. Marti, *Geschichte der israelitischen Religion* S. 179—183. Strassburg 1907. Vergl. W. Bousset, *Das Wesen der Religionen* S. 120. Halle a. S. 1903.

<sup>10)</sup> Hosea 4, 8. 6, 6. <sup>11)</sup> Micha 6, 8. <sup>12)</sup> Jesaja 1, 11. 14, 17.

<sup>13)</sup> a. a. O. 58, 67.

<sup>14)</sup> Matthäus 4, 18. Vergl. a. a. O. 23, 23. Lukas 11, 42. An die Galater 2, 9, 11—13. (Die Zitate aus dem Neuen Testament sind nach der Uebersetzung von K. Weizsäcker angeführt). Siehe E. v. Hartmann, *Die Selbstzersetzung des Christentums* S. 43—45, 56. Berlin 1874. Wellhausen, *Einleitung in die Drei Ersten Evangelien* S. 113—114. Berlin 1905. W. Hess, *Jesus von Nazareth* S. 25. Tübingen 1906. B. Kellermann, *Kritische Beiträge zur Entstehungsgeschichte des Christentums* S. 18—20. Berlin 1906.

<sup>15)</sup> Jakobus 2, 10. Vergl. an die Galater 2, 11—13.

<sup>16)</sup> K. Marti, *Die Religion des Alten Testaments* S. 62. Tübingen 1906.

<sup>17)</sup> Römer 10, 12. Siehe Stade, *Geschichte des Volkes Israels* II S. 583. Berlin 1888. O. Holzmann, *Christus* S. 85—86. Leipzig 1907.

<sup>18)</sup> Jesaja 19, 24—25. <sup>19)</sup> Zephania 3, 9.

<sup>20)</sup> Secharia 14, 9. Siehe *Christentum und Judentum* in: *Jahrbuch für Jüdische Geschichte und Literatur*. Berlin 1906.

<sup>21)</sup> Jesaja 2, 4.

<sup>22)</sup> H. Cohen, *Die Nächstenliebe im Talmud* S. 7. Marburg 1888.

<sup>23)</sup> Siehe M. Güdemann, *Jüdische Apologetik* Kap. 3. Glogau 1906.

<sup>24)</sup> I. Könige 8, 41—43. II. Chron. 6, 32. <sup>25)</sup> Jesaja 66, 21.

<sup>26)</sup> W. Bousset a. a. O. S. 129. Harnack, *Mission und Ausbreitung des Christentums* S. 8. J. Eschelbacher, *Das Judentum und das Wesen des Christentums* S. 104—121. Berlin 1908. W. Staerk, *Neutestamentliche Zeitgeschichte* II S. 45—59. Leipzig 1907.

<sup>27)</sup> Siehe Schürer, *Geschichte des Jüdischen Volkes* usw. III S. 150—172. Leipzig 1909. Eschelbacher a. a. O.

<sup>28)</sup> Talmud babli, Sabbath 13b. <sup>29)</sup> T. b. Jebamoth 46a.



<sup>30)</sup> C. Cornill, Aufsatz im Buche *Das Christentum* S. 10—11. Leipzig 1908.  
K. Vollers, *Die Weltreligionen* S. 97, 124, 152—154.

<sup>31)</sup> T. b. Sabbat 31 a. <sup>32)</sup> Aboth I. <sup>33)</sup> T. b. Kethuboth 67 a.

<sup>34)</sup> T. b. Beza 16 a. <sup>35)</sup> Aboth D'rabbi Nathan Kap. 15.

<sup>36)</sup> T. b. Sabbat 31 a. <sup>37)</sup> T. b. Sanhedrin 11 a. <sup>38)</sup> T. b. Erubin 13 a.

<sup>39)</sup> Talmud Jerusalemi, chagiga 2. Midrasch schir H'schirim rabba I, 4.

<sup>40)</sup> T. b. chagiga 15 a. <sup>41)</sup> a. a. O. Jerusalemi.

<sup>42)</sup> a. a. O. Babli. Vergl. J. H. Weiß, *Dor W'dorschow* II S. 125—129. Wilna 1895. S. Rubin, *Jalkuth Salomo* S. 17—27. Krakau 1896.

<sup>43)</sup> T. J. Herijuth: „Weder verbietet der Agadist noch gestattet er, weder sagt er unrein noch rein.“

<sup>44)</sup> T. b. Sota 40 a.

<sup>45)</sup> Siehe H. Weiss a. a. O. III S. 109—115. M. Güdemann, *Religionsgeschichtliche Studien* S. 99 usw.

<sup>46)</sup> T. b. Sanhedrin 106 b. <sup>47)</sup> T. b. Sabbat 13, Menachoth 41.

<sup>48)</sup> T. b. Berachoth 32 a. Menachoth 29 b. Midrasch rabba II, Kap. 83, VI, Kap. 19.

<sup>49)</sup> Deut. 22, 10. <sup>50)</sup> Lev. 19, 19. <sup>51)</sup> a. a. O. <sup>52)</sup> Deut. 12, 17.

<sup>53)</sup> Deut. 15, 19. <sup>54)</sup> Deut. 18, 4. <sup>55)</sup> Deut. 18, 3. <sup>56)</sup> Num. 18, 14.

<sup>57)</sup> Jalkut Simoni *Korach*.

<sup>58)</sup> T. b. Nidda 61 b. Midrasch Schochar tob 146.

<sup>59)</sup> T. J. Massiroth I, 3. Siehe J. H. Weiss a. a. O. III S. 117.

<sup>60)</sup> T. b. Chagiga 14 a. Sanhedrin 67 b.

<sup>61)</sup> Halachistische Auseinandersetzungen.

<sup>62)</sup> Sifra *Kedaschim*. <sup>63)</sup> T. J. Aboda sara 2. <sup>64)</sup> T. b. Aboda sara 37.

<sup>65)</sup> T. b. Makkoth 23 b. <sup>66)</sup> Midrasch rabba I. Kap. 8.

<sup>67)</sup> T. b. Aboda sara 36. Siehe Weiss a. a. O. III S. 116—120.

<sup>68)</sup> R. Scherira Gaon in seiner Vorrede zu Responsen der Geonim *Schare Zion*.

<sup>69)</sup> Siehe S. Pinsker, *Likute Kadmonioth* S. 100.

<sup>70)</sup> Maimonides in seiner Vorrede zur „Mischne Thora“.

<sup>71)</sup> Igereth Harambam. Siehe S. A. Luzato, *Pnine Schdal* S. 17—19, 1888.

<sup>72)</sup> Siehe More Nebuchim I. Kap. 40, 47, 70. III. Kap. 17, 18.

<sup>73)</sup> a. a. O. III. Kap. 51.

<sup>74)</sup> R. Heschel, *Responsen, Pne Jehoschiah* II § 52, Lemberg 1860.

<sup>75)</sup> Responsen der Geonim a. a. O. § 10.

<sup>76)</sup> J. Sasportas *Zizath nobel Zewi* 95—99.

<sup>77)</sup> Chaje nefesch, Imre Schofer, Sitre Thora.

<sup>78)</sup> Sohar III 27 b. 124 a. Tikunim 27, 44, 46.

<sup>79)</sup> Sefer Hakoneh. Siehe A. Jellenik *Kuntres Tarjag* 44.

<sup>80)</sup> M. Korduero *Or nerob* IV. Kap. 2.

<sup>81)</sup> Bescht = Baal schem tob, Mann des guten Namens.

<sup>82)</sup> Mischna Thora, Hilchot Malachim.

<sup>83)</sup> In seinem Vorwort. Siehe mein Buch: *Lekorath Harabanuth*, S. 1—26. Warschau 1910.

<sup>84)</sup> Toldoth Jakob Joseph Absch. Pekude, Wajischlach, Wajchi. Chaje Mahran.

<sup>85)</sup> Likute Mahran I 84. Sefer Hamidoth lit. Zedek.

<sup>86)</sup> Toldoth Jakob Joseph, Lech. Keter schem tob. Zawaat Haribasch. Sichoth Haran.

<sup>87)</sup> Likute Mahran II. Sichoth Mahran. Siehe mein Buch *Rabbi Nachman von Brazlaw* S. 51—52. Berlin 1910.

<sup>88)</sup> Keter schem tob. Zawaat Haribasch.

<sup>89)</sup> Or Hameïr S. 2. 42. Keter schem tob.

<sup>90)</sup> T. b. Chulin 86.

<sup>91)</sup> Keter schem tob.

<sup>92)</sup> Noam Elimelech *Beschalach*. Ktoneth Passim *B'haalotcha*.

<sup>93)</sup> Aboth 6.

<sup>94)</sup> Chesed L'abraham Lech. Zabaat Haribasch.

<sup>95)</sup> Zofnath Paneach *Mischpatim*.

<sup>96)</sup> Amtachath Benjamin 114.

<sup>97)</sup> Midrasch Pinchas. Rischpe ösch 8. Nofath Zofim.

<sup>98)</sup> Pri Haarez, Lech. Keduschath Levi Absch. Schir Haschirim.

#### DER ZADDIK.

<sup>1)</sup> Koheleth 7, 20, vgl. Könige I, 8. 46.

<sup>2)</sup> Genesis 27, 19—20. 30, 37—41. <sup>3)</sup> Numeri 21, 12.

<sup>4)</sup> Samuel II, 11. 12. Könige I, 11, 3—6.

<sup>5)</sup> Jesaia 11, 2. Diese und die folgenden Verse sind nach Kautzschs Bibelübersetzung (Leipzig 1894) zitiert.

<sup>6)</sup> ibid. 4, 5. <sup>7)</sup> ibid. 2, 4. <sup>8)</sup> ibid. 11, 4. <sup>9)</sup> Jesaia 35, 5, 6, vgl. Jes. 28, 18.

<sup>10)</sup> ibid. 11, 6—8. <sup>11)</sup> ibid. 35, 6—8. <sup>12)</sup> ibid. 30, 26.

<sup>13)</sup> Daniel 7, 13, 14. Verg. Henoch 70. 14—17. <sup>14)</sup> Genesis 18, 26—32.

<sup>15)</sup> Ihrer zehn werden genannt Genesis 32. <sup>16)</sup> ibid. 7. 8.

<sup>17)</sup> Trakt. Joma Babli 38 b. Sanhedrin 103 b.

<sup>18)</sup> Sanhedrin 93 a. 65 b. <sup>19)</sup> Moed katan 16 b. <sup>20)</sup> Taanit babli 24. 25.

<sup>21)</sup> ibid. 25. Habdala ist ein Gebet beim Ausgang des Sabbats.

<sup>22)</sup> Midrasch Koheleth Rabba I. Abschn. <sup>23)</sup> Taanit babli 25.

<sup>24)</sup> Aboth R. Nathan 8. Absch.

<sup>25)</sup> Midrasch Rabba Bereschith Abschn. 33. <sup>26)</sup> ibid. Abschn. 34.

<sup>27)</sup> ibid. <sup>28)</sup> Tract. Sabbath 33. <sup>29)</sup> ibid. <sup>30)</sup> Sabbath babli 34.

<sup>31)</sup> Sukka 45. <sup>32)</sup> Baba Mezia 84. <sup>33)</sup> Chulin 7. <sup>34)</sup> ibid. 6.

<sup>35)</sup> Midrasch Debarim Rabba III. Abschn. <sup>36)</sup> Chulin 6.

<sup>37)</sup> Sabbath babli 112 b. Jerus. Demai I. <sup>38)</sup> Sohar I 129 b.

<sup>39)</sup> ibid. 130 b. <sup>40)</sup> ibid. 62 b. <sup>41)</sup> ibid. 84 a. <sup>42)</sup> ibid. 189 a. II. 256 a.



- <sup>43)</sup> ibid. 98 a. <sup>44)</sup> ebenda. <sup>45)</sup> ibid. III. 97. 213. <sup>46)</sup> Sohar II. 62 a. 196 b.
- <sup>47)</sup> In seinem Buche *Ozar eden ganuz*, zitiert v. Jellinek in *Beth ha-Midrash* III.
- <sup>48)</sup> In seinen Werken *Or ha-Sechel, Chaje Olam* bei Jellinek *Philosophie und Kabbala* S. 40—43.
- <sup>49)</sup> Grätz-Rabbinowitsch *Dibre jeme Israel* V, S. 184—185.
- <sup>50)</sup> E. Ginzig *R. Abraham Abulafia im Haeschkol* V, S. 99.
- <sup>51)</sup> Sanhedrin 95 a.
- <sup>52)</sup> Josef ha-Kohen *Dibre hajamim* II. Teil, vgl. Rabbinowitsch *Mozae Gola* S. 138—173.
- <sup>53)</sup> Ch. Vital *Schibche ha-Ari* S. 1, Warschau 1849.
- <sup>54)</sup> Ch. Vital *Sepher ha-Gilgulim Ende*, Zolkiew 1796.
- <sup>55)</sup> R. Chaim Ephraim, *Degel machne Ephraim* Bereschith, Lemberg 1858.
- <sup>56)</sup> a. a. O. <sup>57)</sup> ibid. Beschalach. Likutim.
- <sup>58)</sup> a. a. O. Wajera. D'rusch lepurim.
- <sup>59)</sup> R. Israel v. Rizin *Irin kadischin*. Schabbath Chazon.
- <sup>60)</sup> R. Jakob Joseph *Toldoth Jakob Joseph. Noach*. Lemberg 1858.
- <sup>61)</sup> Derselbe in der Einleitung Noach, Emer, R. Mendel v. Witebsk, P'ri ha-Arez. Bereschit. Bo. Jethro. R. Nachman v. Brazlaw: Likute mah'ran I. Sichot haran. R. Baruch Medziboz: Bozina d'Nehora.
- <sup>62)</sup> R. Nachman v. Brazlaw: Sichot haran.
- <sup>63)</sup> R. Chaim Ephraim a. a. O., Bereschit.
- <sup>64)</sup> Derselbe: Wajchi, Schemoth.
- <sup>65)</sup> R. Jakob Joseph: a. a. O. Jethro, Emor.
- <sup>66)</sup> R. Beer v. Mezeritsch: Maggid debaraw l'Jakob 48. Berditschew 1828. R. Levi Jizchok v. Berditschew: Keduschath Levi: Schir ha-Schirim. Berditschew 1816.
- <sup>67)</sup> R. Beer v. Mezeritsch a. a. O.
- <sup>68)</sup> R. Nachman v. Brazlaw: Likute Maran I.
- <sup>69)</sup> R. Chaim Ephraim a. a. O. Waichi.
- <sup>70)</sup> R. Israel v. Walednik: Scheerith Israel 30.
- <sup>71)</sup> R. Elimelech v. Lizensk: Noam Elimelech. Mischpatim. Lemberg 1868.
- <sup>72)</sup> Siehe Seite 56—67.
- <sup>73)</sup> R. Israel Jofe *Schibche ha-Bescht* S. 1, 1815. Ebenso wird von Jesus erzählt Matthäus I, 21. Lucas I, 35.
- <sup>74)</sup> R. Ahron v. Karlin: Beth-Ahron. Pirke Aboth.
- <sup>75)</sup> R. Beer v. Mezeritsch a. a. O. Einleitung.
- <sup>76)</sup> R. Jakob Joseph: Zofnath-Paneach. Waera.
- <sup>77)</sup> R. Beer a. a. O. R. Israel Jofe a. a. O.
- <sup>78)</sup> R. Israel Jofe a. a. O. 23. 27. Aehnlich wird von Jesus erzählt Matth. IX 25, Marcus V 42.

<sup>79)</sup> R. Chaim Ephraim a. a. O. Wajischlach. Aehnlich von Jesus Matth. XIV 33—35, Marcus VI 48.

<sup>80)</sup> R. Israel m'Kozinetz: Abodath Israel. Derusch l'Schebuoth.

<sup>81)</sup> R. Israel Jofe a. a. O. <sup>82)</sup> R. Israel Jofe a. a. O. 20. 25.

<sup>83)</sup> Derselbe a. a. O. <sup>84)</sup> Derselbe 17, 32, 38.

<sup>85)</sup> Vgl. mein Buch R. Israel Baal Schem Kap. 20, Berlin 1909.

## DER GAON VON WILNA UND DER BAALSCHEM.

<sup>1)</sup> R. Brainin in seinem Aufsatz „Hagra m'Wilna“ nach dem Buch: „Alijath Elijahu“.

<sup>2)</sup> Toldoth Hagra von Jazkan, S. 27.

<sup>3)</sup> daselbst, S. 30. <sup>4)</sup> in seinem oben erwähnten Aufsatz.

<sup>5)</sup> in „mimisrach umima'arab“.

<sup>6)</sup> siehe die Erklärung des Gaon zu Joreh deah, § 179. <sup>7)</sup> daselbst.

<sup>8)</sup> Leben des Gaon, S. 31. <sup>9)</sup> Schibche habescht. <sup>10)</sup> daselbst.

<sup>11)</sup> Magid debaraw l'jakob, Berditschew 1808, im Vorwort.

<sup>12)</sup> Kether schem tob, Teil II. <sup>13)</sup> Siehe oben Seite 46—47.

<sup>14)</sup> Dbarim arewim, Teil I. <sup>15)</sup> Z'wa'ath haribasch.

<sup>16)</sup> Pri haarez in den Briefen. <sup>17)</sup> Sod Jachin uboas.

<sup>18)</sup> Kether schem tob. <sup>19)</sup> Z'wa'ath haribasch.

<sup>20)</sup> N'tiw mizwotecha VIII, Degel machane ephraim, teze.

<sup>21)</sup> B'eer majim chajim. <sup>22)</sup> Z'wa'ath haribasch. <sup>23)</sup> daselbst.

<sup>24)</sup> Likutej amarim. <sup>25)</sup> Kether schem tob.

<sup>26)</sup> Toldoth Jakob Josef, Abschn. wajchi. <sup>27)</sup> Kether schem tob.

<sup>28)</sup> Schiwchej habescht. <sup>29)</sup> Buzina dinehora.

<sup>30)</sup> derech emunah umaasse rab. <sup>31)</sup> Poreth Josef und oft.

<sup>32)</sup> R. Isaak du Lattes im Vorwort zum Sohar.

## DIE BLÜTEZEIT DES CHASSIDISMUS.

<sup>1)</sup> Schibche Bescht, S. 9. <sup>2)</sup> R. Sew von Shitomir: Or hameir, Chaje Sara.

<sup>3)</sup> Derech Emuna umaasse Raw, S. 85.

<sup>4)</sup> Or Tora, Emor; Or ha-emeth, S. 126. <sup>5)</sup> Schibche ha-Bescht, S. 9.

<sup>6)</sup> Magid debharaw lejakob, Vorrede. <sup>7)</sup> Schibche Habescht, S. 9.

<sup>8)</sup> Magid debharaw lejakob a. a. O. <sup>9)</sup> Schibche Habescht, S. 9.

<sup>10)</sup> S. mein Buch „L'qoroth ha-chassiduth“, S. 9.

<sup>11)</sup> S. mein Buch „R. Nachum m'Czernobyl“, S. 10—11, und meinen Aufsatz über Menachem-Mendel von Witebsk in Hagoren. Bd. 7, S. 138.

<sup>11 a)</sup> Matth. 23, 15. <sup>12)</sup> S. M. Lebensgeschichte 205—206. München 1911.

<sup>13)</sup> ibidem, S. 188. <sup>14)</sup> Seder ha-doroth ha-chadasch, S. 26.

<sup>15)</sup> ibidem. <sup>16)</sup> Derech emuna umaasse Raw, S. 97.

<sup>17)</sup> Seder ha-doroth hachadasch, S. 23—32. <sup>18)</sup> Esser Oroth, S. 26.



<sup>19)</sup> Gleich Bescht, hatte R. Beer seine Lehre nie niedergeschrieben. Das taten für ihn die Schüler, jeder in seinem Stil und nach seiner Auffassung. So sind drei Bücher entstanden, die ihm zugeschrieben werden: 1. Magid debaraw le-Jakob. Dieses Buch hatte den Schüler R. Beers, R. Salomo von Luzk, zum Verfasser; in der Vorrede versichert der Verfasser, dass ihn R. Beer zur Herausgabe des Buches beauftragt habe. 2. Or Thora wurde im schriftlichen Nachlass R. Jesajas von Dunewitz gefunden. 3. Or Emeth, nach einem Manuskript R. Lewi Jizchak Berditzewers erschienen.

<sup>20)</sup> „Dibre Dawid“ des Zaddik R. Dawid-Mose von Czortkow, Vorrede: Husjatin 5664.

<sup>21)</sup> Dibhre Dawid, S. 5. <sup>22)</sup> Qebhuzath Jakob, Przemysl 5657, S. 63.

<sup>23)</sup> Irin Qadischin. <sup>24)</sup> Seder ha-doroth he-chadasch, S. 35.

<sup>25)</sup> Dibhre Dawid, S. 4. <sup>26)</sup> Maassioth noraim weniflaim, S. 38.

<sup>27)</sup> daselbst. <sup>28)</sup> Beht Rabbi, S. 3, Anm. 2.

<sup>29)</sup> S. mein Buch „R. Israel Bescht“, Kap. 8. u. 20.

<sup>30)</sup> I. B. Löwinsohn in seinem Buche „Taar ha-sepher“.

<sup>31)</sup> Lebensgeschichte S. 203—204. <sup>32)</sup> Or ha-meir, Debharim.

<sup>33)</sup> Or Thora, Qiduschim; Magid debaraw lejakob, S. 3, 20, 30; Or ha-meir.

<sup>34)</sup> Magid debaraw lejakob, S. 2. <sup>35)</sup> Or Thora, Schemoth.

<sup>36)</sup> Magid debaraw lejakob, S. 3. <sup>37)</sup> daselbst, S. 2. <sup>38)</sup> a. a. O. S. 21.

<sup>39)</sup> daselbst, S. 13. <sup>40)</sup> Or ha-emeth, S. 19.

<sup>41)</sup> Or ha-meir, S. 19; Magid debaraw lejakob, S. 21, 23.

<sup>42)</sup> Or Thora, Thilinin; Magid debaraw lejakob, S. 21, 29; Or Emet, S. 48.

<sup>43)</sup> S. mein Buch, R. I. Bescht, S. 36. <sup>44)</sup> Or Emet, S. 19, 155.

<sup>45)</sup> Or Thora, wajischalach, tabho, tissa; Magid debaraw lejakob, S. 4; Or Emet, S. 48.

<sup>46)</sup> Or Thora, Jithro. <sup>47)</sup> Or emet 60, 150. Or Thora, Wajeze.

<sup>48)</sup> Or ha-meir, Bahar; Or Thora, Schir ha-schirim, Pessuqim meluqatim.

<sup>49)</sup> Or Thora, bechuqothaj, pessuqim meluqatim.

<sup>50)</sup> Magid debaraw lejakob, S. 6, 9, 16, 25; Or Thora, bechuqothaj; Or Emet, S. 7.

<sup>51)</sup> Or Emet, S. 20; Magid debaraw lejakob, S. 29; Or Thora, Tissa.

<sup>52)</sup> Or Thora, Schemoth; Chajim w'chessed von R. Ch. Chajko aus Am-dod, S. 156. Magid debaraw lejakob.

<sup>53)</sup> s. mein Buch, R. I. Bescht, Kap. 10.

<sup>54)</sup> Magid debaraw lejakob, S. 8.

<sup>55)</sup> Or Thora, bechuqothaj, haasinu; Magid debaraw lejakob, S. 28.

<sup>56)</sup> Or Emet 157, 166. Magid debaraw lejakob 19. Or Thora tabho, qeduschim, tehillim.

<sup>57)</sup> Or Emet 69, 157. Magid debaraw lejakob 18, 39, 40.

<sup>58)</sup> Or Thora, pessuqim meluqatim. Or Emet 130.

<sup>59)</sup> Or Thora, qedoschim, bechuqothaj.

<sup>60)</sup> Magid debaraw lejakob 2, 15. R. Beer war der erste, der an Stelle des aschkenasischen das sephardische Gebetbuch für alle Chassidim einführte. Bescht tat es nur für seine Schüler und sich.

<sup>61)</sup> Or Emet 6, 130, 160. Magid debaraw lejakob 1, 26. Chajim wechessed, S. 157. Or Thora tehillim, tabho.

<sup>62)</sup> Magid debaraw lejakob 4. Or Emet 57, 160.

<sup>63)</sup> Ch. Vital „Ez ha-chajim“, Einleitung.

<sup>64)</sup> Magid debaraw lejakob 3, 26. Or Emet 6. Or Thora Bechuqothaj.

<sup>65)</sup> Or Thora, tissa, Jithro.

<sup>66)</sup> Magid debaraw lejakob 21. Or Thora, waere, beschalach.

<sup>67)</sup> Magid debaraw lejakob 27. Or Thora, bereschith.

<sup>68)</sup> Or Thora, wajechi. <sup>69)</sup> Or Thora, behaalothkha. Or Emet 5.

<sup>70)</sup> S. mein Buch I. Bescht, Kap. 13. <sup>71)</sup> „I. Bescht“, Kap. 13.

<sup>72)</sup> Magid debaraw lejakob 4, 5, 33, 36. Or Emet S. 43. Or Thora, bischloach, emor, wajischlach.

<sup>73)</sup> Noam Elimelech. Magid debaraw lejakob 24. Qeduschath Levi, Pessach-Predigt.

<sup>74)</sup> Einleitung zu Magid debaraw lejakob.

<sup>75)</sup> Mein Aufsatz „R. A. Kolisker“ Haschiloach, Bd. 9.

<sup>76)</sup> Schneur Salman in einem Brief an seinen Freund R. Pinchas in Frankfurt a. M.

<sup>77)</sup> Beth Rabbi, S. 5.

<sup>78)</sup> Beth Rabbi. Siehe meinen Aufsatz R. Mendel Miwitebsk in Hagoren VII.

<sup>79)</sup> Toldoth Jakob Josef Tasria. <sup>80)</sup> Zofnath Paneach, Waëra.

<sup>81)</sup> Jesaja 58, 7. <sup>82)</sup> Schibche Habescht. <sup>83)</sup> Buzina dinhora.

<sup>84)</sup> Seder hadorat hachadasch.

<sup>85)</sup> Zofnath Paneach Waëra. <sup>86)</sup> Toldoth Jakob Josef W'sot Habrachah.

<sup>87)</sup> ibrid Bo. <sup>88)</sup> a. a. O. Bo, Zau. <sup>89)</sup> a. a. O. Pikudej, Wajischlach.

<sup>90)</sup> a. a. O. im Vorwort. <sup>91)</sup> Zofnath Paneach, Degel machneh Ephraim.

<sup>92)</sup> Toldoth Jakob Josef, Abschn. Mezora, Wajakhal. Zofnath Paneach Abschn. Schemoth. Porath Josef, Abschn. Noach.

<sup>93)</sup> Toldoth Jakob Josef, Abschn. Kedoschim.

<sup>94)</sup> Toldoth Jakob Josef, Vorwort, Abschn. Emor, Schemini, Kedoschim, Schalach, Mattoth, Tasria. Porath Josef, Vorwort.

<sup>95)</sup> Toldoth Jakob Josef, Abschn. Noach.

<sup>96)</sup> Kutoneth passim, Abschn. Balak. Zofnath Paneach, Abschn. Schemoth. Porath Josef, Abschn. Wajigasch.

<sup>97)</sup> Toldoth Jakob Josef, Abschn. Emor.

<sup>98)</sup> Ktoneth passim, Abschn. Korach.

<sup>99)</sup> Toldoth Jakob Josef, Tissa usw.

<sup>100)</sup> Dasselbst, Abschn. Jethro, Emor, Therumah, Maje Sarah, Wajeze.

<sup>101)</sup> Dasselbst, Abschn. Wajischlach, Kedoschim.



- <sup>102)</sup> Dasselbst, Abschn. Emor, Wajischlach, Noach. Wajigasch, Jethro. Zofnath Paneach, Abschn. Jethro.
- <sup>103)</sup> Dasselbst, Abschn. Behar, Mischpatim.
- <sup>104)</sup> Ktoneth passim, Abschn. Schemini. Toldoth Jakob Josef, Abschn. Bo.
- <sup>105)</sup> Toldoth Jakob Josef, Mischpatim.
- <sup>106)</sup> Zofnath Paneach, Mischpatim. Terumah. Porat Josef, Wajeze.
- <sup>107)</sup> Toldoth Jakob Josef, Mischpatim. <sup>108)</sup> a. a. O. Wajeze, Bo.
- <sup>109)</sup> a. a. O. Behar. <sup>110)</sup> a. a. O. Jethro. <sup>111)</sup> Talmud B. Nidda, 61.
- <sup>112)</sup> Toldoth Jakob Josef, im Vorwort, Bereschit. <sup>113)</sup> a. a. O. W'etchanan.
- <sup>114)</sup> Toldoth Jakob Josef, gegen Ende. <sup>115)</sup> a. a. O. Balak.
- <sup>116)</sup> Schibche habescht.
- <sup>117)</sup> Siehe oben S. 54.
- <sup>118)</sup> Zoinath Paneach, Woëra. <sup>119)</sup> Midrasch Pinchas.
- <sup>120)</sup> Meor Enajim. Siehe mein Buch: Rabbi Nachum von Tschernobil.
- <sup>121)</sup> Kduschat Levi. <sup>122)</sup> Kduschat Levi.
- <sup>123)</sup> Handschriften von Rabbi Pinchas und seinem Schüler R. Refael.
- <sup>124)</sup> Midrasch Pinchas. <sup>125)</sup> Ebenda und in seiner Handschrift.
- <sup>126)</sup> Ebenda und in seiner Handschrift des R. Refael.
- <sup>127)</sup> Handschrift des Pinchas, Midrasch Pinchas, Zofnah Paneach.
- <sup>128)</sup> Midrasch Pinchas, Sifsse zadikim, Bne Jissachar, Ner Jisrael.
- <sup>129)</sup> Handschrift des R. Pinchas.
- <sup>130)</sup> Handschrift des R. Pinchas. Ner Jisrael.
- <sup>131)</sup> Midrasch Pinchas, Nofeth Zofim.
- <sup>132)</sup> Midrasch Pinchas. Sifsse Zadikim.
- <sup>133)</sup> Handschrift des R. Pinchas. Ner Jisrael.
- <sup>134)</sup> Midrasch Pinchas, Ner Jisrael. <sup>135)</sup> Dibre Zadikim.
- <sup>136)</sup> Aus einem Brief des R. Pinchas an R. Jeschaja von Dinowitz.
- <sup>137)</sup> Handschrift des Pinchas. Nofeth Zophim.
- <sup>138)</sup> Midrasch Pinchas. Kether Refael.
- <sup>139)</sup> Ebenda. <sup>140)</sup> Midrasch Pinchas. <sup>141)</sup> Handschrift Pinchas.
- <sup>142)</sup> Midrasch Pinchas. <sup>143)</sup> Ebenda. <sup>144)</sup> Irin kadischin.
- <sup>145)</sup> So beginnen die Klagelieder des Jeremias.
- <sup>146)</sup> Buzina dinhura, vgl. meinen Aufsatz über Baruch von Medziboz im Haschiloach Bd. 9.
- <sup>147)</sup> Tiferet Jisrael des Rabbi Israel von Tschortkow.
- <sup>148)</sup> Chessed l'Awraham. <sup>149)</sup> Chessed l'Awraham, Breschit, Noach, Korach.
- <sup>150)</sup> Dasselbst, Wajar. <sup>151)</sup> Dasselbst, Lech.
- <sup>152)</sup> Igereth hakodesch. <sup>153)</sup> Tora Or, Miketz, Tisah.
- <sup>154)</sup> Tora Or, Schemoth. Siehe Teitelbaum, Haraw miladi II S. 7—8.
- <sup>155)</sup> Siddur schar kriot Schemah. <sup>156)</sup> Likute Thora, Achrai.
- <sup>157)</sup> Thora Or, Schemot.

<sup>158</sup>) Namen von biblischen Personen, die im Talmud zur Darstellung halachistischer Diskussionen figurieren.

<sup>159</sup>) Tanja, Kap. 5.

<sup>160</sup>) Kuntres Achron. Siehe Teitelbaum Seite 178—179.

<sup>161</sup>) Or nerab.

#### VOM GEMEINSCHAFTSLEBEN DER CHASSIDIM.

<sup>1</sup>) vgl. Rabbi Salomo Luria: Vorrede zum Buche „Jam schel Schlomoh“.

<sup>2</sup>) Siehe mein Buch: Rabbi Israel Baal-Schem, S. 35—55.

<sup>3</sup>) Rabbi Moses Schapira aus Slawita, der Sohn des Zaddik Rabbi Pinchas von Koretz, des Genossen und Schülers des Baal-Schem, war der erste, der eine spezielle Druckerei „in reiner Heiligkeit“ gründete. Diese Druckerei war ausschliesslich frommer Literatur vorbehalten und es durften dort weder aufklärerische noch antichassidische Bücher erscheinen. Seine Söhne, die unter dem Namen „die heiligen Brüder Schapira“ bekannt sind, kamen infolge einer falschen Beschuldigung ins Gefängnis, erlitten grässliche Körperstrafen und wurden nach Moskau verbannt. Nach Hause zurückgekehrt, setzten sie die Arbeit ihres Vaters fort. Die Druckerei aber wurde auf Angeberei der „Aufgeklärten“ geschlossen. Die in dieser Druckerei erschienene Sohar-Ausgabe gehört zu den grossen, von den Chassidim besonders geschätzten Raritäten. Rabbi Nathan, der Schüler des Rabbi Nachman von Brazlaw, gründete in Nemirow eine Spezialdruckerei für chassidische Bücher. Ebenso bestand eine solche in Medsibosch. Die Besitzer dieser Druckereien pflegten die Approbationen für ihre Bücher nicht, wie es damals Brauch war, bei den rabbinischen Autoritäten, sondern bei den Zaddikim einzuholen.

<sup>4</sup>) Siehe oben: S. 98—100.

<sup>5</sup>) Siehe Lunz: Jerusalem, Heft II.

<sup>6</sup>) Siehe meinen Aufsatz: Rabbi Mendel in Witebsk im „Hagoren“, Heft VII.

<sup>7</sup>) Siehe S. 191—193.

<sup>8</sup>) Siehe oben: S. 36—47.

<sup>9</sup>) Der Chassidismus, insbesondere der ukrainische, hat viele melancholische, sowie fröhliche Melodien geschaffen, die unter den Chassidim überall gut bekannt sind, und zu jeder Gelegenheit und bei jedem Zusammensein werden sie mit Worten aus heiligen Liedern, aber auch ohne Worte gesungen. Vor 30—40 Jahren war in der Ukraine der Chassid R. Joseph Talner Kantor (Chasin) im Bethaus des berühmten Zaddik R. David Talner gut bekannt und sehr populär unter den Chassidim. Er verfasste viele chassidische Melodien (Nigunim), die überall unter den ukrainischen Chassidim bis auf den heutigen Tag gesungen werden.

<sup>10</sup>) Dieses Gebet wird auf folgende Weise verrichtet: Stehend hält der Zaddik in seiner Rechten einen Kelch Wein und an seiner linken Seite hält ein Chassid eine angezündete Kerze aus Wachs in der Hand.

<sup>11</sup>) Siehe S. 182—190.

<sup>12</sup>) Derech Emet.

<sup>13</sup>) Siehe mein Buch: Rabbi Israel Baal-Schem, S. 68—70.



<sup>14)</sup> Während ich mit der Abfassung meines Buches über Rabbi Nachman, „Rabbi Nachman von Brazlaw“, Berlin 1910, beschäftigt war, gesellte ich mich oft zu den Brazlawer Chassidim und besuchte ihr Bethaus in Uman, konnte aber trotz all meiner Anstrengungen von ihnen kein Wort über ihre Geheimlehre erfahren.

<sup>15)</sup> Der „Magid von Meseritsch“ fragte einst den Baal-Schem; „Meister, Du hast uns gelehrt, es gebe nichts unbedingt Böses in der Welt, denn ein Korn des Guten sei in allen Dingen. Was ist denn am Kriege Gutes zu finden?“ Der Baal-Schem antwortete: „Aus dem unendlichen Leid wird unendliche Klage, aus der unendlichen Klage wird eine Melodie (Nigun), die zwingt die Herzen der Menschen und zieht sie zu Gott.“

<sup>16)</sup> Siehe mein Buch: Rabbi Nachman von Brazlaw.

<sup>17)</sup> Wiederholt veröffentlicht, auch in der Zeitschrift „Ost und West“.

<sup>18)</sup> Siehe mein Buch: Mystisch-religiöse Strömungen, Leipzig 1914, S. 31—51.

<sup>19)</sup> Siehe S. 233—266.

## DIE JÜDISCHE FRAU IM CHASSIDISMUS.

<sup>1)</sup> Als Material zu dieser Skizze dienten Erzählungen alter Wolhynier, die die Jungfrau von Ludomir persönlich kannten.

<sup>2)</sup> Dieses Bethaus besteht noch heute in Wladimir und ist unter dem Namen der „Grünstübel“ bekannt. Hier beten die Chassiden des Kreises Rotmir.

## DIE SADAGORER DYNASTIE.

<sup>1)</sup> Elimelech Lisenski im „Noam Elimelech“, Mischpatim.

<sup>2)</sup> Israel von Welednik, Scheerith Israel, Lemberg 1864, S. 30.

<sup>3)</sup> Viel Aufsehen erregte in den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts „das Kind von Stolin“, ein unmündiger Nachfolger des Zaddik im Städtchen Stolin (Gouvernement Minsk). In Erwartung seiner Mündigkeit fuhren die Chassiden hin, ihren künftigen Führer anzuschauen und fanden sogar in dessen Kinderspielen Zeichen der Heiligkeit.

<sup>4)</sup> Siehe oben: S. 68—98, 133—136.

<sup>5)</sup> Kneseth Israel (Sammlung von Sagen über Israel von Ruzhin und über dessen Nachfolger), Warschau 1906, S. 123, 132.

<sup>6)</sup> Esser Oroth (Leben der Heiligen), S. 126 (Petrokau 1907).

<sup>7)</sup> Die chassidische Sage berichtet hierzu, dass das Gebot der Leviratscheidung, die im Volke oft umgangen zu werden pflegte, durch diese Handlung R. Israels eine besondere Weihe erhielt.

<sup>8)</sup> Schriftliche Quellen. Vgl. Kneseth Israel, 19; Kneseth Hagdola (über den Streit Sadogora-Sanz 1869), S. 62 (Lemberg 1869).

<sup>9)</sup> Prof. B. Mayer, Die Juden unserer Zeit, S. 7, 10 (Regensburg 1842); Kneseth Israel, S. 27; Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums 1869, S. 191.

<sup>10)</sup> Esser Oroth, S. 126. <sup>11)</sup> Dibre Dawid, S. 40, 42 (Husjatin 1904).

<sup>12)</sup> a. a. O. <sup>13)</sup> Dasselbst. <sup>14)</sup> Dr. S. Rubin in einem Brief an den Verfasser.

<sup>15)</sup> Esser Oroth, 126. <sup>16)</sup> Aus einem Brief Rubins.

<sup>17)</sup> Derech emuna umaasse rabh § 71.

<sup>18)</sup> Teuda be-israel, neue Auflage, Warschau 1878, das Vorwort von Natansohn.

<sup>19)</sup> Irin Qadischin, Abteil. Schemoth (Warschau 1885).

<sup>20)</sup> Schriftliche Quellen. Vgl. auch Esser Oroth, S. 129.

<sup>21)</sup> Beth Israel, am Anfang.

<sup>22)</sup> Dr. S. Rubin in einem Brief an den Verfasser; Prof. B. Mayer, Die Juden unserer Zeit, S. 8.

<sup>23)</sup> Esser Oroth 126. <sup>24)</sup> Binjan Schelomo 143 (Przemysl 1891).

<sup>25)</sup> Seine Aussprüche, die der Reihenfolge des Pentateuch folgen, wurden von seinen Nachfolgern in einer kleinen Sammelschrift „Irin Qadischin“ (Warschauer Ausgabe 1885) herausgegeben. Das Buch trägt apokryphischen Charakter.

<sup>26)</sup> Irin Qadischin, Noah, Wajikra.

<sup>27)</sup> Kneseth Israel, 27. Die Sage berichtet, dass der Apter Zaddik gegen alle Erwartung dem Kollegen von Ruzhin für diese Demonstration nicht zürnte, sondern erklärte, dass er im Sinne des biblischen Verses handle (Num. 10,9): „Wenn ihr in euerm Lande in einen Streit wider eure Feinde ziehet, so blaset in die Posaunen, damit Gott an euch denke und euch erlöse.“

<sup>28)</sup> Kneseth Israel, 16—17.

<sup>29)</sup> Irin Qadischin, Bechukethaj, Schabbath Chason, Likkutim.

<sup>30)</sup> Dasselbst, Mikez, Likkutim. <sup>31)</sup> Esser Oroth 132; Kneseth Israel 35.

<sup>32)</sup> Bozina dinhora. <sup>33)</sup> Sepher hamidoth, Zaddik.

<sup>34)</sup> Kneseth Israel 33; der jüdisch-deutsche Satz ist in der Originalsprache wiedergegeben.

<sup>35)</sup> Dasselbst. <sup>36)</sup> Dibre Dawid, 48; Esser Oroth, 128.

<sup>37)</sup> Kneseth Israel 33. <sup>38)</sup> Dr. Rubin im erwähnten Brief.

<sup>39)</sup> Irin Qadischin, Likkutim. <sup>40)</sup> Schriftliche Quellen.

<sup>41)</sup> Kneseth Israel, 118. <sup>42)</sup> Binjan Schelomo 60; Esser Oroth 127.

<sup>43)</sup> Vgl. mein Buch: „R. Nachum von Czernobyl“, 31—37, Berdiczew 1902.

<sup>44)</sup> Schriftliche Quellen. Mein Artikel: „Medanim bein achim“ im Haschi-loach, Bd. IX.

<sup>45)</sup> Das jüdisch-deutsche Original des Briefes ist im J'schuoth Israel 1, 15 abgedruckt und lautet: „Sollst wissen, as men hot uns arumgestellt mit Bodnikes (Spione) un der Guberner hot gischickt rufen bni (meinen Sohn) Scholem un er hot ihm gisogt, as du west nischt ahejmkommen, wet er uns chas w'scholem (Gott bewahre!) varschicken. Un er hot uns gihejssen schrajben a Brif zu dir, du sollst andersch nischt ton, rak (nur) ahejmzukumen. Nor mir sogen nischt kejn Deje (Meinung), un as du willst nischt ahejmkommen, is kejn ander Baworniss (Sicherheit), rak el Zorfass öj Anglijo (als nach Frankreich oder England).“

<sup>46)</sup> Dasselbst 18. <sup>47)</sup> Schriftliche Quellen. Vgl. J'schuoth Israel 1; 13, 14, 19.

<sup>48)</sup> Schriftliche Quellen. J'schuoth Israel 1; 13, 14, 19.



- <sup>49</sup>) Dibre Dawid 67. <sup>50</sup>) Kneseth Israel, 10—11. <sup>51</sup>) Esser Oroth 127.
- <sup>52</sup>) Dibre Dawid 50. <sup>53</sup>) Kneseth Israel 17. <sup>54</sup>) Esser Oroth 141.
- <sup>55</sup>) Kneseth Israel, S. 132—133. <sup>56</sup>) Esser Oroth, S. 140.
- <sup>57</sup>) Atereth Israel; Warschau 1904. <sup>58</sup>) Esser Oroth 143.
- <sup>59</sup>) Kneseth Israel 121, 122. <sup>60</sup>) Dasebst, 124.
- <sup>61</sup>) Schriftliche Quellen. Vgl. Zederbaum's „Kether Kehuna“ 143; Odessa 1867.
- <sup>62</sup>) Esser Oroth 145—146.
- <sup>63</sup>) Seine Unterweisungen wurden später im Buche „Dibre Dawid“ veröffentlicht, Husjatin 1904.
- <sup>64</sup>) Esser Oroth 147. <sup>65</sup>) Kneseth Israel 120.
- <sup>66</sup>) Esser Oroth 147; schriftliche Quellen. <sup>67</sup>) Kneseth Israel 128.
- <sup>68</sup>) Nach schriftlichen Mitteilungen.
- <sup>69</sup>) Kether Kehune 144. Zederbaum berichtet, dass noch ein anderer Sohn Israels von Ruzhin als Kaufmann nach Russland zurückzukehren versuchte; aber die „Maskilim“ (Aufklärer) von Kischinew erfuhren davon und teilten den Behörden mit, dass der Zaddik wegen eines Handels ganz anderer Natur nach Bessarabien zurückkehren und das Zutrauen der chassidischen Massen für seine Spekulationen ausnützen wolle; die Einfahrt in Russland wurde sodann dem Zaddik grundsätzlich verboten.
- <sup>70</sup>) Nach schriftlichen Mitteilungen.
- <sup>71</sup>) Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums XVIII, 191—192; schriftliche Mitteilungen; vgl. Hameliz 1869, Nr. 26, im Aufsatz „lo dubim w'lo jaar“.
- <sup>72</sup>) Orenstein, Oroth meophel in der Monatsschrift Haor 1882; schriftliche Mitteilungen.
- <sup>73</sup>) Nach einem Manuskript. Vgl. Kneseth hagdola, S. 126, Lemberg 1869.
- <sup>74</sup>) Oroth meophel im erwähnten Aufsatz des sachbeteiligten Orenstein.
- <sup>75</sup>) Hameliz 1869, Nr. 27; Haschachar 1869, Bd. I, am Schluss.
- <sup>76</sup>) Oroth meophel, in der erwähnten Zeitschrift. Kneseth hagdola, passim. Kneseth Israel 138. Schebher Posch'im' Beilage zum Buche Jalkut haroim, Odessa 1870, S. 55. Sama d'chaje (Lemberg 1869), S. 6, Anm. 5. Igereth Schlomim (Lemberg 1869), S. 4, Schriftliche Mitteilungen.
- <sup>77</sup>) Oroth meophel, a. a. O.
- <sup>78</sup>) Wochenschrift „Hamagid“ 1869, Nr. 8; Hameliz 1869, Nr. 7; Monatsschrift „Haschachar“ Bd. I, am Schluss; Jalkut haroim (Sammlung von Dokumenten in Sachen des R. Beer), Odessa 1869, S. 4—5.
- <sup>79</sup>) Oroth meophel; die Adresse wurde auch in russischer Uebersetzung veröffentlicht.
- <sup>80</sup>) Dasebst; eine Begrüssungsadresse erhielt R. Beer auch seitens der „erhabenen Einwohner“ der Stadt Kischinew; in derselben wird der Freude darüber Ausdruck gegeben, dass der Zaddik, von seinen früheren Irrwegen abgekommen, gegen Rabbinismus und Chassidismus Protest erhob. „Hameliz“

1869, Nr. 7, S. 52: „Du warst ein lauernder Bär für den Chassidismus und Rabbinismus, die beiden törichten Schwestern.“

<sup>81)</sup> „Haschachar“ 1869, Bd. I, am Schluss.

<sup>82)</sup> Mehrere Bände, betitelt „Dibhre Chaim“.

<sup>83)</sup> Ueber Chaim von Sandz siehe Kneseth hagdola 36; Schewet l'gojw kessilim, 12 (Lemberg 1869); Derech Emuna umaasse Raw (Warschau 1889), 85; Schriftliche Mitteilungen.

<sup>84)</sup> Siehe den Brief des Rabbiners von Rzeszow im Jalkut haroim 6—7; Sama d'chaje 3.

<sup>85)</sup> Datiert: Sandz, Montag Tezawe (5) 629. Vgl. dieselben Quellen; wir führen das Schreiben in Auszügen an.

<sup>86)</sup> Gemeint sind R. Beer und dessen chassidische Jünger, welche seine Abtrünnigkeit als erhabene sinnbildliche Handlung oder als einen Akt der Seelenläuterung darstellten.

<sup>87)</sup> Gemeint sind die Sadagorischen Zaddikim.

<sup>88)</sup> Jalkut haroim 11—17; Schebet l'gojw kessilim 5.

<sup>89)</sup> Sama d'chaje 20; schriftliche Quellen. <sup>90)</sup> Oroth meophel, a. a. O.

<sup>91)</sup> Vgl. Hameliz 1869, Nr. 28. <sup>92)</sup> Jalkut haroim 14.

<sup>93)</sup> Daselbst, S. 15; Kneseth hagdola 13.

<sup>94)</sup> Nach schriftlichen Mitteilungen.

<sup>95)</sup> Vgl. mein Buch: „R. Nachum von Czernobyl“. S. 38—39.

<sup>96)</sup> Nach schriftlichen Mitteilungen. <sup>97)</sup> Sama d'chaje 16.

<sup>98)</sup> Daselbst 16; Jalkut haroim 17. <sup>99)</sup> Jalkut haroim 20—21.

<sup>100)</sup> Daselbst 17—27. <sup>101)</sup> Sama d'chaje 27—29.

<sup>102)</sup> Jalkut haroim 25—27; Kneseth hagdola 37—42.

<sup>103)</sup> Jalkut haroim 36—37. <sup>104)</sup> Kneseth hagdola 49.

<sup>105)</sup> Jalkut haroim 30—31. <sup>106)</sup> Igereth schlomim, S. 4, 8.

<sup>107)</sup> Hamagid 1869, Nr. 27; Hameliz; Nr. 39; Jalkut haroim 31—33; wir führen das Dokument in Auszügen an.

<sup>108)</sup> Oroth meophel, a. a. O.; schriftliche Mitteilungen.

---

Die Aufsätze „ZWEI RICHTUNGEN IM JUDENTUM“ und „DER ZADDIK“ sind im „Archiv für Religionswissenschaft“, Band XV und XVI, „VOM GEMEINSCHAFTSLEBEN DER CHASSIDIM“ in der Zeitschrift „Der Jude“ I, „DIE JÜDISCHE FRAU IM CHASSIDISMUS“ in den „Neuen Jüdischen Monatsheften“, III. Jahrg., erschienen. Der erste und dritte der erwähnten Aufsätze haben manche Ergänzungen und Aenderungen erfahren.









PLEASE DO NOT REMOVE  
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

---

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

---

BM  
157  
H6

Horodezky, Samuel Aba  
Religiose Stromungen im  
Judentum ...

UTL AT DOWNSVIEW



D RANGE BAY SHLF POS ITEM C  
39 12 06 25 04 015 0